

4704-295 3

1 Beilage

# Braunschweigische Heimat



54. 1989 Z  
(2403-263)

Universitätsbibliothek

Stadt Braunschweig

1984

70. Jahrgang · Heft 1 · Mai

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

235

## *Inhaltsverzeichnis*

Josef Daum wurde 60 Jahre alt Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig . . . . .	1
Die Anfänge des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz nach neu erschlossenen Quellen Von Ltd. Archivdirektor Dr. Günter Scheel, Nds. Staatsarchiv, Forstweg 2, 3340 Wolfenbüttel . . . . .	8
Mahlzeiten am Tage der Hausschlachtung in Ostfalen Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig . . . . .	29
Zum Gedenken an Gerhard Bothe, 1901 – 1984 Von Archivdirektor i. R. Dr. Richard Moderhack, Schunterstraße 9, 3300 Braunschweig . . . . .	37
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1984 Von Dr. Mechthild Wiswe, Jakob-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig . . . . .	39
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	41

---

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.



Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111690, Braunschweig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

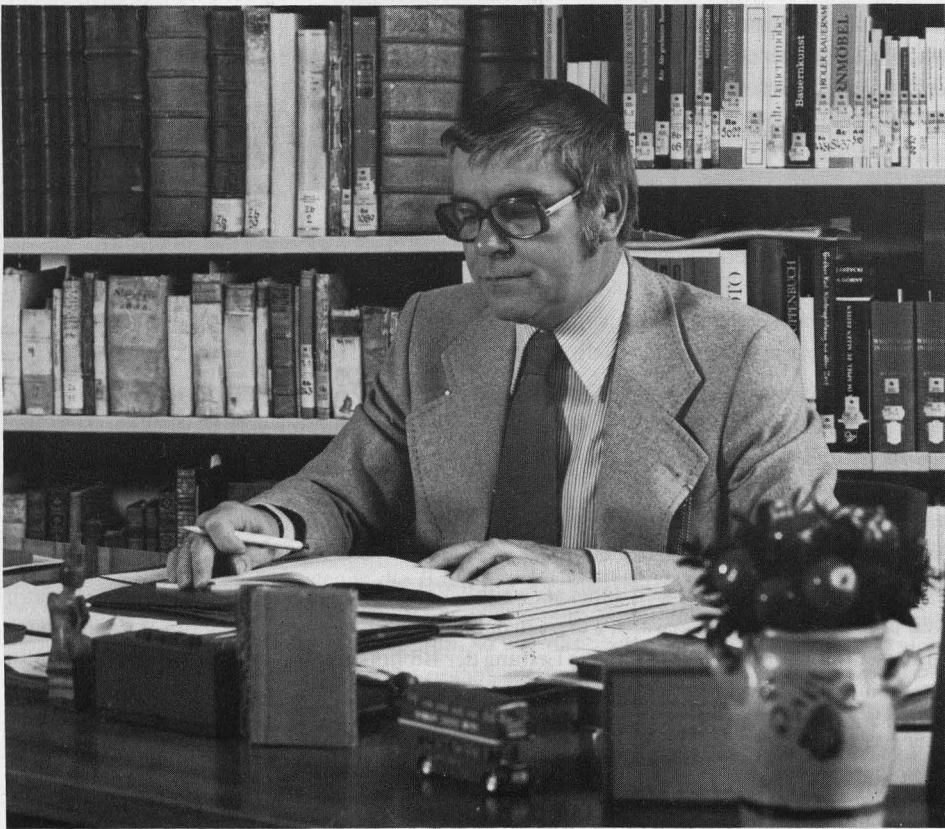
Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

70. Jahrgang

April 1984

Heft 1

## *Josef Daum wurde 60 Jahre alt*



Am 8. Februar 1984 vollendete Leitender Bibliotheksdirektor Professor Dr. Josef Daum in Braunschweig sein 60. Lebensjahr. Das ist ein willkommener Anlaß, den Lesern unserer Zeitschrift den Lebensweg und das vielseitige Wirken des Mannes zu schildern, der seit sieben Jahren Vorsitzender des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz ist.

Josef Daum wurde im saarländischen Merzig geboren und besuchte dort die Volks- und Oberschule bis zur Ablegung der Reifeprüfung im März 1942. Nach dem Kriegsdienst, der ihn nach Nordafrika, Sizilien und Italien führte, geriet er in alliierte Gefangenschaft, die er teils in Nordafrika, teils in den USA und in Großbritannien bis zum September 1948 zubrachte. In die Heimat entlassen, mußte er sich, da der Vater früh verstorben war, von Oktober 1948 bis November 1949 seinen Lebensunterhalt und die Mittel für ein Hochschulstudium als Bauhilfsarbeiter und Fernlastfahrer selbst verdienen. Von November 1949 bis Juni 1954 studierte Josef Daum sodann Naturwissenschaften mit den Fächern Geologie, Botanik, Zoologie und Chemie an der Universität Saarbrücken mit Ferienkursen an den französischen Universitäten Dijon und Nancy. Im Juni 1954 promovierte er zum Dr. rer. nat. mit der Dissertation „Zur Biologie einer Isopodenart unterirdischer Gewässer“. Hieran schloß sich die Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Biologischen Institut der Universität Saarbrücken, die ihm Gelegenheit bot, neben organisatorischen Aufgaben, der Abhaltung der Praktika für die Studenten und Vorlesungen in deutscher und französischer Sprache auch seine schon 1949 begonnenen Höhlenforschungsarbeiten auf zahlreichen Exkursionen in Süd- und Ostfrankreich fortzusetzen.

Inzwischen hatte Daum seine Neigung zum Bibliothekswesen entdeckt, das ihm verlockender erschien, als die Laufbahn eines akademischen Lehrers. Von April 1958 bis März 1960 unterzog er sich der Ausbildung für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken an den Universitäten Saarbrücken und Köln, die er mit Ablegung des Assessorexamens für den höheren Bibliotheksdienst abschloß. Seine Prüfungsarbeit für dieses Examen schlug eine Brücke von der Biologie zum Bücherwesen mit dem Thema „Tierische Schädlinge an Buchbeständen. Geschichte – Systematik – Bekämpfung“. Damit kündigte sich schon früh Daums Interesse am Kulturdenkmalschutz an.

An der Bibliothek der Technischen Hochschule Aachen, wo Daum am 1. April 1960 seine erste beamtete Stellung als Bibliotheksassessor angetreten hatte, stieg er rasch auf. Schon 1961 wurde er zum Bibliotheksrat ernannt und 1962 zum Oberbibliotheksrat und Stellvertreter des Direktors befördert. Als solcher wurde er alleiniger Beauftragter für den Neubau der Bibliothek der Technischen Hochschule Aachen, den er bis zur Fertigstellung im November 1966 maßgebend begleitete.

Dem Ansehen, das er sich dabei als weitblickender Planer und geschickter Organisator weit über Aachen hinaus erwarb, war es zu danken, daß J. Daum am 4. September 1967 nach Braunschweig berufen wurde, um die Leitung der Bibliothek der Technischen Universität zu übernehmen und deren längst erforderlichen Neubau zu betreiben. Am 1. April 1968 wurde er hier zum Bibliotheksdirektor ernannt und trat gleichzeitig als Lehrbeauftragter für Bibliothekswesen dem Lehrkörper der Universität bei. Als solcher erhielt er am 3. August 1971 die Ernennung zum Honorarprofessor.

Inzwischen war im September 1968 der Neubau der Universitätsbibliothek an der Pokelsstraße durch den Architekten Professor Krämer nach Daums fachlichen Wünschen in Angriff genommen worden und konnte im August 1971 fertiggestellt und in Betrieb genommen werden. Die Überführung der damals rund 400 000 Bände umfassenden Bücherbestände in das neue Gebäude und deren dortige Aufstellung bot dem Bibliotheksdirektor eine erneute Gelegenheit, seine ungewöhnliche organisatorische Begabung und seine ebenso un-



gewöhnliche Arbeitskraft zu beweisen. Dank seinem Weitblick und seinem Geschick in der Menschenführung beim Umgang mit den Mitarbeitern und Benutzern der neuen Bibliothek in Braunschweig wurde der von Krämer meisterhaft gestaltete und technisch aufs modernste ausgestattete Bau rasch mit pulsierendem Leben erfüllt, zu einem Kulturzentrum, das in seiner Art und Funktionsfähigkeit vorbildliche Bedeutung für andere wissenschaftliche Bibliotheken erlangte.

Im Jahre 1970 wurde Josef Daum für zwei Jahre zum Vorsitzenden des Niedersächsischen Beirats für Bibliotheksangelegenheiten bestellt. Von 1971 bis 1974 gehörte er dem Gründungsausschuß für die Universität Oldenburg als Sachverständiger des Bereichs Bibliotheks- und Informationssystem an sowie 1977/1978 dem Gründungsausschuß für die Technische Universität Hamburg-Harburg in der Kommission zum Ausbau des gesamten Bibliothekswesens.

Josef Daum war aber trotz seiner Ausbildung als Naturwissenschaftler durchaus nicht einseitig auf die Förderung des Bücherwesens der Natur- und Technikwissenschaften ausgerichtet. Nachdem er 1969 auch nebenamtlich die Leitung der Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Braunschweig übernommen hatte, widmete er sich mit gleichem Eifer der Förderung der geisteswissenschaftlichen Bücherbestände unter Einschluß der heimatkundlichen Literatur und einer bedeutenden Sammlung von Kinder- und Jugendbüchern. Seine besondere Neigung galt der Pflege des Gedenkens an Leben und Werk des großen Braunschweiger Dichters Wilhelm Raabe. Seit Oktober 1968 war J. Daum ständiges Mitglied in der Kommission der Stadt Braunschweig zur Verleihung des Wilhelm-Raabe-Preises. Ein Jahr später wurde er zum Vizepräsidenten der Wilhelm-Raabe-Gesellschaft gewählt und 1971 zu deren Präsidenten, ein Amt, das er noch heute inne hat.

Neben dem Einsatz für Wilhelm Raabe fühlte sich Josef Daum aber auch sonst jederzeit aufgerufen, das Kulturerbe seiner Wahlheimat Braunschweig zu wahren. Als sich im Sommer 1975 eine Bürgerinitiative „Rettet den Theaterpark!“ bildete, um die Zerstörung dieses Parkes mit seinen barockzeitlichen Bastionäranlagen bei dem geplanten Einbau eines Kleinen Hauses für das Staatstheater zu verhindern, schloß sich J. Daum dieser Bewegung an und übernahm bald mit der ihm eigenen Tatkraft und Umsicht die Leitung der Gegenmaßnahmen in Wort und Schrift gegen die Baupläne der Stadtverwaltung und der Regierung. Wenn es nach langem, zähem Ringen schließlich gelang, die Gefahren für den Bestand des Theaterparkes ein- für allemal abzuwehren, so war das nach meinen Beobachtungen nicht zuletzt Daums Einfallsreichtum, seinem organisatorischem Geschick und seinen guten Verbindungen zur Presse und zu einflußreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in den verschiedensten Bereichen zu verdanken. Diese Führungseigenschaften bewährten sich auch, als es später darum ging, durch eine neue Bürgerinitiative die vom Amt für Denkmalpflege angeregte, aber dem überlieferten Stadtbild nicht gemäße Bemalung der Fassaden des Altstadtrathauses und des Gewandhauses in Braunschweig abzuwenden.

Alle diese erfolgreichen Anstrengungen für die Heimatpflege ließen es mir im Einvernehmen mit anderen Vorstandsmitgliedern unseres Landesvereins für Heimatschutz im Herbst 1976 geboten erscheinen, Professor Daum für die Übernahme des Vereinsvorsitzes zu gewinnen. Nachdem er sich grundsätzlich dazu bereit erklärt hatte, wurde er auf der Jah-

reshauptversammlung der Vereinsmitglieder am 28. Januar 1977 vorschlagsgemäß anstelle des auf eigenen Wunsch aus dem Amt scheidenden Oberkreisdirektors i. R. W. Geffers zum Vorsitzenden des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz gewählt. Durch Daum wurden nun nicht nur die in den letzten Jahren verkümmerten Vorstandssitzungen wieder zu einer regelmäßigen und fruchtbringenden Einrichtung gemacht, sondern es gelang auch, namhafte Fachleute als Redner für die Vortragsveranstaltungen zu gewinnen und die früher vergeblich angestrebte Anerkennung der Gemeinnützigkeit des Vereins mit ihrer Steuerbegünstigung zu erwirken.

Die allgemeine Zustimmung, die Josef Daums Wirken für unseren Braunschweigischen Landesverein im Kreis der Mitglieder gefunden hat, zeigte sich darin, daß dieser bei den turnusmäßigen Vorstandswahlen 1980 und 1983 unangefochten wiedergewählt wurde. Möge der verdienstvolle Mann uns in diesem Amt bei guter Gesundheit noch manches weitere Jahr erhalten bleiben.

Werner Flechsig

#### Liste der Veröffentlichungen

- 1 – Sur la présence d'*Agrilus viridis* L. (Coleoptera, Buprestidae) dans les forêts de la Sarre. Ann. Univers. Saraviensis, Sciences, 1 (1952): 250 – 256.
- 2 – Zur Biologie einer Isopodenart subterranean Gewässer: *Caecosphaeroma burgundum* DOLLFUS. Ann. Univers. Saraviensis, Sciences, 2 (1953): 166 – 174. (Vorl. Mitteil.)
- 3 – Sur la biologie de *Caecosphaeroma burgundum*. C. R. Acad. Sciences, 236 (1953): 2345 – 2347.
- 4 – Sur le dimorphisme sexuel des maxillipèdes de *Caecosphaeroma burgundum* et sa signification physiologique. C. R. Acad. Sciences, 238 (1954): 2121 – 2123.
- 5 – Über ein Massenaufreten von *Ennomos quercinaria* HFN. in den Waldungen des Saarlandes in den Jahren 1952 und 1953. Ann. Univers. Saraviensis, Sciences, 2 (1953): 289 – 305.
- 6 – Zur Biologie einer Isopodenart unterirdischer Gewässer: *Caecosphaeroma* (*Vireia*) *burgundum* DOLLFUS. Ann. Univers. Saraviensis, Sciences, 3 (1954): 104 – 159, (Thèse Dr. rer. nat.).
- 7 – Méthode commode de présentation des échantillons biologiques: l'inclusion dans des matières plastiques transparentes. Ann. Univers. Saraviensis, Scientia, 3 (1954): 299 – 305.
- 8 – Über Haltung, Zucht und Biologie von *Asellus cavaticus* LEYDIG. Ann. Univers. Saraviensis, Scientia, 4 (1955): 137 – 145.
- 9 – Beitrag zur Chiropterenfauna alter Bergwerksstollen und künstlicher Höhlen im Saarland, in Lothringen und im französischen Jura. Ann. Univers. Saraviensis, Scientia, 6 (1957): 74 – 82.

10 – Crustacés Péracarides des eaux souterraines (Isopodes-Amphipodes), introduction à un film documentaire Kodachrome 16 mm réalisé à l'Institut de Biologie Animale de l'Université de la Sarre. C. R. 75<sup>e</sup> Congrès AFAS, Dijon, 1956.

11 – Répartition des organes jaunes chez le troglobie *Caecosphaeroma burgundum* DOLLFUS. C. R. 75<sup>e</sup> Congrès AFAS, Dijon, 1956.

12 – Les organes jaunes chez *Caecosphaeroma burgundum* DOLLFUS et leur répartition. Notes Bio-  
géologiques, 12 (1957): 53 – 58.

13 – Films Documentaires/I. II

I – „Une Géométride dévastatrice des hetraies en Sarre: *Ennomos quercinaria* HFN“.

Film documentaire Kodachrome 16 mm réalisé à l'Institut de Biologie Animale de l'Université de la Sarre par Monsieur le Professeur R. HUSSON et le Dr. J. Daum (longeur 180 m). Ce film à été présenté par le Professeur HUSSON le 24 aout 1956 au Tenth International Congress of Entomology, Mac-Gill University Montreal (Canada).

II – „Crustacés des eaux souterraines (Isopodes-Amphipodes)“.

Film documentaire Kodachrome 16 mm réalisé à l'Institut de Biologie Animale de l'Université de la Sarre par Monsieur le Professeur R. HUSSON et le Dr. J. Daum (longeur 425 m). Ce film à été présenté par le Professeur HUSSON au 75<sup>e</sup> Congrès de l'AFAS à Dijon en juillet 1956.

14 – Tierische Schadinsekten an Buchbeständen. Geschichte – Systematik – Bekämpfung. Prüfungsarbeit für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken. Köln: Bibliothekar-Lehrinstitut 1960. 148 S.

15 – Rheinisches Steinzeug. Eine Bibliographie. Zs. Aachener Geschichtsver., 77 (1966): 71 – 80.

16 – Internationales Kolloquium vom 20. – 21. Okt. 1965 in der Universitätsbibliothek Lüttich. Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, 13 (1966): 124 – 126.

17 – Bibliothek der Rhein.-Westf. Techn. Hochschule Aachen. Verzeichnis der laufenden Zeitschriften. Fachgebiet: Medizin. Stand 1. 1. 1966.

18 – Der Neubauplan der Universitätsbibliothek Braunschweig. Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, Sonderh. 9 (1968): 72 – 77.

19 – Die Buchbestände der „Bibliotheca Collegii Carolini“ und was von ihnen heute noch verblieben. Mitteilungen der Techn. Univ. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, 3, H. 3/4 (1968): S. 2 – 8.

20 – Verwaltungsprobleme einer modernen Hochschulbibliothek. Wissenschaftsrecht, -verwaltung, -förderung. Beiträge zur Hochschulverwaltung. Beih. 3 (1969): 139 – 152.

21 – Neuerwerbungen der Universitätsbibliothek Braunschweig. Photomech. vervielfältigt für alle Institute u. Dienststellen. 1. 1968 ff. (Zweimonatlich).

22 – Redaktionelle Mitarbeit: Empfehlungen für die Zusammenarbeit zwischen Universitätsbibliotheken und Institutsbibliotheken. Hrsg. DFG.-Bad Godesberg Juni 1969.

23 – Universitätsbibliotheken gestern und heute. Jahrbuch der Wilhelm-Raabe-Gesellschaft. 1971: 103 – 117.

24 – Einweihung der Universitätsbibliothek Braunschweig. In: Dokumentation, Information, 20 (1971/72): 124.

25 – Zur Geschichte unserer Universitätsbibliothek. In: Mitt. Techn. Univ. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, 7, H. 1 (1972): 4 – 8. (Sonderh. zur Einweihung d. Universitätsbibliothek).

- 26 – Raabes Geburtshaus. Jahrbuch der Wilhelm-Raabe-Gesellschaft. 1972: 72–74.
- 27 – Zum 1jährigen Bestehen der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken im Land Niedersachsen. In: mb. Mitteilungsblatt d. Bibliotheken in Nieders., H. 22 (1972): 3–5.
- 28 – Einweihung des neuen Gebäudes der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Braunschweig. Freundeskreis des Großen Waisenhauses, Braunschweig, H. 65 (1972): 2–5.
- 29 – Viel Platz für Bücher. Die Universitätsbibliothek Braunschweig. Braunschweig. Berichte aus dem Kulturellen Leben. 1972: 1–4.
- 30 – Erster Bericht der Arbeitsgruppe Datenverarbeitung an der Technischen Universität Braunschweig. Hrsg. v. S. Weiss. Braunschweig 1972. Anhang C.
- 31 – zusammen mit Cordes, E. u. Kornxl, D.:  
Die derzeitige Situation der Zusammenarbeit zwischen Institutsbibliotheken und der UB an der Technischen Universität Braunschweig. Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, Sonderh. 14 (1973): 205–211.
- 32 – zusammen mit Schild, H.:  
Entwurf einer maschinenorientierten Bibliotheksorganisation (MOB) mit Hilfe der EDV in der Universitätsbibliothek Braunschweig. Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, Sonderh. 16 (1973): 234–239.
- 33 – Die Bibliotheksregion Südostniedersachsen. Evangelische Akademie Loccum. Tagung: Die Stadt und ihre Bibliotheken. Manuskript 10 S.
- 34 – Der Neubau der Universitätsbibliothek Braunschweig. In: Technische Univ. Braunschweig. Berichte aus der Forschung. Hrsg. v. K. Gerke. – Braunschweig 1970: 203–204.
- 35 – Nachbarschaftshilfe der Bibliotheken in Südostniedersachsen. In: Kulturkalender der Stadt Braunschweig für 1975: 21–22..
- 36 – 64. Deutscher Bibliothekartag 1974 in Braunschweig. In: Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, 21 (1974): 432–436.
- 37 – Nachruf auf Dr. Fritz Meyen, ehem. Direktor der UB Braunschweig. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. 1974: 118–120.
- 38 – Dr. phil. Fritz Meyen (Nachruf). In: Mitt. Techn. Universität Carolo Wilhelmina zu Braunschweig, 9 (1974) H. 3/4: 99.
- 39 – Aktivitäten der Universitätsbibliothek. In: Techn. Univ. Braunschweig, Berichte aus der Forschung, Hrsg. v. K. Pierick. – Braunschweig 1975: 285–288.
- 40 – Mitarbeit: Gutachten zur Entwicklung des Bibliothekswesens in Niedersachsen. Teil I: Öffentliche Bibliotheken. In: mb. Mitteilungsblatt d. Bibliotheken in Nieders., H. 32 (1975): 1–48.
- 41 – Insekten als Schädlinge in Bibliotheken. In: Bibliothek und Wissenschaft, 10 (1976): 118 S. (Auch als Monographie im Buchhandel erhältlich).
- 42 – Hrsggeber. Die Universitätsbibliothek der Technischen Universität. Bericht über fünf Jahre im neuen Haus (1971–76). In: Mitteilungen der Techn. Universität Carolo Wilhelmina zu Braunschweig, 11 (1976) H. 3: 1–37.
- 43 – Library user education by means of a tape/slide programme at the library of the Technological University of Brunswick. In: IATUL – Proceedings, 9 (1977): 30–36.
- 44 – Bibliothekskongreß 1978 Stuttgart. In: Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, 25 (1978): 75–79.

45 – Jahrbuch der Wilhelm-Raabe-Gesellschaft (Wissensch. Zeitschrift zur Literatur des Deutschen Realismus). Herausgegeben von J. Daum u. W. Schultz (ab 1977: J. Daum u. H. J. Schrader). 1972/73/74/75/76/77/78/79/80/81/82/83.

46 – The Information Service at Braunschweig University of Technology for the South-East Lower Saxony Region. – Proceedings of the Sixth Meeting of IATUL. Zurich, May 26 – 30 th, 1975. Ed. by C. M. Lincoln. S. 31 – 34 (University Libraries as Information Centres).

47 – Zur Stuttgarter Antiquariatsmesse 1979. – Gedanken eines Bibliothekars –. In: Weltkunst, 49 (1979): 79 – 80.

48 – 69. Deutscher Bibliothekartag 1979 in Berlin. Eine Vorschau. In: Zs. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie, 15 (1979): 63 – 65.

49 – Bibliotheksregion Südostniedersachsen. Entstehung und bibliothekarische Gemeinschaftsunternehmen. BISON-Tagung Braunschweig Okt. 1978. Als Manuskript vervielfältigt. 10 Seiten.

50 – Ein Skizzenbuch von Lothar Meggendorfer in der Universitätsbibliothek Braunschweig. In: Weltkunst, 49 (1979): 930 – 931.

51 – Erinnerungen an das Bild von einst. Alte Stadtansichten. Die Stadt Braunschweig als Beispiel. In: Weltkunst, 50 (1980): 106 – 109.

52 – Gebrauchsformen des Rheinischen Steinzeugs. Raeren bei Eupen. In: Weltkunst, 50 (1980): 392 – 395.

53 – Städtebilder aus Westfalen von Hermann Braun. In: Weltkunst, 50 (1980): 2588 – 2591.

54 – Kräuterbücher und Botanische Tafelwerke der ehemaligen Bibliothek des Collegium Carolinum zu Braunschweig. In Memoriam Dr. phil. habil. Johannes Krause. In: Weltkunst, 51 (1981): 92 – 95, 180 – 182, 282 – 285.

55 – Die Universitätsbibliothek der Technischen Universität Carolo Wilhelmina. In: Deine Stadt. Kunst, Kultur u. Leben in Braunschweig, H. 3 (1981): 38 – 41.

56 – Vom Collegium Carolinum zur Technischen Universität Carolo Wilhelmina zu Braunschweig. In: Beiträge zur deutschen Studentengeschichte, 3 (1980): 266 – 271.

57 – Erbauungs- und Gebetbücher, Zeichen alter Volksfrömmigkeit. In: Weltkunst, 51 (1981): 1140 – 1144.

58 – Besprechung von: Dexel, Thomas: Gebrauchsgerätetypen I. In: Weltkunst, 51 (1981): 1824.

59 – Technikgeschichtliche Literatur an einem alten Collegium. In: Weltkunst, 52 (1982): 106 – 109.

60 – Die Baukunst am Collegium Carolinum zu Braunschweig. In: Weltkunst, 52 (1982): 1062 – 1065.

61 – Von alten Kalendern. In: Weltkunst, 53 (1983): 111 – 115.

62 – Salzglasiertes grau-blaues Steinzeug. Formen und Dekors von Gebrauchsgerät des 16. – 19. Jhdts. In: Weltkunst, 53 (1983): 1044 – 1048.

63 – Alte Reiseliteratur – ein faszinierendes Sammelgebiet. In: Weltkunst, 54 (1984): 108 – 111.

Neben den Publikationen:

Zahlreiche Vorträge zur Keramik, Volkskunst, Studenten-, Universitäts- und Bibliotheksgeschichte im Rahmen von Kolloquien und Ausstellungseröffnungen.

## *Die Anfänge des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz nach neu erschlossenen Quellen*

Von Günter Scheel

Am 15. Dezember vergangenen Jahres konnte der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz auf eine fünfundsiebzigjährige erfolgreiche Arbeit für Naturschutz und Denkmalpflege zurückblicken. In der aus diesem Anlaß erschienenen Festschrift <sup>1)</sup> hat Werner Flechsig am Anfang eines geschichtlichen Rückblicks auf die katastrophalen Folgen des Bombenangriffs auf Braunschweig am 15. Oktober 1944 für den Verein hingewiesen. Mit der Geschäftsstelle im Verlagshaus Appelhans am Kalenwall wurden damals neben der laufenden Registratur auch alle älteren Vereinsakten vernichtet, so daß nun „alle schriftlichen Unterlagen über die Vorbereitungen zur Gründung des Vereins am 15. Dezember 1908, mochten es nun Briefe, Sitzungsprotokolle, Satzungsentwürfe oder dergleichen gewesen sein“, fehlen<sup>2)</sup>.

Die von Flechsig geäußerte Befürchtung, daß wir nunmehr für die Gründungsumstände des Vereins lediglich jene Angaben besitzen, die Otto Willke im Jahre 1958 in der Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Vereins mitgeteilt hat,<sup>3)</sup> bewahrheitete sich jedoch glücklicherweise nicht. Vielmehr konnten kürzlich die im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel verwahrten Handakten des federführenden Vereinsgründers Dr. Friedrich Kolde-  
wey<sup>4)</sup> und die Dienstakten des ersten Vereinspräsidenten Kreisdirektor Hugo Krüger aufgefunden werden<sup>5)</sup>. Diese informieren detailliert über die handelnden Personen, ihre Motive und die vorbereitenden Schritte zur Vereinsgründung.

Besser verständlich wird die Gründung des Braunschweigischen Vereins für Heimatschutz, wenn wir dieses Ereignis in den breiten Strom der seit Anfang des 19. Jahrhunderts zahlreich entstandenen regionalen historischen Vereine einordnen und einen kurzen Blick auf ihr Verhältnis zu der Ende des 19. Jhdts. aufkeimenden Heimatschutzbewegung werfen.<sup>6)</sup>

Getragen von dem in den Freiheitskriegen gegen die napoleonische Herrschaft in den Jahren 1813–1815 wieder erwachten Nationalgefühl und beflügelt von einer durch die romantische Bewegung angeregten Rückbesinnung auf die Blütezeit des mittelalterlichen deutschen Kaiserreiches, kam es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beginnend mit der Gründung der Monumenta Germaniae historica im Jahre 1819, nicht nur zu einem Aufschwung der Geschichtswissenschaft, sondern auch überall in Deutschland zur Gründung von Geschichtsvereinen. Diese organisierten sich entweder landsmannschaftlich im Rahmen der wiedererstandenen deutschen Territorialstaaten oder sahen Ländergrenzen überschreitend historische Landschaften als ihr Arbeitsgebiet an. Den Anfang machte im Jahre 1819 der „Thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und seiner Denkmale“<sup>7)</sup>. In Nordwestdeutschland folgte 1835 für die Welfenlande mit Sitz in Hannover der „Historische Verein für Niedersachsen“. Erst 1868 entstand in unserer Region – das Herzogtum Braunschweig mit einbeziehend – für den Harz und die umliegenden Landschaften der „Harzverein für Geschichte und Altertumskunde“ in Wernigerode. In ihm formierte sich jedoch bereits 1873 ein „Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde zu



Abb. 1 Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg (1857–1920),  
Regent des Herzogtums Braunschweig 1907–1913

Original: Braunsch. Landesmuseum

Braunschweig und Wolfenbüttel“, der sich schließlich 1901 als „Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig“ verselbständigte<sup>7a)</sup>.

Mit dem anfänglichen Bestreben, zunächst einmal zu sammeln und zu bewahren, was an historischen Zeugnissen noch überliefert war, verbanden die Geschichtsvereine bald das Ziel, ihre meist dem intellektuell anspruchsvollen oder besitzenden städtischen Bürgertum angehörenden Mitglieder durch Vorträge, Exkursionen oder Veröffentlichungen historisch zu bilden, um sie gemäß der Devise Friedrich Schlegels, daß der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet sei, mit der Vergangenheit ihres Heimatlandes näher vertraut zu machen.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die heimische Pflanzen- und Tierwelt sowie das bäuerliche Anwesen durch die Auswüchse einer stürmischen Industrialisierung in



Mitleidenschaft gezogen wurden und sich die in Jahrhunderten gewachsene Kulturlandschaft durch unverantwortliche Eingriffe jäh zu verändern drohte, fühlten sich viele der Mitglieder der primär auf das reine geschichtliche Erkennen ausgerichteten Geschichtsvereine nicht mehr genügend vertreten. Sie traten meist nicht aus den Geschichtsvereinen aus, schlossen sich aber zusätzlich nun den Vereinen der Heimatschutzbewegung an.

Am Beginn dieser Entwicklung im überregionalen Rahmen stand der am 30. März 1904 in Dresden gegründete „Deutscher Bund Heimatschutz“, der sich zum Ziele setzte, „die deutsche Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart vor Verunglimpfung zu schützen“. <sup>8)</sup> Er sah folgende Bereiche als sein Arbeitsfeld an: 1. Denkmalpflege, 2. Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, 3. Schutz der landschaftlichen Natur einschließlich der Ruinen, 4. Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten, 5. Volkskunst, 6. Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.

In Niedersachsen war der Boden für den Anschluß an diese Bewegung gut vorbereitet, da Heinrich Sohnrey, August Tecklenburg und Ernst Rudorff bereits lange vorher den Heimatgedanken in Wort und Schrift propagiert hatten, so daß es schon 1901 in Hannover zur Gründung des „Heimatbundes Niedersachsen“ gekommen war, der sich die „praktische Betätigung niedersächsischer Heimatliebe“ zum Ziele setzte und „Förderung des geistigen Lebens in Niedersachsen, Verbreitung und Vertiefung der Kenntnis des niedersächsischen Landes und Volksstammes und Pflege der niedersächsischen Stammesart“ angelegen sein lassen wollte. <sup>9)</sup> Seit dem Jahre 1902 veranstaltete der Verein Niedersachsentage, die zunächst in Hannover, dann aber auch in anderen niedersächsischen Orten, so z. B. 1910 mit dem 9. Niedersachsentag in Braunschweig, stattfanden. <sup>10)</sup> Die Aufnahme des „Heimatschutzes in Niedersachsen“ in sein Programm und damit den Übergang von rein theoretischen Erörterungen zu praktischem Handeln verkündete die am 7. Dezember 1904 neu gefaßte Satzung. <sup>11)</sup> Zu dem vom 7. – 8. Oktober in Hildesheim veranstalteten Niedersachsentag war bereits zur Gründung eines „ständigen Ausschusses für Heimatschutz in Niedersachsen“ eingeladen worden, jedoch mußten die Vorverhandlungen im November 1904 in Hannover fortgesetzt werden. <sup>12)</sup> Seine 1. Versammlung konnte der „Vertretertag niedersächsischer Vereine“ als „Zentralstelle für Heimatschutz“ in Niedersachsen schließlich in Anlehnung an die Ziele des „Deutschen Bundes Heimatschutz“ am 5. Oktober 1905 auf dem 4. Niedersachsentag in Hannover abhalten. Hier wurde auch eine Satzung verabschiedet, in der der Begriff Heimatschutz weit umfassender als bisher üblich definiert wurde. Dieser Begriff „ist dabei nicht in dem engeren Umfange, also nur als Schutz der natürlichen Landschaft oder der ‚Naturdenkmäler‘, aufgefaßt, sondern in dem umfassenderen Sinne des Schutzes aller schutzbedürftigen und schutzfähigen Seiten des heimatlichen Charakters in Land und Volk. Demgemäß teilt sich das sachliche Arbeitsfeld der Vereinigung in folgende Gruppen: 1. Schutz der heimatlichen natürlichen Landschaft (einschließlich der Pflanzen- und Tierwelt); 2. Schutz der heimatlichen Geschichts- und Kunstdenkmäler; 3. Schutz des heimatlichen Volkstums in Sprache, Sitten und Gebräuchen, Volkstrachten, ländlicher Bauweise und anderen typischen Zügen.“ <sup>13)</sup> Als Dachorganisation niedersächsischer Heimatvereine besteht der in den dreißiger Jahren in „Niedersächsischer Heimatbund“ umbenannte Niedersächsische Ausschuß für Heimatschutz noch heute.





Abb. 2 Friedrich Koldewey nach seiner Pensionierung als Schuldirektor als Pfarrer  
im Kreise von Konfirmanden in (Salzgitter-)Lobmachtersen 1931

Original: WStA 266 N 22, Reproduktion: Ch. Treptow

Daß im Herzogtum Braunschweig erst relativ spät eine eigenständige Heimatschutzbewegung entstand, ist in erster Linie nicht auf die Kleinheit des Landes oder auf eine gewisse Vereinsmüdigkeit im Jahrhundert der Vereinsmeierei zurückzuführen, sondern darauf, daß der seit 1902 im Lande Braunschweig bestehende Ausschuß für Denkmalpflege Kommissionen „über die heimatliche und volkstümliche Bauweise“ und „über Blumenschutz im Walde“ unterhielt.<sup>14)</sup> Seit dem 12. Dezember 1904 war er auch Mitglied des „Vertretertages niedersächsischer Vereine“. Außerdem beschäftigte sich der 1874 gegründete Architekten- und Ingenieurverein für das Herzogtum Braunschweig intensiv mit der ländlichen Bauweise.<sup>15)</sup> Sein zweiter Vorsitzender, der damalige Kreisbaumeister Hans Pfeifer, hatte bereits im Jahre 1886 vor diesem Kreis über „Die Dörfer und Bauernhäuser im Herzogtum Braun-

schweig“<sup>16)</sup> referiert, und 1894 begann der Verein mit der Materialsammlung für eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses, indem nach einem vorgegebenen Fragenkatalog braunschweigische Bauernhäuser vermessen und kartiert wurden.<sup>17)</sup>

Hinzu kam, daß nach dem Tode des letzten einheimischen Herzogs Wilhelm im Jahre 1884 von 1885 bis 1906 der landfremde Regent Albrecht von Preußen an der Spitze des Staates stand, der sich nur sporadisch im Lande aufhielt und die Regierungsgeschäfte von seinem Minister Albert von Otto versehen ließ. Angesichts des mit Vorrang beschlossenen Wiederaufbaus der abgebrannten Burg Dankwarderode in Braunschweig, lag ihm vor allem daran, die Denkmalpflege finanziell zu fördern.

Die Situation änderte sich schlagartig, als nach dem Tode des Hohenzollern im Jahre 1904 Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg von der Landesversammlung zu seinem Nachfolger bestimmt wurde.<sup>18)</sup> Seit 1895 Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft, hatte er bereits von 1897–1901 als Regent für seinen unmündigen Neffen Regierungserfahrung in Mecklenburg-Schwerin sammeln können. Als Teilnehmer an der Gründungsversammlung des Mecklenburgischen Heimatbundes am 15. Januar 1906 in Schwerin wurde er sofort dessen Ehrenvorsitzender und beteiligte sich aktiv an der Vereinsarbeit. So regte er bereits im Gründungsjahr ein Preisausschreiben an, das zur Ausarbeitung von Entwürfen kleinbäuerlicher Gehöfte (Büdnerreien und Häuslereien) aufforderte.<sup>19)</sup> Die preisgekrönten Entwürfe sind anschließend in den Zeitschriften „Mecklenburg“ und „Architektur-Konkurrenzen“ veröffentlicht worden.

Herzog Johann Albrecht hielt diese eingereichten Entwürfe für so bedeutsam, daß der Staatsminister von Otto im November 1907 den Auftrag erhielt, durch die herzogliche Baudirektion prüfen zu lassen, „ob und aus welchen Gründen die für die Mecklenburgischen Verhältnisse und landwirtschaftlichen Bedürfnisse berechneten Pläne von Bedeutung für die entsprechenden landwirtschaftlichen Bauten im Herzogtum Braunschweig sein könnten oder sich hier nicht verwerten lassen“.<sup>20)</sup> Das Gutachten der Baudirektion fiel vor allem deshalb negativ aus, weil die Mecklenburger Pläne die Vereinigung von Wohn- und Wirtschaftsräumen unter einem Dach vorsahen, so „daß der Stalldunst unbedingt in die Wohnräume dringen würde“. Dies glaubte man den Braunschweiger Bauern nicht mehr zumuten zu können.

Die distanzierte Haltung seiner Baubehörde vermochte den Regenten jedoch nicht in seiner Überzeugung wankend zu machen, daß es auch für das Land Braunschweig von Vorteil wäre, wenn hier eine selbständige Heimatschutzbewegung nach mecklenburgischem Vorbild aufgebaut werden könnte, die sich in erster Linie mit der Bewahrung der althergebrachten ländlichen Bauweise befassen müßte.

In dem Schuldirektor Dr. Friedrich Koldewey aus Bad Harzburg lernte er nach dem anfänglichen Fehlschlag jene Persönlichkeit kennen, die ihm für die Inangriffnahme und Durchführung seiner Pläne besonders geeignet erschien, obgleich sich dieser auf einer anderen Ebene und mit anderen Schwerpunkten der Heimatbewegung verpflichtet fühlte.<sup>21)</sup> Koldewey war die ungenügende Berücksichtigung der heimatlichen Geschichte in den braunschweigischen Geschichtslehrplänen ein Dorn im Auge. Dies zu ändern, suchte er zunächst Unterstützung beim Braunschweigischen Geschichtsverein, vor dem er am 10. Fe-

Nach der Klärung dieser Gesichtspunkte muß die Landes-  
regierung in erster Linie von der Landwirtschaft aus-  
gehen; daher ist die Landwirtschaftskammer des Groß-  
herzogthums, insbesondere der Provinz der Provinz, die

Reproduktion nach Original: WStA 266 N 17



bruar 1908 einen Vortrag hielt, der die Frage zu beantworten suchte: „Inwiefern ist die Braunschweigische Landesgeschichte in dem Geschichtsunterricht unserer Schulen zu berücksichtigen?“ Nach einer lebhaften Diskussion und Ausschlußberatungen nahm die Versammlung in einer weiteren Sitzung am 9. März das von Koldewey in 5 Punkten formulierte Programm über die Behandlung der braunschweigischen Landesgeschichte im Schulunterricht an.<sup>22)</sup> Außerdem verbreitete der Schuldirektor als Separatdruck eine Ansprache mit dem Titel „Heimatkunde und Heimatgeschichte in den höheren Schulen.“<sup>23)</sup>

Diese Veröffentlichung dürfte zu jenen „Schriftstücken“ gehört haben, die er am 27. Februar 1908 an Herzog Johann Albrecht sandte und deren Empfang ihm der Hausmarschall von Klencke am 28. Februar bestätigte.<sup>24)</sup> Zu einem persönlichen Gespräch scheint es damals wegen dringender Regierungsgeschäfte des Monarchen allerdings noch nicht gekommen zu sein; denn erst als Koldewey sich am 20. August 1908 erneut an den Regenten wandte und um eine Audienz bat, stellte ihm diese der Schweriner Hofmarschall von Rantzau bei Johann Albrechts nächstem Besuch in Braunschweig im September in Aussicht. Auf seine Eingabe an den Flügeladjutanten Oberstleutnant von Knigge am 5. September lud ihn dann das Oberhofmarschallamt am 12. zum 17. September in das Braunschweiger Schloß zu einer ersten Begegnung mit dem Regenten ein. Laut noch vorhandenem Telegramm sollte er um 10 Uhr 15 „im Frack mit weißer Binde, Flor um den linken Arm und mit schwarzen Handschuhen“ erscheinen<sup>25)</sup> Der Trauerflor war vorgeschrieben, weil Johann Albrechts erste Gemahlin kurz vorher verstorben war.

Offensichtlich als Vorbereitung für die Audienz hatte von Rantzau im Auftrage Johann Albrechts bereits am 5. September an Koldewey „Berichte, welche sich auf eine in Worpsewede vorgenommene Prüfung der neuerdings zum Decken von Dächern verwendeten Strohlplatten auf ihre Feuersicherheit hin beziehen“ übersandt.<sup>26)</sup> Koldewey dürfte spätestens beim Erhalt dieser Nachricht erkannt haben, daß Herzog Johann Albrecht als vornehmste Aufgabe des Heimatschutzes die Bewahrung der ländlichen Bauweise unter Einsatz moderner Technik ansah, und daß sich diese auf die Praxis gerichteten Vorstellungen des Heimatschutzes gut mit seinen bildungspolitischen Ambitionen vereinigen ließen. Er sollte recht behalten; denn am 15. Oktober 1910 trat ein Erlaß der herzoglichen Oberschulkommission in Kraft, mit dem die höheren Schulen angewiesen wurden, der braunschweigischen Geschichte im Rahmen der deutschen Geschichte eine größere Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Außerdem wurde die Auswahl des Lehrstoffes und seine Verteilung auf die einzelnen Klassen detailliert festgelegt.<sup>27)</sup>

Obwohl wir über dieses erste Zusammentreffen Koldeweys mit Johann Albrecht keine Aufzeichnungen, sondern nur einen dünnen Eintrag im Tagebuch des Oberhofmarschallamtes<sup>28)</sup> besitzen, wissen wir aus Koldeweys Brief an den Herzog vom 25. September, daß der Regent dem Gespräch ein von ihm auf seinem Schloß Wiligrad bei Schwerin ausgearbeitetes Programm für einen zu gründenden Heimatschutzverein zugrunde gelegt hat.<sup>29)</sup> In seinen Grundzügen sah dieser Plan vor, „Preisausschreiben und praktische Belehrung der Bauhandwerker auf den Bauschulen und der Landwirte durch Vorträge und Ausstellungen sowie die Einsetzung eines Aktionskomitees.“ Koldewey erhielt damals den Auftrag, Persönlichkeiten zu benennen, die auf einer erneuten Zusammenkunft mit Johann Albrecht auf Schloß Blankenburg am 26. September weitere Schritte zur Vereinsgründung beraten sollten. Es



Abb. 4 Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg und seine Minister  
Postkarte aus dem Jahre 1907

Original: WStA 30 Slg 183, 1, Reproduktion: Ch. Treptow

waren dies Rittergutsbesitzer und Bürgermeister Vibrans, Calvörde, Geheimer Baurat Hans Pfeifer, Braunschweig, und der Baumeister der Landwirtschaftskammer Hannover, Niemeyer. Der ebenfalls benannte Rittergutsbesitzer Wrede in Ringelheim konnte wegen einer rheumatischen Erkrankung nicht teilnehmen.

Koldewey charakterisiert die Geladenen folgendermaßen: „Es sind alles kluge, für die Sache begeisterte und insbesondere arbeitsfreudige Männer, die im großen und ganzen über das Ziel und die Wege das Ziel zu erreichen einig sind.“

Über die Blankenburger Sitzung am 26. September liegt nun ein ausführliches Protokoll Koldeweys vor,<sup>30)</sup> durch das die von ihm in zahlreichen Veröffentlichungen später wiederholte Feststellung eindeutig belegt wird, daß „die eigentliche Anregung zu dem Verein für Heimatschutz von Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg ausgegangen“ sei.<sup>31)</sup>

Im Gegensatz zu den in monarchischer Zeit oft üblichen Schmeicheleien, Fürsten Verdienste zuzuschreiben, die ihnen gar nicht gebührten, hat der Regent großen Wert darauf gelegt, daß seine Initiative bei der Vereinsgründung nicht bekannt werde. Er korrigierte eigenhändig in diesem Sinne das ihm von Koldewey am 21. 10. 1908 zugesandte Protokoll und gab es ihm am 23. 10. mit folgender Bemerkung zurück: „Ich wünsche nicht, daß meine Person besonders hervorgehoben werde, nur so weit darf mein Name genannt werden, als für die Sache unbedingt nützlich. Ein zu viel schadet eher. Die Anregung muß vom Aktionskomitee ausgegangen sein. Das Lokal für die Besprechung am 15. 12. möge H. von Mackensen bestimmen (nicht Schloß, nicht Ministerium).“<sup>32)</sup> Es war demnach Johann Albrechts Absicht, seine Initiative bewußt zu verschleiern und diese dem noch zu gründenden Aktionskomitee zuzuerkennen. Außer den in Blankenburg Anwesenden sollten diesem Gremium nach Auffassung des Regenten noch der Wolfenbütteler Kreisdirektor Hugo Krüger und der Gutsbesitzer Mackensen von Astfeld angehören. Dieser sei als Vorsitzender der Landwirtschaftskammer besonders berufen, eine Kommission von Gutsbesitzern („Notabeln“) und Bauern im Herzogtum zu formieren, „die beraten soll, welche Schritte notwendig erscheinen, um die alte Bauweise in unseren Dörfern zu erhalten bzw. neu zu beleben“.

Demnach sollte es nach dem Willen des Regenten die vordringliche Aufgabe des Aktionskomitees sein, alle Kräfte zu mobilisieren, die in irgendeiner Form nur diesem einen Ziele dienen könnten: die Landwirtschaftskammer müßte Vorträge mit Lichtbildern über die gute Bauweise organisieren, vorbildliche Bauten erwarte man von den Staatsbehörden, an eine Änderung der Bauordnung war gedacht, ein Preisausschreiben sollte sich mit typischen Plänen für Höfe in der Größe von 120 bis 150 Morgen befassen, in der Holzmindener Baugewerkschule wären Kurse in niedersächsischer Bauweise einzurichten und schließlich sollte es Aufgabe der Geistlichen und Lehrer auf dem Lande sein, die Landwirte über eine angemessene Bauweise zu belehren. Erst an 6. und letzter Stelle des Protokolls wird erinnert an „die Begründung eines Heimatbundes Braunschweig, der im engen Anschlusse an benachbarte Vereine die Heimatinteressen nach allen Seiten pflegt“.

Da sich von Mackensen als Vorsitzender der Landwirtschaftskammer außerstande sah, die zusätzlichen Aufgaben eines Vorsitzenden dieses Vereins zu übernehmen und lediglich bereit war, dessen Stellvertreter zu werden, nahm im Oktober 1908 der Wolfenbütteler Kreisdirektor Hugo Krüger die Fäden in die Hand. Die Kreisdirektion wurde damit zusätzlich Büro für den im Entstehen begriffenen Verein für Heimatschutz, der nach Überzeugung Krügers und der übrigen Komiteemitglieder sich nicht mit der „Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise“ begnügen sollte, sondern die Aufgabe habe, „die natürliche und geschichtliche Eigenart der braunschweigischen Heimat“ zu pflegen. So steht es in der Präambel des Satzungsentwurfs, der von dem Geheimen Baurat Hans Pfeifer stammt.<sup>33)</sup> Dieser war der Heimatbewegung seit langem nicht nur als 2. Vorsitzender des Braunschweigischen Architekten- und Ingenieurvereins und als Angehöriger des Ausschusses für Denkmalpflege verbunden, sondern er hatte im dienstlichen Auftrag als Braunschweigischer Re-



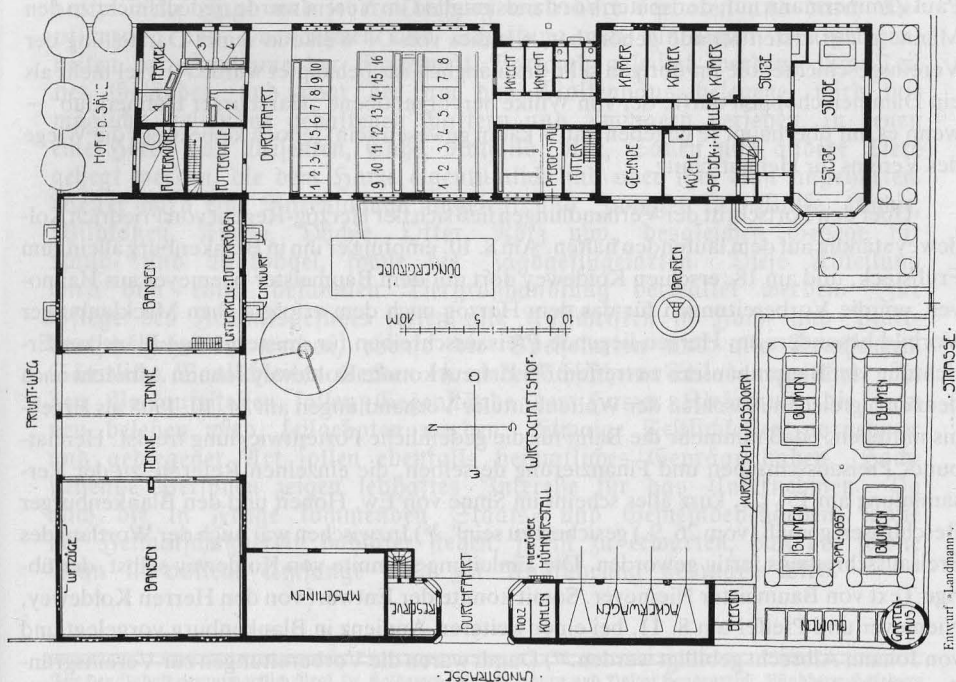
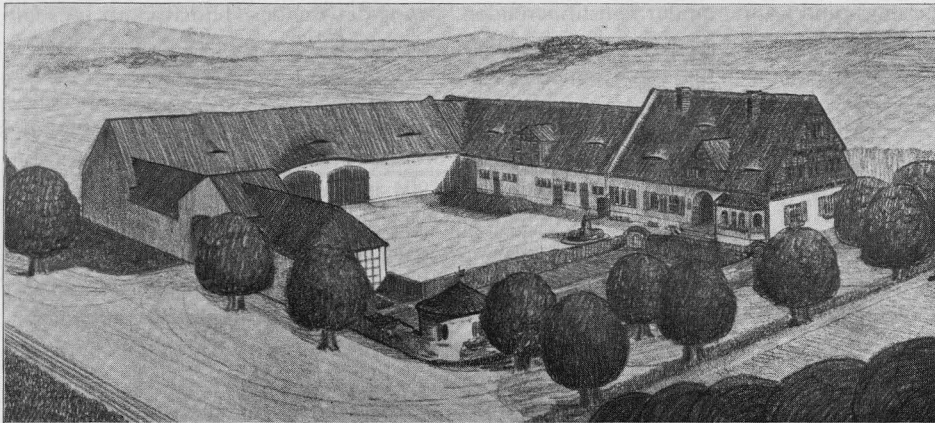


Abb. 5 Im Preisausschreiben für den Bau von Ackerhöfen im Braunschweigischen mit einem 2. Preis ausgezeichneten Entwurf „Landmann“ des Architekten Friedrich Maurer in Barmen von 1909  
Reproduktion nach Original (vgl. Anmerkung 44)

gierungs- und Baurat an der konstituierenden Sitzung des Bundes Heimatschutz im Jahre 1904 in Dresden und an der ersten Versammlung dieses Bundes vom 12. – 14. 6. 1905 in Goslar teilgenommen und war Mitglied geworden.<sup>34)</sup>

So lehnte sich Pfeifer in seinem Satzungsentwurf nicht nur in der Formulierung der Präambel, sondern auch bei der Festlegung der Vereinszwecke eng an die Satzung des „Deutschen Bundes Heimatschutz“<sup>35)</sup> aus dem Jahre 1904 an, wenn etwa der Schutz der heimischen Tier- und Pflanzenwelt, die Unterstützung der Denkmalpflege oder die Bewahrung und Förderung der Volkskunst zu Vereinszwecken erklärt wird. Es fehlt aber auch nicht an eigenständigen Bestimmungen: die Weckung und Förderung des Heimatsinns, der Schutz und die Pflege des Landschafts- und Ortsbildes, die Erhaltung alter örtlicher Bezeichnungen, Orts-, Straßen- und Flurnamen sowie Erhaltung der plattdeutschen Sprache. Der Satzungsentwurf war Hauptgegenstand der Sitzungen des Aktionskomitees, die am 15. und 24. 10. 1908 in der Kreisdirektion Wolfenbüttel stattfanden.<sup>36)</sup> Man beschloß, für November eine Kommission von 38 Personen in das Hotel „Deutsches Haus“ am Ruhfäutchenplatz nach Braunschweig „zwecks Beratung und gegebenenfalls sofortiger Gründung eines solchen Vereins, welcher den Namen Verein ‚Heimatschutz‘ führen soll“ einzuladen.

Unter diesen 38 Personen taucht zum ersten Male auch der Name des Archivdirektors Paul Zimmermann auf, der später Vorstandsmitglied im Verein wurde, jedoch nicht zu den Männern der ersten Stunde gehört hat, wie dies von O. Willke in seiner Darstellung der Vereinsgeschichte, die im übrigen sehr unzulänglich ist, behauptet wurde.<sup>37)</sup> Viel mehr als ein Dämmerchoppen dürfte der von Willke hervorgehobene „Harzburger Hühnerklub“ – wenn es ihn überhaupt je gegeben hat – kaum gewesen sein, jedoch keineswegs die Wiege des Vereins für Heimatschutz.

Über den Fortschritt der Verhandlungen ließ sich der Herzog-Regent von Friedrich Koldewey ständig auf dem laufenden halten. Am 8. 10. empfing er ihn in Blankenburg allein zum Frühstück, und am 18. erschien Koldewey dort mit dem Baumeister Niemeyer aus Hannover, um die Vorbereitungen für das dem Herzog nach dem erfolgreichen Mecklenburger Vorbild besonders am Herzen liegende Preisausschreiben für mustergültige Pläne zur Errichtung von Bauernhäusern zu treffen.<sup>37a)</sup> Erfreut konnte Koldewey Johann Albrecht nach dem erfolgreichen Abschluß der Wolfenbütteler Verhandlungen am 24. 10. 1908 als Ergebnis mitteilen, „daß nunmehr die Bahn für die gedeihliche Fortentwicklung frei ist. Heimatbund, Preisausschreiben und Finanzierung derselben, die einzelnen Referate zu der Versammlung am 15. 12., kurz alles scheint im Sinne von Ew. Hoheit und den Blankenburger Beschlüssen gemäß (vom 26. 9.) gesichert zu sein“.<sup>38)</sup> Inzwischen war auch der Wortlaut des Preisausschreibens fertig geworden. Die Einleitung stammte von Koldewey selbst, der übrige Text von Baumeister Niemeyer. Somit konnte der Entwurf von den Herren Koldewey, Niemeyer und Pfeifer am 8. 11. bei einer weiteren Audienz in Blankenburg vorgelegt und von Johann Albrecht gebilligt werden.<sup>39)</sup> Damit waren die Vorbereitungen zur Vereinsgründung abgeschlossen.

Um eine möglichst große Zahl angesehener Landsleute zum Eintritt in den Verein zu bewegen, ließ Hugo Krüger nun in der Kreisdirektion einen an Heimatfreunde zu versendenden Aufruf konzipieren,<sup>40)</sup> der von ihnen unterschrieben werden sollte. Aber nicht dieser



# Zeitungs-Korrespondenz

des Landesvereins für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig.

1. Jahrg. Nr. 7.

===== Juli 1912 =====

Kostenfrei.

Originalartikel und kurze Mitteilungen, sowie Belegeemplare von Zeitungen bitten wir zu senden an den Landesverein für Heimatschutz, Geschäftsstelle: Braunschweig, Kalenwall 3.

5. V's. **Der Harzer Heimatpark.** Ein großzügiges Unternehmen, das dem Naturschutz und der Hebung des Heimatsgefühls dienen soll, ist für den bei Bad Harzburg gelegenen Winterberg geplant. Der um das Mollenhaus belegene Teil des Berges im Umfange von 1500 bis 2000 Morgen soll nach Entfernung der künstlich angepflanzten Buchen- und Fichtenstangenörter in einen Naturschutzpark umgewandelt werden, so daß er wieder das Aussehen bekommt, das er vor der forstmäßigen Bepflanzung hatte. Alle Jagd und jeder Tierfang wird dort verboten und durch Anpflanzung von Dornbüschen und Schaffung von künstlichen Brutgelegenheiten der Zunahme der Vogelwelt Vorschub geleistet werden. Ein Teil des Geländes, und zwar der um das Mollenhaus belegene, wird mit möglichst unsichtbar gehaltenen Gattern und Zwingern versehen, in denen eine Herde von Wisenten, Elche, Rotwild, Ren, Sauen und andere Tiere gehegt werden, die dem Harze eigenümlich sind oder ihm einst angehörten. Weiter wird eine Bärenschlucht angelegt und Zwinger für Wölfe, Luchse, Wildkazen, Füchse, Dächse, Otter, Mörz usw., desgleichen Gehege für Raub- und Watvögel, sowie die Jagdgeschlupfarten. Diese Abteilung wird von einer bekannten Tiergroßhandlung verwaltet werden. Zur Pflege des Heimatsgefühls sollen alle Aufschriften in Hoch- und Plattdeutsch gehalten werden, ebenso die Speisefarten und alle Druckfachen. Sämtliche Baulichkeiten werden in niedersächsischem Stile ausgeführt. In den Verkaufsstellen sollen Gegenstände der Harzer Kleinkunst, die man neu beleben wird, feilgeboten werden. Etwaige Festlichkeiten vornehmer und gediegener Art sollen ebenfalls heimatliches Gepräge haben. Hochstehende Personen zeigen lebhaftes Interesse für das Unternehmen. Da auch die in Frage kommenden Staats- und Gemeindebehörden, sowie der Heimatschutzverein dahinter stehen, so ist zu erwarten, daß der schöne Plan in vollem Umfange bald zur Ausführung gelangen wird.

Für den Inhalt verantwortlich Prof. Dr. Koldewey, Bad Harzburg und Pastor Heydenreich, Bündheim-Harzburg  
Druck von E. Appelhaus & Comp. (Rud. Stolle & Gust. Kofelieb), Braunschweig.

Abb. 6 „Zeitungs-Korrespondenz des Landesvereins für Heimatschutz  
im Herzogtum Braunschweig“, Jg. 1 Nr. 7

Reproduktion nach Original in: WStA 266 N 17

Referentenentwurf, sondern der von Baurat Hans Pfeifer verfaßte „Aufruf zur Begründung eines Landesvereins für Heimatschutz“ wurde mit einem Begleitschreiben, das Kreisdirektor Krüger verfaßt hatte und das von den 5 Aktionskomiteemitgliedern unterzeichnet worden war, schließlich an etwa 60 Personen versandt.<sup>41)</sup> 40 von ihnen stimmten zu, so daß ihre Namen mit dem Gründungsaufruf in den Braunschweiger Tageszeitungen am 8. 12. 1908 veröffentlicht werden konnten.<sup>42)</sup>

Als Gründungsmitglieder des Vereins wurden sie am 13. 12. 1908 durch eine weitere Anzeige in den Tageszeitungen zu einer Vorbesprechung am 15. 2. um 10 Uhr in das Hotel zum Deutschen Haus geladen.<sup>42a)</sup> Die Gründungssitzung<sup>43)</sup> eines Landesvereins für Heimatschutz, an der alle teilnehmen konnten, „welche sich für diese Angelegenheit interessieren“, sollte dann am selben Tage um 12 Uhr 30 stattfinden. Nachdem in der Vormittagssitzung die Satzung beraten und angenommen worden war, fand die Vorstandswahl statt. Sie hatte folgendes Ergebnis: Vorsitzender: Kreisdirektor Krüger, Wolfenbüttel, Stellvertreter: Rittergutsbesitzer Mackensen von Astfeld, Astfeld, Schriftführer: Direktor Prof. Koldewey, Bad Harzburg, Kassenführer: Bankdirektor Walter, Braunschweig. Als Beisitzer wurden gewählt: Direktor der Baugewerkschule Haarmann, Holzminden, Hausmarschall von Klencke, Braunschweig, Geheimrat Hans Pfeifer, Braunschweig, als Vertreter des Ausschusses für Denkmalpflege, Dr. med. Troje als Vertreter des Dürerbundes Braunschweig und schließlich Geheimrat Dr. Zimmermann, Wolfenbüttel. Zur anschließenden Hauptversammlung erschienen nicht nur der Staatsminister Dr. von Otto, der wirkliche Geheime Rat Hartweg und der Minister Wolff, sondern es wohnte ihr auch der Herzog-Regent Johann Albrecht bei, der das Patronat über den Verein übernahm, wie übrigens auch sein Nachfolger Herzog Ernst August.

Nach einleitenden Worten des Vereinspräsidenten Krüger referierte Professor Pfeifer von der Technischen Hochschule über „die Pflege der heimischen Bauweise an der Technischen Hochschule und der Baugewerkschule in Holzminden“, der Präsident der Landwirtschaftskammer Mackensen von Astfeld über die Landwirtschaftskammer als Förderin des Vereins, der Pastor Heydenreich über die Mitwirkung von Lehrern und Geistlichen beim Heimatschutz und schließlich der Vorsitzende über die in Aussicht gestellte Förderung des Vereins durch die Behörden. Die erste große Bewährungsprobe bestand der Verein mit dem vom Vorsitzenden bekanntgegebenen Preisausschreiben für Entwürfe zum Bau von Ackerhöfen; denn laut Protokoll des Preisgerichts vom 8. 6. 1909 waren 107 Arbeiten eingereicht worden, von denen zwei mit zweiten Preisen und zwei andere mit dritten Preisen prämiert wurden.<sup>44)</sup>

Weitere Entwürfe sind angekauft oder durch Belobigung ausgezeichnet worden. Die besseren Arbeiten fanden Aufnahme in eine selbständige Publikation, die im Jahre 1910 unter dem Titel „Preisgekrönte Entwürfe zum Bau von Ackerhöfen“ erschien. Herausgeber war „auf Veranlassung des Landesvereins für Heimatschutz der Regierungs- und Baurat W. Spehr“.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die allgemeine politische Situation jener Zeit, in der der Landesverein für Heimatschutz gegründet wurde, so lag jenes verhängnisvolle Interview Kaiser Wilhelms II. in England, das der Daily Telegraph am 28. 10. 1908 veröffentlicht hatte, nur eineinhalb Monate zurück. Die darin zutage getretene deutsche Überheblichkeit war für

Name, Titel u. Wohnort	Themata	Bemerkungen	Name, Titel u. Wohnort	Themata	Bemerkungen
<b>W. Börker</b> , Seminarlehrer, Braunschweig	1. Wilhelm Raabe, des deutschen Volkes Seelherer. 2. Wilhelm Raabe als Führer zu reinem Menschentum. 3. Ausgewählte Kapitel aus der neuplastischen Literatur. 4. Wo wecke Raabe erhebt wie sich nie plattbüßige Sozialen? 5. Reaktionen und Verleugungen plattdeutscher Dichtungen. 6. Hochdeutsche Verleugungen in Form von Dichteralen. 7. Braunkorn, Dichter. 8. Gute Jugendliteratur.	Fürs ganze Herzogtum, Sonnabends und Sonntags, bei weiterer Entfernung von Braunschweig nur Sonnabends.	<b>O. Meyer</b> , Lehrer, Braunschweig	1. Die Bedeutung unseres Dorflebens, eine nationale Welt. 2. Wiederständliche und thätigste Solbanten und die Baumeile von heute auf dem Lande. (Mit Lichtbildern) 3. Verkehrte Welt! Modernitäten in der Stadt und auf dem Lande. (Mit Lichtbildern) 4. Die Geschichte des Janters-Regiments Nr. 82 (Mit Lichtbildern)	Fürs ganze Herzogtum, Sonnabends und Sonntags, bei weiterer Entfernung von Braunschweig nur Sonnabends.
Prof. Dr. <b>A. Bürger</b> , Oberlehrer, Blankenburg a. H.	Thema nach Vereinbarung.	Nur in Blankenburg	<b>S. Pfeifer</b> , Geh. Ratrat, Braunschweig	Das Landhaus im Heimatsbild. (Mit Lichtbildern)	
<b>H. Ernsting</b> , Lehrer, Entlinghausen b. Zehdinghausen	Nach Geschichte und Kulturgeschichte, ganz aus dem Tier- und Pflanzenleben des Landes Lebendigen.	Nur für das Amt Zehdinghausen; an jedem Wochenende.	<b>Schattenberg</b> , Pastor, Emmersfeld b. Helmstedt	Kulturgeschichte, Sitten u. Gebräuche.	Fürs ganze Herzogtum; am liebsten die ersten Tage der Woche, in der Nähe zum Sonntags, Sonnabends u. d. H.
<b>Sendenreich</b> , Pastor, Bündheim-Harzberg	Über keltische Welterbsfolge und Welterbsfolge, Fortbildungs- und Hausbildungsarbeit.		<b>S. Scherman</b> , Stadthausmeister, Holzminden	1. Preis u. Heimatschutz. 2. Heimatschutz und Ortsplanung.	Möglichst nur für den Kreis Holzminden.
<b>V. Knoop</b> , Lehrer, Dörflum	1. Die keltische Welt, (Bildung der für unsere Bodenkultur wichtigsten Erbschichten). 2. Die Gestaltung und das Alter der Welt unter Berücksichtigung der heimatischen Verhältnisse.	Nur für die Kreise Braunschweig, Helmstedt und Helmstedt. Nur Sonnabends.	<b>Schroepel</b> , Pastor, Woffen-Fürstenberg a. d. Meier	1. Aus Braunschweigs trüben Tagen. 2. Braunschweigs Heilenswege. 3. Die Weltkeltische Welt auf dem Lande im Dienste der Heimatsbewegung. 4. Wie wird unsere Jugend zur Heimatsliebe erzogen? 5. Der Kampf gegen den Alkohol als wichtigste Staatsbürgerliche Wohlfahrtsfrage. 6. Alkohol und Dorfgeheimnisse. 7. Der Alkohol und die Jugend. 8. Der Alkohol und die Arbeit. 9. Von Kämpfen und Siegen unter der Fahne des blauen Kreuzes.	Möglichst nur für die Kreise Holzminden u. Ganderstheim, Sonntags und die ersten Tage der Woche.
<b>Meister</b> , Reg.-Ratführer, Braunschweig	Über Friedensanliegen (insbesondere für Gemeinden, in denen Menschen für die nächste Zeit in Zukunft leben, Veranschaulichung von Gemeindegliedern mit freier Ausprägung).	Fürs ganze Herzogtum.			

Abb. 7 „Rednerliste des Landesvereins für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig“, herausgegeben im Februar 1912.

Reproduktion nach Original in: WStA Dienstbibl. K 1921

England und die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts um so alarmierender, als die deutsche Marine durch die von Tirpitz vertretene Flottenpolitik zur Beschleunigung des Rüstungstempos auf dem Wege war, nach Großbritannien zur stärksten Seemacht zu werden. Zwar beendete der Tadel von Bundestag und Bundesrat das sogenannte „persönliche Regime“ des Kaisers, indem dieser sich von nun an in außenpolitischen Fragen zurückhielt, aber das politische Klima in Europa verschlechterte sich von nun an bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges zusehends. Gleichzeitig wurde die politische Isolierung Deutschlands ständig größer.

Im Herzogtum Braunschweig war es das Anliegen einer publizistisch sehr regen weltlichen Bewegung, wieder einen Angehörigen des Welfenhauses auf dem verwaisten Thron zu wissen, was aber zunächst noch durch die kompromißlose Haltung des in Gmunden in Österreich grollenden Herzogs von Cumberland verhindert wurde. Durch den Generationenwechsel war die braunschweigische Thronfolge jedoch nicht das Hauptproblem, das die überwiegende Mehrheit der braunschweigischen Bürger beschäftigte, da es sich bereits unter der Regentschaft des Herzogs Albrecht von Preußen herausgestellt hatte, daß das Land auch unter dieser Regierungsform an der kräftigen wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung im Reich teilnahm.

Der Herzog-Regent Johann Albrecht legte von Anfang an Wert auf Volkstümlichkeit. So suchte er engen Kontakt zu den Bürgern und Bauern, als er im Laufe des Jahres 1907 strapaziöse Reisen in alle Gegenden des Staates unternahm oder sogar am 12. April 1908 einem Fußballspiel zwischen Eintracht Braunschweig und Victoria Hamburg beiwohnte, bei dem die einheimische Mannschaft mit 3:1 die norddeutsche Meisterschaft errang. Der Flug eines Ballons, der am 31. 3. 1908 in Braunschweig aufgestiegen war und in nur 6 Stunden eine Strecke von 240 Kilometern bis Stargard in Pommern zurücklegte, hatte kurz davor für Schlagzeilen in der Presse gesorgt.

Johann Albrecht ging der Ruf eines auf Pünktlichkeit, Ordnung und Disziplin bedachten Herrschers voraus, und so scheute er sich wie in Mecklenburg nun auch in Braunschweig nicht, persönlich den pünktlichen Dienstantritt seiner Beamten zu kontrollieren.

Als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft legte er besonderen Wert darauf, daß auch in Braunschweig Verständnis dafür aufkam, daß Deutschland wie die meisten anderen europäischen Nationen bewußt Kolonialmacht sein müsse. So veranstaltete die Abteilung Braunschweig der Deutschen Kolonialgesellschaft in der Landeshauptstadt vom 21. – 23. 11. 1907 ein Volksfest, das der Propagierung des kolonialen Gedankens dienen sollte, und der Präsidentenfunktion ihres Regenten verdankten es die Braunschweiger, daß hier am 10. August 1907 der König von Siam, Chulalongkorn, von vielen wegen seines orientalischen Gepräges bestaunt, erschien, um den Besuch Johann Albrechts in Siam zu erwidern. Die freundschaftlichen Bande, die dieser bei seiner Reise in das hinterindische Königreich geknüpft hat, sind über zwei Weltkriege hinweg bis heute intakt geblieben, wie der kürzliche Besuch von Bundespräsident Karl Carstens in dem heutigen Thailand und sein überaus freundlicher Empfang beweist.

Den Verlust der deutschen Kolonien im Jahre 1918 und damit den Zusammenbruch seines Lebenswerkes hat Herzog Johann Albrecht nicht lange überlebt. Innerlich gebrochen ist der überaus patriotisch gesinnte Fürst bereits am 16. 2. 1920 auf Schloß Wiligrad bei Schwerin verstorben.

Durch seine und seiner zweiten Gemahlin Teilnahme an den Jahresversammlungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz in den Jahren 1911 und 1912 bewies der Herzog-Regent, daß er sich mit diesem nicht nur oberflächlich verbunden fühlte, sondern daß er seine Patronage ernst nahm. Der Landesverein wiederum dankte ihm diese Haltung, indem er Johann Albrecht eine mit Bildern reich ausgestattete Festschrift anlässlich der Beendigung seiner Regentschaft im Jahre 1913 widmete.<sup>44a)</sup>

In seinem ersten Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1909,<sup>45)</sup> den der Schriftführer Dr. Koldewey auf der Vereinsversammlung am 23. 2. 1910 in Braunschweig<sup>46)</sup> vortrug, konnte er mit Genugtuung darauf hinweisen, daß es im Winter 1908/09 gelungen war, Zweigvereine in Bad Harzburg, Gandersheim und Stadtoldendorf zu gründen. Auch der Wunsch nach einer periodischen Publikation ging 1910 in Erfüllung, als im Februar das erste Heft der „Braunschweigischen Heimat“ erschien und damit bis zum heutigen Tage die Möglichkeit eröffnet wurde, für Heimat- und Naturschutz einzutreten.

# Aufruf

zur

## Begründung eines Landesvereins für Heimatschutz.

Seitdem im Jahre 1903 zu Erfurt der deutsche „Bund Heimatschutz“ gegründet worden, regt es sich überall in deutschen Landen zum Schutze der engeren Heimat. In den Einzelstaaten sind Landesvereine gegründet, welche als Zweigvereine die Arbeit des Bundes besorgen.

Nächststlos haben die Ererungenschaften moderner Kultur die Heimat verändert und sie ihren Bewohnern entfremdet. Die Landschaft ist eine andere geworden; Heide und Ager, Moot und Wiefe, Busch und Heide verschwunden, und mit ihnen eine eigenartige, seit Alters her bodenständige Tier- und Pflanzenwelt. Das der Heimat ein ganz besonders eigenartiges Gepräge gebende Strohdachhaus ist, bekämpft von gar zu ängstlich aufgestellten Bauvorschriften, fast gänzlich verschwunden; dort, wo das beschiedene, strohgedeckte Fachwerkhäus aus dem Laub grüner Bäume traulich hervorlugte, machen sich städtische Wohnhäuser breit, angefüllt mit billigen städtischen Wohnungskram, während der solide altdeutsche Hausrat um Spottpreise an Althändler verkauft oder sonstwie verthan wurde. Trübsal wäre es, den Ererungenschaften des modernen Lebens, der Technik und Industrie entgegenzuarbeiten zu wollen; wohl aber lassen auch sie sich mit den Forderungen des Gemüths und der Liebe zur Heimat in Einklang bringen, läßt eine Verhinderung der Heimat sich vermeiden, wenn wir das, was wir schaffen, mit der Umgebung zusammenpassen!

Wie in den Nachbarstaaten, wo längst Vereinigungen zum Schutze der Heimat gebildet sind, liegt auch für unser Herzogtum das Bedürfnis zum Heimatschutz vor. Die Unterzeichneten sind daher zur Begründung eines Landesvereins für den Schutz der braunschweigischen Heimat zusammengetreten. Wohl erkennen wir rücksichtslos an, daß auch bei uns auf diesem Gebiete schon manches geschehen ist; die staatliche Fürsorge für die Erhaltung und Pflege der staatlichen Denkmäler genießt weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes einen begründeten Ruf, besonders hat der seit einigen Jahren bestehende Ausschuss für Denkmalspflege im Herzogtum segensreich gewirkt. Aber ein unmittelbarer Einfluß auf die breiten Schichten des Volkes ist dadurch nicht gewonnen, und das ist es gerade, was wir erstreben wollen. Wir rechnen dabei auf die Unterstützung der Landesregierung und Behörden, die uns umso weniger verärgert werden dürfte, als der Regent unseres Landes, Seine Hoheit, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, unseren Bestrebungen das wärmste Interesse entgegenbringt; wir rechnen auf die Unterstützung der Gemeinden des Herzogtums, ähnliche Ziele verfolgender Vereinigungen und auf die Mitwirkung eines Jeden, der einen offenen Blick für die Schäden und ein warmes Herz für seine Heimat besitzt.

Den Sinn für die Heimat, die Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, den Schutz und die Pflege des Landschafts- und Ortsbildes, die Volkskunst, die Sitten, Gebräuche, Trachten und überlieferten Kulturreste, die flammeseigenständige Sprache unserer Väter, die Kunst- und Naturdenkmäler wollen wir zu retten und erhalten versuchen. Gelingt uns solches, dann können auch wir mit dem Dichter sagen:

Sei mir gegrüßt  
Du süße Heimat!  
Sei mir gegrüßt,  
Ich habe Dich wieder!

(S. Seibel.)

Behnecke, Höfner, Horstedi (Amt Theedinghausen); Blasius, Geh. Hofrat, Braunschweig; Boden, Kreisdirektor, Blankenburg; Rohlmann, Apothekenbesitzer, Braunschweig; Bohnsack, Landwirt, Gröden; Brandes, Schulrat, Wolfenbüttel; Brinkmann, Geh. Baurat, Braunschweig; v. Bülow, Ritterschutzeiger und Kammerherr, Hr. Brunrode; Buschbohm, Gemeindevorsteher, Wenzeln; v. Campe, Vt. ergatzbeiger, Denjen; Dannenbaum, Kreisdirektor, Gandersheim; Decke, Amisrat, Corben; am Ende, Hans, Maler, Woppswebe; Flekender, Landtagsabgeordneter, Mismöden; Floto, Stadtdirektor, Wolfenbüttel; v. Frankenber, Stadtrat, Braunschweig; Fuhse, Museumsdirektor Braunschweig; Haarmann, Direktor der Baugewerkschule, Holzminden; Hassel, Ober-Regierungsrat, Braunschweig; Heydenreich, Pastor, Regenborn; Isensee, Landtagsabgeordneter, Mönche-Bahlberg; Jüdel, Geh. Kommerzienrat, Braunschweig; Kettel, Gutsbesitzer, Helmshorode; Kleye, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Terxheim; Knopf, Pastor, Bevern; Klügel, Bürgermeister, Stadtholzenborf; Kreis, Professor, Düsseldorf; Krüger, Kreisdirektor, Wolfenbüttel; Koldewey, Schuldirektor, Bad Harzburg; v. Klenke, Hofmarschall, Braunschweig; Koch, Kreisdirektor, Holzminden; Lambrecht, Landtagsabgeordneter, Reinsdorf; Langerfeldt, Kreisdirektor, Braunschweig; Meier, Museumsdirektor, Braunschweig; A. Mackensen von Astfeld, Ritterschutzeiger und Vorsteher der Landwirtschaftskammer, Altfeld; Nehrhorn, Amtmann, Riddagshausen; Reichs- und Landtagsabgeordneter, Braunschweig; Prähmann, Kreisamtsverwalter, Gandersheim; Plin, Osterloh, Hofschutzeiger, Braunschweig; Pöhlert, Geh. Baurat, Braunschweig; Konnau, Finanzrat, Braunschweig; Kreisdirektor, Helmstedt; Pöhlert, Geh. Baurat, Braunschweig; Rittersbusch, Kreisamtsverwalter, Holzminden; Ritscher, Kommerzienrat, Braunschweig; Schellphake, Landwirt, Nehrde; Sonnemann, Rentner, Al. Haden; Schmidt, Generalpostinspektor, Braunschweig; Spehr, Regierungs- und Baurat, Braunschweig; Sievers, Konsistorialpräsident, Wolfenbüttel; Schönmann, Bürgermeister, Helmstedt; Tacke, Landtagsabgeordneter, Remmab; Thomas, Gemeindevorsteher, Hofgeest; Voges, Lehrer, Wolfenbüttel; Vibrans, Bürgermeister, Calvörde; Vibrans, Detonamirer, Calvörde; Wessel, Geh. Kommerzienrat, Bad Harzburg; Walter, Baurat, Braunschweig; Wäljen, Ritterschutzeiger, Haldter; Zeidler, Professor, Rektor der Technischen Hochschule, Braunschweig; Zimmermann, Archivar, Wolfenbüttel.

Abb. 8 Aufruf zur Begründung eines Landesvereins für Heimatschutz  
Anfang Dezember 1908 (vgl. Anmerkung 42)

Koldewey selbst hat die Zeitschrift bis zum Jahre 1922 redigiert. Daneben gab der Verein seit Januar 1912 eine Zeitungs-Korrespondenz<sup>47)</sup> heraus, mit der die Presse über Angelegenheiten des Heimatschutzes informiert wurde. In ihr schrieb auch Hermann Löns, als es darum ging, im Jahre 1912 einen Naturschutzpark Harz bei Bad Harzburg einzurichten.<sup>47a)</sup> Außerdem veröffentlichte der Verein vom selben Jahre an einen „Braunschweiger Jugendkalender“.

Um möglichst breite Kreise für heimatliche Geschichte und Angelegenheiten des Heimatschutzes zu interessieren, veranstaltete man vom Jahre 1910 an Lichtbildervorträge. Die von 11 Rednern angebotene Themenauswahl wurde als „Rednerliste“ im Februar 1912 in einer hohen Auflage verbreitet.<sup>48)</sup> Wenigstens hingewiesen sei auf die Pflege des Niederdeutschen, die Sammlung von Flurnamen durch Vereinsmitglieder und auf die Verdienste des Vereins, Kurse über ländliches Bauen angeregt zu haben, die von der Baugewerkschule in Holzminden und von der Technischen Hochschule in Braunschweig veranstaltet wurden.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Verein mit seiner Kritik an jenen durch Zukerrübenanbau wohlhabend gewordenen Landwirten, die ihre Wohnhäuser im prunkhaften Renaissance-Stil errichtet hatten, auch Gegner besaß, die ihm Rückschrittlichkeit und Fortschrittsfeindlichkeit vorwarfen. So fühlte sich der Vereinsvorsitzende Krüger auf der 1. Hauptversammlung am 23. 2. 1910 zu der Feststellung veranlaßt,<sup>49)</sup> „daß in allen Kreisen der Bevölkerung das Vorurteil zu schwinden beginne, als wolle der Verein für Heimatschutz das Rad der Zeit rückwärts drehen oder eine Liga gegen den Fortschritt bilden, daß man vielmehr einsehe, wie notwendig für die organische Fortentwicklung der Protest der Pietät gegen die rücksichtslose und gedankenlose Vernichtung des schönen Alten ist“.

Überblickt man die Vereinsarbeit bis zum Ersten Weltkrieg im ganzen, so stehen die bildungspolitischen Anliegen und die Arbeitsgebiete der Baupflege und des Denkmalschutzes ganz im Vordergrund. W. Flechsig hat zu Recht hervorgehoben, daß das Feld des Naturschutzes und der Landschaftspflege zunächst noch unbeackert blieb.<sup>50)</sup>

Daß die meisten der vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz vertretenen Zielvorstellungen auch heute nicht antiquiert, sondern geradezu aktuell sind, belegt treffend der Aufsatz „Naturschutz und Landschaftspflege als Verpflichtung“, in dem der Staatssekretär im Nds. Ministerium für Landwirtschaft und Forsten D. H. Hoppenstedt vor kurzem ausgeführt hat: „Naturschutz und Landschaftspflege haben heute als Teil eines wachsenden Umweltbewußtseins einen hohen Stellenwert.“<sup>51)</sup>

## Quellenanhang

### *1. Protokoll von Friedrich Koldewey über die Sitzung des Aktionskomitees auf Schloß Blankenburg am 26. 9. 1908 (vgl. Anm. 30 u. die Textvarianten am Schluß)*

Seine Hoheit wünschen, daß eine Kommission von Notabeln aus dem Herzogtum zusammenträte, die beraten soll, welche Schritte notwendig erscheinen, um die alte Bauweise in unseren Dörfern zu erhalten bzw. neu zu beleben.<sup>a)</sup>

Eine Liste, die noch durch geeignete bäuerliche Besitzer aus den 6 Kreisen zu ergänzen ist,<sup>b)</sup> wurde vorläufig durch das Aktionskomitee aufgestellt.

Seine Hoheit<sup>c)</sup> haben zugesagt, einer Besprechung der Kommission am 15. December ds. Js.<sup>d)</sup> in Braunschweig<sup>e)</sup> beizuwohnen. Die Mitglieder des Herzoglichen Staatsministeriums werden ebenfalls geladen werden.

Nach der Meinung Seiner Hoheit muß die Bewegung in erster Linie von den Landwirten selber ausgehen; daher ist die Landwirtschaftskammer des Herzogtums, insbesondere der Vorsitzende derselben, die berufene Persönlichkeit, um die Angelegenheiten in die richtigen Wege zu leiten, insbesondere um die Leitung der Kommission zu übernehmen.<sup>f)</sup>

In dieser Sache<sup>g)</sup> ist vorläufig ein Aktionskomitee zusammengetreten, um alles weitere vorzubereiten. Denselben gehören an: Herr von Mackensen, Herr Dr. Koldewey, Herr Kreisdirektor Krüger, Herr Baumeister Niemeyer, Herr Geheimrat Pfeifer, Herr Bürgermeister Vibrans.

Es sind folgende Aufgaben zu behandeln, die am besten in der Sitzung am 15. December in kurzen, vielleicht je 10 Minuten dauernden Referaten zum Vortrage gelangen.

#### 1. Die Aufgabe der Landwirtschaftskammer:

Die Kammer regt Vorträge mit Lichtbildern über die gute Bauweise in ihrer Hauptversammlung und in den landwirtschaftlichen Vereinen an; der Vorstand fordert die Landwirte auf, bei Neubauten und baulichen Änderungen die alte praktische Bauweise in den Plänen zu berücksichtigen. Eventuell Einrichtung eines detachierten Bauamtes im Anschluß an die Landwirtschaftskammer zu Hannover. Bau der Braunschweiger Ausstellungsgebäude im niedersächsischen Stile. Während der Ausstellung eine Musterausstellung von Bildern schon erbauter niedersächsischer Gebäude, sowie Ausstellung der Ergebnisse des Preisausschreibens u. A. Eventuell Vornahme einer Brandprobe.

Berichterstatter: Herr von Mackensen.

#### 2a. Die Aufgaben der Herzoglichen Staatsregierung und der Kreisdirektionen:

Die von der Regierung errichteten Gebäude müssen in dieser Hinsicht vorbildlich sein. Durch Bauprämien und Belehrung durch die Kreisdirektion ist bei Neu- und Umbauten auf die Bauherren einzuwirken. Die prämierten Entwürfe des Preisausschreibens werden den Vorsteherämtern zur öffentlichen Auslage übermittelt und vieles andere.

Berichterstatter: Herr Kreisdirektor Krüger.

2b. Die Änderung der Bauordnung, um die Wiedereinführung der alten Bauweise zu erleichtern.

Berichterstatter: Herr Bürgermeister Vibrans.

3. Die Aufgaben des Preisausschreibens. Es sollen typische Pläne für Höfe in der Größe von 120 – 150 Morgen gewonnen werden. Hierdurch werden zahlreiche Baumeister und Bauhandwerker, die in den Wettbewerb eintreten, zum Studium des niedersächsischen Baustils angeregt. Die Bauschule und die Handwerksmeister erhalten Typen, die dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden können bzw. leicht umzuändern und anzuwenden sind.

Berichterstatter: Herr Professor Kreis, Direktor der Königlichen Bauakademie zu Düsseldorf.

<sup>b)</sup> [Meine Vorschläge zur Besetzung des Preisgerichts:

Herr Professor Kreis, Direktor der Königlichen Bauakademie zu Düsseldorf, Herr Professor Pfeifer von der Technischen Hochschule, Herr Baumeister Niemeyer – Hannover, Herr Mackensen von Astfeld, Herr Vibrans – Calvörde, Herr Dr. Koldewey.]

Referent: Herr Professor Kreis – Düsseldorf.

4. Die Aufgaben der Holzmindener Bauschule.

Der niedersächsischen Bauweise wird in dem Unterrichtsbetriebe ein breiter Raum zugewiesen, eventuell werden Kurse für Meister, die schon im Geschäft stehen, eingerichtet.

Berichterstatter: Herr Direktor Haarmann – Holzminden.

5. Die Aufgaben der Geistlichen und Lehrer.

Belehrung der Landwirte, auf den winterlichen Familienabenden wird ein Lichtbildervortrag (Beispiel und Gegenbeispiel in der Weise von Schultze – Naumburg) vorgeführt.

Berichterstatter: vacat.

6. Die Begründung eines Heimatbundes Braunschweig, der im engen Anschluß an benachbarte Vereine die Heimatinteressen nach allen Seiten pflegt.

Der Bund ist praktisch zu organisieren, seine Hauptarbeit ruht in den Zweigvereinen und in dem Centrausschuß.

Berichterstatter: Herr Geheimrat Pfeiffer.

7. Herr von Mackensen, als Vorsitzender der Kommission, bittet zum Schluß, Seine Hoheit wolle gnädig die Angelegenheit weiter fördern und gnädiger Weise bereit sein, das Protektorat über den neuen Verein zu übernehmen.

*2. Vom Aktionskomitee zur Unterschriftleistung versandtes Begleitschreiben  
zum „Aufruf zur Begründung eines Landesvereins für Heimatschutz“  
Anfang Dezember 1908 (vgl. Anmerkung 41)*

Bereits in verschiedenen deutschen Staaten haben sich, wie Ihnen bekannt sein dürfte, im Laufe der letzten Jahre Vereine gebildet mit dem Zwecke dem zunehmenden Verschwinden überkommener Volkseigenarten in Bauweise, Tracht, Sprache usw. nach Möglichkeit zu steuern.

Auch im Herzogtum Braunschweig ist der Wunsch nach einem Mittelpunkt für solche Bestrebungen vielfach und lebhaft hervorgetreten.

Die Unterzeichneten beabsichtigen daher, die Anregung zur Gründung eines „Vereins für Heimatschutz“ zu geben und zu diesem Zwecke den anliegenden Aufruf zu erlassen.

Wir ersuchen Sie um Ihre Zustimmung, auch Ihren Namen den Unterschriften des Aufrufes beifügen zu dürfen und dürfen diese Zustimmung wohl als erteilt annehmen, wenn nicht bis zum 5. Dezember d. J. dem mitunterzeichneten Kreisdirektor Krüger – Wolfenbüttel eine ablehnende Erklärung zugegangen sein sollte.

Wir bemerken noch, daß der im Aufruf erwähnten Sitzung an demselben Tage, V o r m i t t a g s



10 Uhr, eine Sitzung vorausgehen soll, in welcher der Verein als solcher begründet, die Satzungen festgestellt werden sollen usw.

An der um 12 Uhr beginnenden ersten Vereins-Sitzung wird voraussichtlich auch S<sup>e</sup>. Hoheit, der Herzog-Regent, Teil nehmen.

Wir dürfen Sie demnach ersuchen, Sich am 15. Dezember d. J. schon um 10 Uhr im Deutschen Haus zu Braunschweig efinden zu wollen.

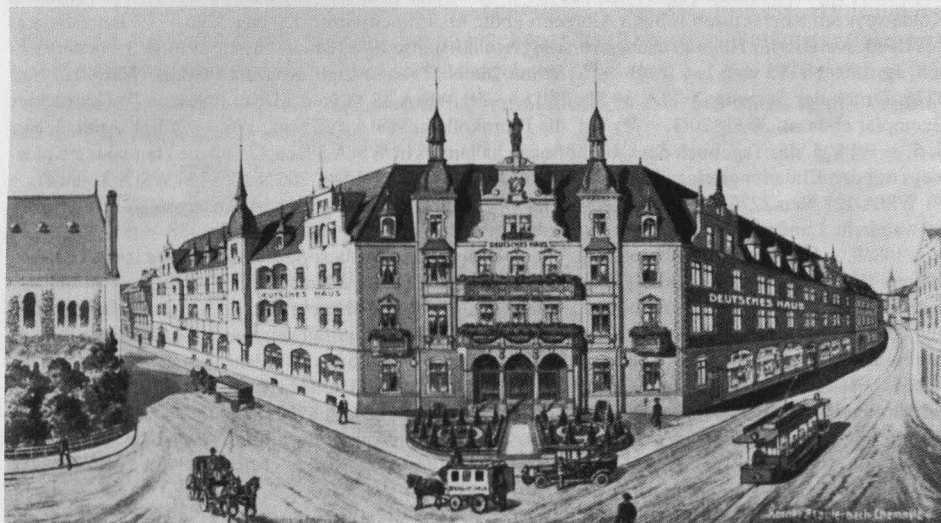
A. Mackensen von Astfeld  
Rittergutsbesitzer und Vorsitzender  
der Landwirtschaftskammer,  
Astfeld.

Pfeiffer,  
Geheimer Baurat,  
Braunschweig.

Vibrans,  
Oeconomierat,  
Calvörde.

Koldewey,  
Schuldirektor,  
Bad Harzburg.

Krüger,  
Kreisdirektor  
Wolfenbüttel.



Hotel „Deutsches Haus“ vor dem Ersten Weltkrieg  
Reproduktion aus: Braunschweig. Festschrift zum  
Regierungsantritt des jungen Herzogspaares. Braunschweig 1913

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land, hrsg. v. M. Wiswe, Braunschweig 1983. — <sup>2)</sup> W. Flechsig, Fünfundsiebzig Jahre Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz, ebda. S. 137. — <sup>3)</sup> O. Willke, Fünfzig Jahre Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz 1908–1958, in: Beiträge zur Braunschweig. Heimatpflege und Heimatforschung (= Sonderschriftenreihe Heft 3): Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, Braunschweig

1958, S. 2–22. – <sup>4)</sup> Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig: WStA) 266 N 17. – <sup>5)</sup> WStA 127 Neu 3276. – <sup>6)</sup> Vgl. H. Heimpel, *Geschichtsvereine einst und jetzt im 19. Jhd.* (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 1), Göttingen 1972; ders.: *Über Organisationsformen historischer Forschung*, in: *Historische Zeitschrift* 189, 1959, S. 139–222; H. Schmidt, *Heimat und Geschichte*, in: *Niedersächsisches Jahrbuch* 39, 1967, S. 1–44. – <sup>7)</sup> H. Heimpel, *Geschichtsvereine* (vgl. Anm. 6), S. 49. – <sup>7a)</sup> R. Moderhack, *Zur Gründung des Braunschw. Geschichtsvereins vor 60 Jahren*, in: *Braunschw. Jahrb.* 42, 1961, S. 154 f. – <sup>8)</sup> § 1 der Satzungen des Bundes „Heimatschutz“ vom 30. 3. 1904; WStA 12 A Neu 13 Nr. 18864. – <sup>9)</sup> Flugblatt mit Aufruf und Satzungen des Jahres 1902: WStA 30 Slg 37/10. – <sup>10)</sup> Einladungen und Programme des 1. – 14. Niedersachsentages (1902–20) ebda. – <sup>11)</sup> Ebda. – <sup>12)</sup> Ebda. – <sup>13)</sup> Ebda., vgl. dazu, jedoch fehlerhaft: D. Steilen, *Werden u. Wachsen des Heimatgedankens in Niedersachsen* (= Schriften des Nds. Heimatbundes NF 32), 2. Aufl. 1958, S. 112–118. – <sup>14)</sup> Vgl. das Protokoll in WStA 76 Neu Fb. 2 Nr. 910 a. – <sup>15)</sup> Vgl. über die Geschichte des Vereins den in den „Vereinsnachrichten über das Jahr 1899–1900“ erschienenen „Bericht zur Feier des 25jährigen Stiftungsfestes am 3. 4. 1900“, S. 12 f. (WStA Dienstbibliothek Q 1500). – <sup>16)</sup> Der Vortrag wurde zusammen mit „Statistischen Notizen aus dem Vereinsleben“, Braunschweig 1886 gedruckt (WStA Dienstbibl. Q 1500). – <sup>17)</sup> WStA 76 Neu Fb 2 Nr. 914. – <sup>18)</sup> Vgl. über ihn: *Deutsches Biographisches Jahrbuch*, Überleitungsband 2, 1928, S. 547–550. – <sup>19)</sup> Vgl. R. Beltz, *Zur Geschichte des Heimatbundes Mecklenburg* anlässlich des 25jährigen Bestehens, in: „*Mecklenburg*“ 26, 1931, S. 26 u. 77. – <sup>20)</sup> WStA 76 Neu Fb. 2 Nr. 914. – <sup>21)</sup> Vgl. über ihn: *Braunschweigische Heimat*, Jg. 27, 1936, S. 33 f. – <sup>22)</sup> *Braunschweigisches Magazin* 14, 1908, S. 70 f. – <sup>23)</sup> WStA 266 N 17. – <sup>24)</sup> Ebda. – <sup>25)</sup> Alle Schriftstücke ebda. – <sup>26)</sup> Ebda. – <sup>27)</sup> Vgl. *Braunschweigische Heimat*, Jg. 1, 1910, S. 89. – <sup>28)</sup> WStA 3 Neu 47. – <sup>29)</sup> WStA 266 N 17. – <sup>30)</sup> Konzept Koldeweys mit Korrekturen Johann Albrechts ebda; Maschinenschrift: 127 Neu 3276. – <sup>31)</sup> Jahresbericht des Landesvereins für Heimatschutz im ersten Geschäftsjahre 1909, Braunschweig 1910, S. 3; Niedersachsen, Jg. 1909 Nr. 13 vom 1. 4. 1909. – <sup>32)</sup> WStA 266 N 17. – <sup>33)</sup> Eigh. Konzept Pfeifers: WStA 127 Neu 3276, Druck der Satzung: WStA 30 Slg 37/11. – <sup>34)</sup> WStA 12 A Neu 13 Nr. 18864. – <sup>35)</sup> Gedrucktes Exemplar ebda. u. 30 Slg 20/3. – <sup>36)</sup> Vgl. die Protokolle in WStA 127 Neu 3276. – <sup>37)</sup> Vgl. Anm. 3, hier S. 5. – <sup>37a)</sup> Vgl. das Tagebuch des Oberhofmarschallamtes in WStA 3 Neu 47 und die Handakten Koldeweys mit den Einladungstelegrammen in WStA 266 N 17. – <sup>38)</sup> WStA 266 N 17. – <sup>39)</sup> WStA 3 Neu 47. – <sup>40)</sup> WStA 127 Neu 3276. – <sup>41)</sup> Konzept ebda. – <sup>42)</sup> Vgl. *Braunschweigische Anzeigen* Nr. 288, *Braunschweigische Landeszeitung* Nr. 575, *Braunschweigische Neueste Nachrichten* Nr. 288. – <sup>42a)</sup> WStA 12 a Neu 18868. – <sup>43)</sup> Hierüber berichteten die Tageszeitungen; vgl. insbesondere *Braunschweigische Landeszeitung* Nr. 589 vom 16. 12. 1908. Auch in der *Braunschweigischen Heimat* Jg. 1, 1910, S. 14 ff. befindet sich ein zusammenfassender Bericht über die Sitzung. – <sup>44)</sup> Vgl. W. Spehr (Hrsg.), *Gesammelte Entwürfe aus dem Preisausschreiben für den Bau von Ackerhöfen im Braunschweigischen* (Außentitel: *Preisgekrönte Entwürfe zum Bau von Ackerhöfen*), 1910, S. 9. – <sup>44a)</sup> Johann Albrecht. Ein Gedenkblatt, überreicht vom Landesverein für Heimatschutz o. O. u. J. – <sup>45)</sup> WStA Dienstbibl. K 192 I. – <sup>46)</sup> Ausführlicher Bericht in der *Braunschweigischen Landeszeitung* Nr. 92 vom 24. 2. 1910; vgl. auch *Braunschweigische Heimat* Jg. 1, 1910, S. 86 f. – <sup>47)</sup> WStA 127 Neu 3272; vgl. die Abbildung Nr. 6 – <sup>47a)</sup> WStA 127 Neu 3272 u. H. Löns, *Der Harzer Heimatpark*. Als Manuskript gedruckt: WStA 249 N 218. – <sup>48)</sup> WStA 249 N 218. – <sup>49)</sup> Vgl. *Braunschweigische Heimat* Jg. 1, 1910, S. 87. – <sup>50)</sup> Vgl. Anm. 2, hier S. 138. – <sup>51)</sup> *Neues Archiv für Niedersachsen* 32, 1983, S. 115.

#### *Textvarianten zum Anhang Nr. 1*

*Das maschinenschriftliche Protokoll berücksichtigt die Korrekturen des Herzog-Regenten Johann Albrecht, die Varianten zeigen den ursprünglichen Text Koldeweys. a) beleben. Die Liste Konzept Koldeweys (künftig K) – b) ist, ist in der Blankenburger Sitzung aufgestellt. K – c) Hoheit wollen die Ratschläge der Kommission K – d) ds. Js. im Herzoglichen Residenzschlosse K, dazu Bemerkung Johann Albrechts: ein anderes neutrales Lokal erwünscht. – e) Braunschweig hören; K danach gestrichen: dieser Sitzung wird auch das Herzogliche Staatsministerium beiwohnen. Seine Hoheit haben den Minister Hartwiég, Exc. beschieden, mit Verordnungsvorschlägen, die das gleiche Gebiet betreffen, bis zur Tagung am 15. Dez. zu warten. K – f) übernehmen. Seine Hoheit haben in dieser K – g) Sache ein Aktionskomitee bestimmt, um K – h) Der eingeklammerte Text fehlt im Konzept. Er wurde von Koldewey nachträglich hinzugefügt.*

# *Mahlzeiten am Tage der Hausschlachtung in Ostfalen*

Von Werner Flechsig

Bei meiner Untersuchung über „Glaube und Brauch der ‚Zwölften‘ in Ostfalen“ habe ich 1964 gezeigt, welche Gemeinsamkeiten und landschaftlichen Unterschiede bei der Wahl der Hauptspeisen für das weihnachtliche Festessen hierzulande früher bestanden<sup>1)</sup>. Auch bei den Mahlzeiten am Schlachtestage lassen sich in Ostfalen gewisse Gemeinsamkeiten und landschaftliche Unterschiede beobachten. Das stellte ich fest, als ich die Antworten auf die Fragen 4–6 des 1958 vom Braunschweigischen Landesmuseum verschickten 1. Brauchtumsfragebogens auswertete. Zwar hatten damals von 484 Empfängern nur 387 den Brauchtumsfragebogen ausgefüllt zurückgesandt, und von diesen waren längst nicht alle Fragen beantwortet worden, aber das eingegangene Material reichte doch aus, um einen einigermaßen deutlichen Überblick über die Eßgewohnheiten beim Schlachtestag im ostfälischen Teil des zur DDR gehörenden Regierungsbezirks Magdeburg und in den niedersächsischen Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Stadt Salzgitter, Peine, Hildesheim, Gandersheim, Blankenburg-West, Zellerfeld, Osterode, Einbeck, Holzminden und Alfeld zu gewinnen. Die im folgenden angegebenen Kreiszugehörigkeiten der Belegorte beziehen sich auf die Zeit vor der niedersächsischen Gebietsreform der 1970er Jahre. An Abkürzungen verwende ich Kr. = Kreis, mda. = mundartlich, ostf. = ostfälisch, m. = männlich, f. = weiblich und n. = sächlich.

## **1. Morgenkaffee und Frühstück**

Bevor die Arbeit begann, nahm der Schlachter im Hause des Schlachtestages bereits den Morgenkaffee ein. Dazu wurde neben dem heißen Getränk Butter und süße Semmel gereicht, seltener aber anstelle letzterer Graubrot.

Das Frühstück, das dem Schlachter und seinen Helfern am Vormittag des Hausschlachtungstages zur Erholung von der im Morgengrauen begonnenen Arbeit vorgesetzt wurde, kam meistens zwischen 9 und 10 Uhr auf den Tisch, gelegentlich auch später. Dazu gab es in der Regel Wurst vom letzten Schlachten, häufig alte Mettwurst und davon zumeist Schlackwurst, seltener „Flaumenpümpel“, aber auch etwas von der Kugelrotwurst. Damit bewies die Hausfrau, daß sie so sparsam mit dem Schlachtegut umgegangen war, daß der Vorrat bis zum neuen Einschlachten ausgereicht hatte. Gleichzeitig konnte und sollte der Hausschlachter auf diese Weise die Qualität der beim vorigen Schlachten bereiteten Wurst prüfen. Gelegentlich gab es zum Frühstück bereits Kostproben vom frischen Schlachtegut, vor allem Nieren und Steke (s. u.), gelegentlich auch gebratene Leber.

Hin und wieder wird als Bestandteil des Frühstücks frisches Mett genannt. Diese Angabe erscheint fragwürdig, da das Schwein erst verhältnismäßig lange auskühlen mußte, bevor man ein schmackhaftes Mettgut daraus herstellen konnte.

Zum Frühstück trank man gern Grog oder Glühwein. Bei allen dargebotenen Fleischwaren durfte auch Schnaps zur leichteren Verdauung des Fettes nicht fehlen.

## 2. Die Hauptmahlzeit

Die warme Hauptmahlzeit wurde, wenn der Stand der Arbeiten es erlaubte, in der Mittagszeit eingenommen, so in 197 befragten Orten, oder, wenn es wie in 132 Orten am frühen Nachmittag Kaffee und Gebäck gab, erst abends. Die Hauptmahlzeit bestand immer aus einem Fleischgericht, Kartoffeln, die allerdings – weil selbstverständlich – nicht eigens erwähnt wurden, Gemüse und Nachtisch. Daß dem Fleischgang eine Suppe vorweg ging, geht aus den Angaben der Gewährsleute nicht hervor, ist aber in Anbetracht der sonst bekannten Eßgewohnheiten des ostfälischen Landvolkes anzunehmen. Das Fleischgericht stammte je nach der Art des Schlachttiers vom Schwein oder vom Rind. Schweinefleisch wurde meist gebraten zubereitet, seltener gekocht, Rindfleisch dagegen vorzugsweise gekocht, seltener gebraten, soweit „Schmorbraten“ genannt wurde. Im einzelnen ließ sich folgendes feststellen:

### a) Fleischgerichte

Schweinebraten schlechthin ohne Bezeichnung des Körperteils meldete man aus 35 Orten, und zwar in den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (2), Gifhorn (1), Braunschweig (7), Wolfenbüttel (3), Goslar (7), Stadt Salzgitter (4), Peine (3), Hildesheim (4), Gandersheim (2) und Alfeld (1).

Schweinenackenstück gab es in 27 Orten, verteilt auf die Kreise Helmstedt (2), Braunschweig (6), Wolfenbüttel (7), Goslar (1), Stadt Salzgitter (4), Peine (1), Hildesheim (1), Gandersheim (4) und Einbeck (1).

Die gekochte Steke, das fette Stichfleisch von der Kehle des Schweines, wurde zu Sauerkohl ebenfalls gern beim Schlachtfest verzehrt. 64 Belege meldeten die Gewährsleute, aus dem Bezirk Magdeburg (4) und aus den niedersächsischen Kreisen Helmstedt (8), Braunschweig (4), Wolfenbüttel (11), Goslar (2), Salzgitter (2), Peine (3), Hildesheim (12), Gandersheim (12), Zellerfeld (1), Northeim (1), Einbeck (1), Holzminden (1) und Alfeld (2).

Ebenfalls gekocht wurde „Kesselfleisch“, „Wellfleisch“ und „Bauchfleisch“ aufgetischt, und zwar in den Kreisen Haldensleben (1), Helmstedt (3), Braunschweig (4) und Wolfenbüttel (1), wobei es unklar bleibt, ob es sich dabei nicht zum Teil auch um Steke handelte. Dasselbe gilt für die Bezeichnung des Fleischgerichts als „Halsstück“ in den Kreisen Helmstedt (1) und Wolfenbüttel (2).

Eindeutig sind dagegen die nur in Ostfalen gebrauchten mda. Namen *Buerhåse* m. oder *Håseken* n. für das zarte Fleisch mit Knorpeln von der Innenseite der Schweinebrust am Brustbein und Rippenansatz. Dieses Fleisch genoß man als Pfannengericht, in Ostfalen gern gebraten zusammen mit Schwarten (mda. *Swäreken*) und Semmelwurst als sogenanntes *Bråelbe* n. Als Schlachtfestessen wurde dies bezeugt in den Kreisen Braunschweig (Harvesse, Mascherode), Wolfenbüttel (Wendessen), Goslar (Gr. Flöthe), Gandersheim (Wenzen) und Holzminden (Heinade). Ohne Semmelwurst gab es *Håseken* und *Swäreken* als *Bråelbe* beim Schlachtfest in 12 Orten der Kreise Helmstedt (6), Braunschweig (2), Wolfenbüttel (1) und Holzminden (3), *Håseken* oder *Buerhåse* allein meist



Hausschlachtung in Lelm am Elm im Jahre 1950

Nachdem das geschlachtete Schwein aufgehängt war, tranken die Beteiligten zunächst ein Schnäpschen. Daher rührt der Spruch „Sobald dat Swien an'n Haken hängt, ward hille einer 'inneschenkt“.

Foto: Poerschke, Lelm

mit Sauerkohl in 42 Orten der Kreise Halberstadt (2), Helmstedt (10), Gifhorn (2), Burgdorf (1), Braunschweig (4), Wolfenbüttel (4), Goslar (2), Salzgitter (2), Peine (1), Hildesheim (6), Gandersheim (5), Einbeck (1) und Holzminden (2). Hierzu zu zählen sind auch wohl noch 4 Belege für „Rippenbraten“ oder „Rippchen“, deren je einer aus den Kreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel und Alfeld kam. Swäreken allein wurden nur aus Zilly, Kr. Halberstadt, Salzdetfurth, Kr. Hildesheim, und Sieber, Kr. Zellerfeld, gemeldet. Semmelwurst allein dagegen aus 12 Orten in den Kreisen Halberstadt (1), Helmstedt (1), Gifhorn (1), Burgdorf („lose Wost“ in Ölerse), Braunschweig (2), Wolfenbüttel (1), Goslar (2), Peine („lose Wost“ in Alvesse und Eltze) und Gandersheim (1)<sup>2</sup>).

Recht selten wurde den Schlachtfestgästen in Ostfalen Fleisch von einem Oberschenkel der Vorderbeine des Schweines gereicht. Er hieß in Ostfalen mda. meist *Bötel*, doch wurde dieser Name in den Brauchtumsfragebogen nirgends als Bezeichnung des Schlachtfestmahles genannt, sondern nur „Eisbein“, Vorderschinken, Vorschinken oder mda. *Taternschinken*, nämlich in Hankensbüttel, Kr. Gifhorn, Sierße und Watenbüttel, Kr. Braunschweig, und Atzum, Kr. Wolfenbüttel.

Soweit die Leber des Schlachtiers nicht zur Herstellung der Leberwurst benötigt wurde, setzte man sie in Ostfalen gern in gebratenem Zustande den Schlachtfestgästen vor, teils vormittags, teils mittags und teils abends, und zwar in 111 Orten der Kreise Helmstedt (4), Braunschweig (6), Wolfenbüttel (12), Goslar (2), Salzgitter (1), Peine (9), Hildesheim (19), Gandersheim (20), Zellerfeld (1), Osterode (6), Einbeck (16), Holzminden

(5) und Alfeld (10). Es fällt auf, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Schlachtfestspeisen die gebratene Leber hauptsächlich im westlichen Ostfalen bevorzugt wurde.

Sonst wurden von den Innereien des Schlachttiers bisweilen auch die Nieren am Schlachtetage selbst verzehrt, allerdings nur in 14 befragten Orten der Kreise Wernigerode (1), Halberstadt (zusammen mit Herz und „Kern“ in Dedeleben), Helmstedt (3), Braunschweig (mit Kern in Destedt), Wolfenbüttel (7) und Salzgitter (1).

Die in ganz Ostfalen als winterliches Leibgericht bevorzugte *Brägenwost* (Hirnwurst) mit *Brunen Kol* (Braunkohl, der in anderen Landschaften Grünkohl heißt) gehörte merkwürdigerweise nach den Angaben meiner Gewährsleute äußerst selten zu den Festgenüssen des Hausschlachtungstages, nämlich in Lemm, Kr. Helmstedt, Oker, Kr. Wolfenbüttel, Ohrum, Kr. Goslar, und Adlum, Kr. Hildesheim<sup>3)</sup>. Wenig häufiger kam Schmorwurst am Schlachttag auf den Tisch, und zwar in Schöningen und Sunstedt, Kr. Helmstedt, Destedt, Kr. Braunschweig, Dettum, Leinde und Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel, und Salder, Stadtkr. Salzgitter. Pottwost, d. h. Blutwurst mit Grütze, wurde sogar nur ein einziges Mal gemeldet, nämlich aus Lehre, Kr. Braunschweig.

Schließlich begnügte man sich in einigen wenigen Orten am Schlachttag mit gebratenem Hackfleisch, das in Form von Klößchen oder eines größeren Bratens als „falscher Hase“ auf den Tisch gebracht wurde. Bezeugt ist dies für Borum, Grafhorst und Schöningen, Kr. Helmstedt, Destedt, Kr. Braunschweig, und Hohenhameln, Kr. Peine.

Gekochtes Rindfleisch gab es, meist mit Meerrettich (mda. *Marraik m.*) in 26 Orten der Kreise Gifhorn (1), Braunschweig (5), Wolfenbüttel (4), Salzgitter (2), Peine (8), Hildesheim (5) und Alfeld (1). „Schmorbraten“, also gebratenes Rindfleisch, gab es nur in Flachstockheim und Immendorf, Stadtkr. Salzgitter.

Die Gesamtzahl der gemeldeten Fleischgerichte ist zwar größer als die Zahl der Fragebögen, auf denen überhaupt Angaben über die Mahlzeiten des Hausschlachtungstages gemacht wurden, doch liegt darin nur scheinbar ein Widerspruch. In nicht wenigen Orten wurden nämlich 2 oder gar 3 verschiedene Gerichte nebeneinander genannt.

## b) Gemüse

Längst nicht jeder Ausfüller des Brauchtumsfragebogens, der Auskunft über das in seinem Ort bevorzugte Fleischgericht beim Schlachtfest gab, nannte auch das dazu in der Regel gereichte Gemüse. Infolgedessen sind die im folgenden gebotenen Zahlenangaben über die Verbreitung der verschiedenen Gemüsearten nicht vollständig. Dennoch dürften die Zahlen gewisse Anhaltspunkte dafür geben, welches Gemüse in den einzelnen Landesteilen beliebter war als ein anderes. Das wird besonders deutlich beim Sauerkohl, Braunkohl und Rotkohl, die verhältnismäßig häufig erwähnt wurden.

### Sauerkohl

68 Belege für Sauerkohl verteilen sich auf die Kreise Oschersleben (1), Halberstadt (1), Helmstedt (9), Gifhorn (1), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (7), Goslar (2), Stadt Salzgitter (2), Peine (2), Hildesheim (7), Gandersheim (17), Zellerfeld (2), Osterode (2), Einbeck (8),



Holzminden (2) und Alfeld (2). Die Vorliebe des ostf. Landvolkes für den Sauerkohl ist schon für frühere Jahrhunderte bezeugt. In meinem Aufsatz über Alltags- und Festtagskost des ostf. Landvolkes habe ich aus Hassels und Beges Topographie von 1802 den Satz zitiert: „Mit Kopfkohl versieht der Bauer nicht allein seine Haushaltung, sondern auch die Städte, und diese überlassen ihn als Sauerkraut den Seestädten“, sowie auf Seite 18 aus Hassels Collectaneen des 18. Jahrhunderts im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel die Nachricht aus Börßum im Kr. Wolfenbüttel: „*Sauerkohl ist das ganze Jahr hindurch das wichtigste Essen*“<sup>4)</sup>. Zweifellos galten diese Bemerkungen nur für solche Landschaftsteile, wo die Bodenbeschaffenheit dem Kohlanbau besonders günstig war und wo es sich deshalb lohnte, einen erheblichen Teil reicher Weißkohlernten durch Säuern zu konservieren, um für den Winter und das kommende Frühjahr einen genügend großen Vorrat für das beliebte Kohlgericht halten zu können. Sauerkohl aß man beim Schlachtfest hauptsächlich zur Steke, aber auch zu Schweinebraten, Nackenstück, Häseken, Semmelwurst, Eisbein und Bauchfleisch, ja sogar zu gebratener Leber, dies z. B. in Schwicheldt, Kr. Peine, und Bodenburg, Kr. Hildesheim.

### Braunkohl

Nächst Sauerkohl bevorzugte man beim Schlachtfestessen Braunkohl, wie der Grünkohl in Ostfalen genannt wird. Bezeugt wurde er in 22 Orten der Kreise Halberstadt (1), Helmstedt (4), Gifhorn (1), Wolfenbüttel (7), Goslar (1), Salzgitter (1), Peine (3), Gandersheim (1) und Einbeck (3). Am häufigsten wurde Braunkohl als Gemüsebeilage zur Brägenwurst gemeldet, seltener zur Steke, zu Schweinebraten, Halsstück, *Häseken* bzw. *Bräelße*, Kesselfleisch und gebratener Leber, dies in Schwicheldt, Kr. Peine.

### Rotkohl

13 Nachweise für Rotkohl verteilten sich auf die Kreise Helmstedt (4), Braunschweig (4), Wolfenbüttel (3), Hildesheim (1) und Alfeld (1). Vorzugsweise tischte man diesen Kohl am Schlachttage zu Schweinebraten, Hals- und Nackenstück auf, aber nur in je einem Ort zu Wellfleisch und zu gebratener Leber, diese in Bodenburg, Kr. Hildesheim.

### Meerrettich, mda. *Marraik*

Merkwürdigerweise wurde in den Brauchtumsfragebögen Meerrettich nur sechsmal erwähnt, und zwar in den Kreisen Haldensleben (Ostingersleben), Helmstedt (Meinkot), Braunschweig (Harvesse und Watenbüttel), Wolfenbüttel (Sauingen) und Stadt Salzgitter (Bleckenstedt). Das ist um so verwunderlicher, als immerhin 26 Orte Rindfleisch als Schlachtfestgericht gemeldet hatten, wozu doch gewöhnlich in Ostfalen auch außerhalb der Zeit der Hausschlachtungen Meerrettichtunke gehörte und noch gehört, wenn es sich um gekochtes Rindfleisch handelt. Vermutlich wurde von den Gewährsleuten *Marraik* zum Rindfleisch nicht besonders erwähnt, weil sie diese Beigabe für selbstverständlich hielten.

### Erbsen und Möhren

Anstelle der anderen Gemüsearten wurden Erbsen und Möhren oder Erbsen allein von den Gewährsleuten erstaunlicherweise noch seltener als *Marraik* erwähnt, nämlich nur in

Klein Flöthe, Kr. Goslar, zu Semmelwurst, in Salzgitter-Ringelheim zu Schweinebraten, in Soßmar, Kr. Peine, zu gebratener Leber und in Wipshausen, Kr. Peine, zu Rindfleisch.

### Verschiedene Salate

An Salaten, die vermutlich nach alter dörflicher Art nur mit Essig, Öl, Zucker und Zwiebeln angemacht waren, gab es *Bohnensalat* in Bodenstedt, Kr. Braunschweig, zu Schinkenknochen, in Westerode, Kr. Wolfenbüttel, zu Schellrippen und in Salzgitter-Gebhardshagen zu gebratener Leber; *Selleriesalat* in Liedingen, Kr. Braunschweig, zum Nackenstück und *Warmen Kohlsalat* in Betzhorn, Kr. Gifhorn, zu Semmelwurst; *Kartoffelsalat* aß man schließlich in Badersleben, Kr. Halberstadt, zu Schweinebraten, in Groß Flöthe und Weddingen, Kr. Goslar, ebenfalls zu Schweinebraten, in Salzgitter-Salder zu Schmorwurst, in Eltze, Kr. Peine, zu loser Wurst und in Ölerse, Kr. Burgdorf, desgleichen.

### c) Nachtisch zur warmen Hauptmahlzeit

Zur leichteren Verdauung der fetten Fleischspeisen auf dem Mittags- oder Abendstisch des Schlachtetages war man vielerorts darauf bedacht, als Nachtisch Obst von mancherlei Art darzubieten. Aus der Zeit der alten Dauervorratshaltung stammt noch die Vorliebe für „*Brätjen*“, d. h. Dörrobst, das eingeweicht als Kompott verzehrt wurde. Man kannte *Apfelbrätjen* aus getrockneten Apfelspelten, *Berenbrätjen* aus getrockneten Birnenspelten und *Swetschenbrätjen* aus getrockneten Zwetschen. Bald die eine, bald die andere Sorte genoß man beim Schlachtefestessen in Querenhorst, Kr. Helmstedt, Seinstedt und Woltwiesche, Kr. Wolfenbüttel, Haverlah, Kr. Goslar, Bavenstedt, Grasdorf, Hönnersum und Nettlingen, Kr. Hildesheim, Bornum, Dannhausen und Ortshausen, Kr. Gandersheim, Warzen, Kr. Alfeld, Golmbach, Kr. Holzminden, und Dassel, Kr. Einbeck.

Wo man mit der altväterischen Art der Konservierung selbstgeernteten Obstes nichts mehr im Sinn hatte, seitdem Weckgläser und Konservendosen auch im ländlichen Haushalt ihren Einzug gehalten hatten, reichte man beim Schlachtefest Kompott von eingeweckten Früchten. Man bevorzugte *Birnenkompott* in 13 Orten der Kreise Helmstedt (2), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (4), Stadt Salzgitter (1), Peine (2) und Gandersheim (1); *Pflaumen- oder Zwetschenkompott* in 13 Orten der Kreise Helmstedt (3), Braunschweig (2), Wolfenbüttel (1), Stadt Salzgitter (1), Peine (2), Hildesheim (1), Gandersheim (2) und Zellerfeld (1); *Kirschenkompott* in 11 Orten der Kreise Helmstedt (2), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (3), Peine (2) und Hildesheim (1) und *Kürbiskompott* in 3 Orten der Kreise Wolfenbüttel (Oker), Gandersheim (Dannhausen) und Einbeck (Dassensen).

Apfelkompott wurde merkwürdigerweise nirgends gemeldet, wohl aber *Apfelmus* in 13 Orten der Kreise Helmstedt (3), Halberstadt (1), Braunschweig (2), Gifhorn (1), Wolfenbüttel (2), Hildesheim (2) und Einbeck (2). Eingeweckte Früchte nicht genannter Art gab es als Nachtisch in weiteren 37 Orten der Kreise Helmstedt (5), Gifhorn (2), Braunschweig (3), Wolfenbüttel (5), Goslar (2), Stadt Salzgitter (2), Peine (2), Hildesheim (10), Gandersheim (2), Einbeck (2), Holzminden (1) und Alfeld (1).



Statt Kompott bereitete man zum Schlachtfest noch in einigen wenigen Orten als hochaltertümliches Relikt Warmbier oder Biersuppe, nämlich in den Kreisen Hildesheim (Bodenburg, Bockenem vor 1918, Grasdorf, Gr. Ilde, Listringen und Wöhle vor 1918) und Alfeld (Breinum, Burgstemmen, Esbeck, Sibbesse und Woltershausen).

### 3. Kaffee und Gebäck

Aus 135 Orten wurde berichtet, daß am Tage der Hausschlachtung dem Schlachter und seinen Helfern, den Hausgenossen und Gästen anstelle einer warmen Mahlzeit mit Fleisch oder Fleischwaren Kaffee mit Backwaren gereicht wurde. In zahlreichen weiteren Orten gab es dies zusätzlich außer der warmen Mahlzeit zu einer späteren Tageszeit.

Als Gebäck wurde bevorzugt Zuckerkuchen angeboten, und zwar in 181 Orten. Diese verteilten sich auf den ostfälischen Teil des Bezirks Magdeburg (3 Orte) und die niedersächsischen Kreise Helmstedt (22), Braunschweig (18), Wolfenbüttel (30), Goslar (9), Stadtkr. Salzgitter (6), Peine (15), Hildesheim (22), Gandersheim (25), Zellerfeld (3), Osterode (2), Einbeck (16), Holzminden (5) und Alfeld (5).

Statt oder neben Zuckerkuchen gab es Prilleken (ringförmiges Schmalzgebäck) in 98 Orten, und zwar im Bezirk Magdeburg (3) und in den niedersächsischen Kreisen Helmstedt (9), Braunschweig (13), Wolfenbüttel (24), Goslar (8), Stadt Salzgitter (5), Peine (7), Hildesheim (11), Gandersheim (5), Zellerfeld (3), Osterode (2), Einbeck (7) und Holzminden (1).

Noch beliebter als Prilleken waren beim Schlachtfest anscheinend Semmeln, im Hildesheimischen auch Klöben genannt, in Brotlaibform aus Weizenteig gebacken und mit Rosinen gefüllt. Sie wurden scheibenweise mit Butter oder mit Zwetschenmus bestrichen genossen. Die 135 gemeldeten Semmel-Belege verteilen sich auf die Kreise Halberstadt (1), Helmstedt (5), Braunschweig (13), Wolfenbüttel (31), Goslar (11), Stadt Salzgitter (13), Peine (10), Hildesheim (12), Gandersheim (19), Zellerfeld (1), Osterode (1), Einbeck (6), Holzminden (5) und Alfeld (7). In Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel, wurde angegeben, daß Semmeln „extra zum Schlachtfest gebacken“ wurden, und in Sierße, Kr. Braunschweig, wo man jeweils 4 – 5 Semmeln zu diesem Anlaß brauchte, betonte der Gewährsmann: „ohne Semmeln kein Schlachtfest“. Aus Dedeleben, Kr. Halberstadt, wurde angegeben, die „Slachtesemmel“ habe die Form eines Stollens.

Viel seltener als Zuckerkuchen, Prilleken und Semmeln kamen beim Schlachtfest „Pottkauen“ (Topfkuchen) oder Kranzkauen auf den Kaffeetisch, bezeugt nur in 19 Orten der Kreise Halberstadt (Anderbeck, Ströbeck, Zilly), Helmstedt (Jerxheim, Lelm, Saalsdorf, Scheppau), Gifhorn (Böckelse, Kästorf), Braunschweig (Bortfeld), Wolfenbüttel (Burgdorf, Seinstedt, Üfingen), Peine (Clauen), Hildesheim (Algermissen, Ottbergen, Wöhle), Gandersheim (Seboldshausen) und Einbeck (Hollenstedt). Noch bescheidener ging es in Grafhorst und Meinkot, Kr. Helmstedt (Amt Vorsfelde) zu, wo man sich mit Zwiebäckern begnügte, sowie in Thune, Kr. Braunschweig (Butterbrötchen), in Vorsfelde, Kr. Helmstedt (Roggenkuchen), in Müden, Kr. Gifhorn (Roggenkuchen mit Butter) und Neudorf-Platendorf, Kr. Gifhorn (Brot und Gehacktes zum Kaffee). In diesen Orten, die sämtlich auf den mageren Sandböden des nördlichen Ostfalens liegen, konnte man offensichtlich

auch beim Schlachtfest nicht so viel Aufwand treiben wie auf den ergiebigen Bördeböden des Südens.

#### 4. Landschaftliche Unterschiede

Die meisten der vorstehend behandelten Fleischgerichte, Gemüse und Gebäcke, die am Schlachtetage in Ostfalen aufgetischt wurden, sind in allen untersuchten Kreisen mehr oder weniger zahlreich bezeugt. Gleichwohl finden sich einige auffällige Unterschiede zwischen den einzelnen Kreisen, was das Zahlenverhältnis der Belegorte zur Gesamtzahl der ausgefüllten Brauchtumsfragebögen desselben Kreises anlangt. So meldeten von 44 ausgefüllten Bögen des Kreises Helmstedt nur 4 Schweinebraten bzw. Nackenstück, 4 gebratene Leber, keiner gekochtes Rindfleisch, 5 Prilleken und 5 Semmel, von 37 ausgefüllten Bögen des Kr. Braunschweig nur 4 Steke, 6 gebratene Leber, 3 Sauerkohl und keiner Braunkohl, von 60 ausgefüllten Bögen des Kr. Wolfenbüttel nur 3 Steke und 6 Häseken, von 20 ausgefüllten Bögen des Kr. Goslar nur 2 Steke, 2 gebratene Leber, keiner Rindfleisch, 2 Häseken, 1 Sauerkohl und 1 Braunkohl, von 16 ausgefüllten Bögen des Kr. Stadt Salzgitter nur 2 Steke, 1 gebratene Leber, 2 Rindfleisch, 2 Häseken, 1 Sauerkohl und 1 Braunkohl, von 29 ausgefüllten Bögen des Kr. Peine 4 Schweinebraten und Nackenstück, 3 Steke und 2 Sauerkohl, von 33 ausgefüllten Bögen des Kr. Hildesheim nur 5 Schweinebraten und Nackenstück und keiner Braunkohl, von 42 ausgefüllten Bögen des Kr. Gandersheim nur 6 Schweinebraten und Nacken, keiner Rindfleisch, 1 Braunkohl, von 20 ausgefüllten Bögen des Kr. Einbeck nur 1 Schweinebraten, keiner Rindfleisch, 1 Häseken und 3 Braunkohl. Diese geringen Belegzahlen sind zwar auffällig, erlauben aber keine Rückschlüsse volkstumsgeographischer bzw. stammeskundlicher Art, weil die Belegorte zu unregelmäßig über weite Räume verteilt sind. Besondere Beachtung verdient nur der Umstand, daß der Verzehr der gebratenen Leber am Schlachtetage im ostfälischen Kerngebiet mit insgesamt nur 34 Meldungen unvergleichlich viel seltener bezeugt ist als im westlichen Ostfalen mit 79 Meldungen. Aufschlußreich erscheint mir auch die stärkere Vorliebe des Westens für den Genuß von Kaffee und Gebäck um die Mittagszeit anstelle eines warmen Mittagsmahles. Während in 197 befragten Orten am Schlachtetage mittags aufwendig warm gegessen wurde, begnügte man sich in 133 Orten mittags mit Kaffee und Gebäck. Davon entfallen 73 Orte auf die westostfälischen Kreise Einbeck (16), Osterode (6), Zellerfeld (4), Gandersheim (30), Holzminden (5), Alfeld (4) und Hildesheim (8), während von den verbleibenden 60 kernostfälischen Orten der Norden am schwächsten beteiligt ist mit den Kreisen Peine (1), Braunschweig (6), Gifhorn (2) und dem Vorsfelder Werder des Kr. Helmstedt (5). Es sieht demnach so aus, daß das westliche Ostfalen seine Sonderart, die in der Volkssprache so deutlich mit eigenem Wortschatz und eigenen Lautformen hervortritt, auch in den Eßgewohnheiten des Hausschlachtungstages bewahrt hat.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Werner Flehsig, Glaube und Brauch der ‚Zwölften‘ in Ostfalen (Braunschweigische Heimat 50, 1964, S. 106 ff.; hier S. 110 ff.). – <sup>2)</sup> Werner Flehsig, Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen, ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung (Braunschweigische Heimat 68, 1982, S. 5 ff.; hier c) Semmelwurst S. 13 ff.). – <sup>3)</sup> Werner Flehsig, Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen (Braunschweigische Heimat 67, 1981, S. 24 ff.; hier 3) Brägenwurst S. 28 ff.). – <sup>4)</sup> Werner Flehsig, Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolkes im 16. – 18. Jahrhundert (Braunschweigische Heimat 59, 1973, S. 17 ff.; hier S. 17 u. 18).

## *Zum Gedenken an Gerhard Bothe*

### *1901 – 1984*



Im Alter von 82 Jahren verstarb am 16. März 1984 Syndikus Dr. Gerhard Bothe, mit dem der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz ein engagiertes Mitglied alter Schule verloren hat. Mit seinem sachverständigen Rat auf juristischem und wirtschaftlichem Gebiet hat er sich als Beisitzer im Vorstand (seit 1980) in oft schwierigen Verhandlungen besonders für die Gemeinnützigkeit des Landesvereins und für das Zustandekommen der neuen Satzung von 1982 eingesetzt. Der regelmäßige Besuch der Veranstaltungen und die lebhaftige Teilnahme an der Diskussion nach den Vorträgen haben ihn als einen interessierten Geschichts- und Heimatfreund bekanntgemacht. Nicht zuletzt durch seine wertvollen Veröffentlichungen hat Dr. Bothe unsere Anliegen nachhaltig gefördert. Als Ortsheimatpfleger von Hondelage, wo er bis 1975 ansässig war, hat er mehrere Publikationen verfaßt, die alle auf gewissenhaften Studien in den einschlägigen Archiven von Braunschweig und Wolfenbüttel beruhen. In der „Chronik des Dorfes Hondelage“ (1975), die von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Eingemeindung nach Braunschweig führt (1974), hat er auch die großen Wandlungen des Ortes in den letzten Jahrzehnten herausgestellt. Ferner ist rühmend die

„Geschichte der Feldmark des Dorfes Hondelage in ihren Flurnamen“ (1979) zu erwähnen, die noch einmal das mühevoll gesammelte, immer mehr verschwindende Flurnamengut, zuverlässig kartiert, für die Nachwelt festhält. Dr. Bothe hat damit in der neuen Schriftenreihe „Grüne Hefte für Denkmalpflege und Geschichte“, Heft 1, Stadt Braunschweig, nützliche Anregungen auch für andere Orte gegeben. Schließlich müssen aber seine gediegenen Beiträge in der Festschrift „800 Jahre Hondelage“ (1979) hervorgehoben werden, wie überhaupt das Ortsjubiläum im wesentlichen mit Hilfe der Botheschen Forschungen zustande gekommen ist. Auch die „Geschichte des Ackerhofes ass. Nr. 25 in Hondelage und der Familien Uhlenhaut und Hoppe“ (1976) ist ein interessanter höfe- und familiengeschichtlicher Versuch über ein bekanntes Einzelgrundstück und seine Besitzer im Dorfe. Als nicht minder engagiertes Mitglied auch des Braunschweigischen Geschichtsvereins hat Dr. Bothe schließlich im „Braunschweigischen Jahrbuch“ 1977 einen kenntnisreichen Aufsatz veröffentlicht, der neues Licht auf die Frühzeit der Braunschweiger Messen wirft. Es sind Untersuchungen über „Die Commerz-Collegien der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel 1674 und 1686“.

Alle diese Arbeiten konnten aber erst entstehen, nachdem ihr Verfasser beruflich 1967 in den verdienten Ruhestand getreten war. Dr. Bothe, der am 21. Dezember 1901 in Bad Harzburg geboren wurde, hat dort die Schulen besucht und 1921/23 eine Banklehre bei der Braunschweigischen Staatsbank absolviert, um dann 1921/22 und 1924/26 an der Technischen Hochschule Braunschweig und an der Universität Göttingen Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Er wurde 1926 Diplom-Volkswirt und 1928 Dr. rer. pol. Das Thema seiner Doktorarbeit klingt recht aktuell: „Die steuerliche Sonderstellung der Fusionen und der sogenannten Schachtelgesellschaften. Mit einem Anhang über Entstehungsgründe wirtschaftlicher Zusammenschlüsse.“ Bereits 1927 trat der junge Volkswirt als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Industrie- und Handelskammer Braunschweig ein und wurde 1936 dort Geschäftsführer. Er heiratete im gleichen Jahr die Hondelagerin Ruth Egeling, die ihm zwei Kinder schenkte. Nach Krieg und Gefangenschaft als Flakoffizier und der Wiederaufnahme seines Berufes wurde Dr. Bothe 1953 stellvertretender Hauptgeschäftsführer und 1965 Hauptgeschäftsführer der IHK. Er hat sich hier besonders dem beruflichen Bildungswesen und der verkehrsmäßigen Förderung des Zonenrandgebietes gewidmet. Auf seine Anregung wurde der Deutsche Verband für das kaufmännische Bildungswesen wieder errichtet und die Deutsche Gesellschaft für das gewerbliche Bildungswesen gegründet. In nationalen und internationalen Gremien (Société Internationale pour l'Enseignement Commercial), auf zahlreichen Reisen in das In- und Ausland hat Dr. Bothe wertvolle Impulse für die berufliche Qualifikation des Nachwuchses gegeben. Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst ist er mit dem Großen Verdienstkreuz des Niedersächsischen Verdienstordens geehrt worden.

Dr. Gerhard Bothe ist bei all seiner einflußreichen, rastlosen Tätigkeit ein bescheidener Mann geblieben, der beredt, anregend, ausgleichend und liebenswürdig seinen vielen Partnern und Freunden gegenüber trat und so in ihrem Gedächtnis bleiben wird. Auch der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz wird seinem verehrten Vorstandsmitglied ein dankbares Andenken bewahren.

Richard Moderhack

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1983*

Den Höhepunkt innerhalb des letzten Vereinsjahres bildeten die Veranstaltungen zum 75jährigen Bestehen unseres Vereins, die vom 23. bis 25. September 1983 stattfanden. Darin klangen alle Seiten des Vereinslebens an. Ein Begrüßungsabend mit Darbietungen der Braunschweiger Volkstanz- und Trachtengilde am Freitag, 23. 9. und ein Beisammensein am Sonnabend, 24. 9. 1983 dienten nicht zuletzt der Pflege der Geselligkeit. Im Mittelpunkt stand der Festakt am Sonnabend, 24. 9. 1983 in der Technischen Universität. Professor Dr. Werner Knopp, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin, der aus Braunschweig gebürtig und seiner Heimat noch immer eng verbunden ist, hielt den Festvortrag. Dieser stand unter dem Thema „Heimat im Wandel – Beharrlichkeit im Schutz“ und soll in unserer Vereinszeitschrift veröffentlicht werden. – Der Nachmittag des 24. 9. 1983 war durch eine Studienfahrt zum Zisterzienserkloster Mariental ausgefüllt (Leitung R. Steding, Mitwirkung L. v. Dewitz). Den Abschluß der Festveranstaltungen bildete ein plattdeutscher Gottesdienst im Braunschweiger Dom, gehalten von Pastor Jürgen Harms aus Hameln. Alle Veranstaltungen fanden rege Beteiligung.

Der Vorsitzende unseres Vereins, Ltd. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. J. Daum nahm während der Festveranstaltungen mehrfach Gelegenheit, um Spenden für den Ankauf des Evangeliars Heinrichs des Löwen zu werben.

Anläßlich unseres Vereinsjubiläums wurde eine Festschrift herausgegeben (Redaktion Dr. M. Wiswe), die ausführlich über Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land während der letzten Jahrzehnte berichtet. Abgerundet wird der informative Band (zu beziehen durch die Geschäftsstelle im Braunschweigischen Landesmuseum) durch die Fortschreibung der Vereinschronik aus der Feder Werner Flechsigs. Ermöglicht wurde die Publikation in diesem Umfang und in dieser qualitätvollen Ausstattung erst durch finanzielle Unterstützung, die die Borek-Stiftung und der Braunschweigische Vereinigte Kloster- und Studienfonds gewährt haben. Des weiteren fanden im Berichtszeitraum die folgenden Veranstaltungen statt, die Studienfahrten unter Leitung von R. Steding und Mitarbeit von M. Diestel:

- 13. 1. 1983     Vortrag „Das Altstadttrathaus – Umbau und Nutzung unter Berücksichtigung der historischen Bausubstanz“ (Dr. F.-J. Christiani), mit Lichtbildern.
- 10. 2. 1983     „Das altsteinzeitliche Jägerlager von Salzgitter- Lebenstedt. Ausgrabungen und heutige Erkenntnisse“ (Dr. A. Tode), mit Lichtbildern.
- 10. 3. 1983     „Der Stadtökologische Pfad in Braunschweig – Eine Chance für den Naturschutz“ (Dr. D. Brandes) mit Lichtbildern, in Verbindung mit der Mitgliederversammlung. In dieser wurde turnusgemäß der Vorstand neu gewählt. Dieser setzt sich zusammen aus: Professor Dr. J. Daum, 1. Vorsitzender, Dr. D. Brandes, 2. Vorsitzender, Dr. M. Wiswe, Schriftführerin, R. Steding, Leiter der Studienfahrten, E. Henning, Schatzmeisterin, Beisitzer: Dr. G. Bothe, Dr. R. Hagen, S. v. Henniges, H. Schraepler.

12. 3. 1983 Winterfahrt nach Hornburg mit geselligem Beisammensein in der Gaststätte „Willeckes Lust“. Stadtrundgang (mit Ortsheimatpfleger R. Himmeler), Besichtigung des Heimatmuseums (R. Steding) sowie Lesung „Heiterer Dorfgeschichten“ durch R. Heike-Cramm.
23. 4. 1983 Studienfahrt „Greene und Einbeck“ (R. Steding, J. H. Rohé, F. Hoffmann, E. Meyer). Führung durch Herrn E. Meyer in plattdeutscher Einbecker Mundart.
11. 6. 1983 Studienfahrt „Grünenplan und Amelungsborn“ (R. Steding, E. Mäder und Herr Pampel, H. Kuhlmann, W. Mogwitz).
13. 8. 1983 Studienfahrt „Bergbau und Erzgewinnung im Raum Zellerfeld – Geschichte und Befunde“ (R. Steding, Dr. E. Kolb, Dr. D. Brandes).
13. 10. 1983 Vortrag „Die Gesteinswelt, die Minerallagerstätten und der Bergbau des Harzes“ (Prof. Dr. K. Mohr), mit Lichtbildern.
24. 9. 1983 Mariental vgl. oben.
10. 11. 1983 Vortrag „Die Architektur des 14. Jahrhunderts in Braunschweig“ (H.-H. Grote), mit Lichtbildern.
15. 12. 1983 Adventsstunde in der St. Michaeliskirche in Braunschweig, mit einer Andacht von Pastor H. Meyer (in plattdeutscher Sprache) und einem Kurzreferat „Zur Baugeschichte von Michaeliskirche und Michaelishof“ von Professor Dr. J. Daum.

Der Vorstand hielt im letzten Vereinsjahr fünf Sitzungen ab. Neben der Erörterung von Fragen der Geschäftsführung sowie von Problemen des Naturschutzes und der Denkmalpflege stand die Vorbereitung des Vereinsjubiläums im Mittelpunkt der Erörterungen. In der letzten Vorstandssitzung des Jahres 1983 verlas der 1. Vorsitzende einen Brief unseres Vorstandsmitgliedes Dr. Gerhard Bothe, in dem dieser aus gesundheitlichen Gründen sein Amt als Beisitzer in unserem Vorstand zur Verfügung stellte. Der Vorstand nahm das mit Verständnis aber zugleich auch mit Bedauern entgegen. Hat Dr. Gerhard Bothe sich doch die Anliegen unseres Vereins in besonderem Maße zu eigen gemacht und insbesondere in Rechtsfragen und bei dem Bemühen um Anerkennung der Gemeinnützigkeit seinen Sachverstand selbstlos zur Verfügung gestellt.

Auf Anregung unseres 1. Vorsitzenden, Professor Dr. J. Daum, fand unter den Mitgliedern unseres Vereins eine Sammlung zur Unterstützung des Ankaufs des Evangeliars Heinrichs des Löwen statt. Diese erbrachte die Summe von 17 000, – DM. Herr Professor Dr. J. Daum und Frau E. Henning überreichten am 24. November 1983 einen Scheck in dieser Höhe der Braunschweiger Zeitung, die die Spendenaktion „Rettet das Evangelium Heinrichs des Löwen“ federführend betreute. Die beachtliche Spendensumme legt beredtes Zeugnis ab von der Verbundenheit unserer Mitglieder mit der historischen Überlieferung Braunschweigs.

M. Wiswe

## Neues heimatliches Schrifttum

Kuhr, Hermann: Die Reformation im Raum Wolfsburg. Texte zur Geschichte Wolfsburgs. Bd. 12. Wolfsburg: Stadt Wolfsburg 1983. 74 S., 29 Abb., davon 1 in Farbe. – Geheftet.

Wie vielerorts wurde auch in Wolfsburg das Lutherjahr durch eine Ausstellung begangen. Dazu ist die hier anzuzeigende Begleitschrift erschienen. In dem instruktiven Bändchen sind dankenswerterweise das große Weltgeschehen der Reformationszeit und die Verhältnisse im Wolfsburger Raum durch interessante Textzeugnisse verdeutlicht.

Eingangs würdigt K.-W. Freiherr von Wintzingerode den bedeutenden, in das Ende des 15. Jahrhunderts datierten Schnitzaltar der Kirche in Nordsteimke, den er andernorts ausführlich untersucht hat.

Es folgen Texte zur Reformationsgeschichte im Deutsch der damaligen Zeit und in einer modernen Übertragung, die Hermann Kuhr, Archivar der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig besorgt hat. Hervorzuheben ist da die Wiedergabe von Martin Luthers Büchlein „über die Kraft des Ablasses. Ein Sermon von Ablass und Gnade“. Weiter würdigt H. Kuhr die reformatorischen Kirchenvisitationen im Lande Braunschweig als Mittel der Kirchenreformation. Sie bilden ein aufschlußreiches Zeugnis des Glaubens, enthalten aber auch Angaben über Besitzverhältnisse und Einkünfte der Kirchen und der Pfarrer.

Reproduktionen aus zeitgenössischen Reformationsdokumenten sowie einige andere Abbildungen runden das aufschlußreiche Bild. Es zeigt sich, daß der Wolfsburger Raum in hohem Maße von der Reformation ergriffen wurde und daß hierin auch die Einwirkung der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und der Herren von Wolfsburg sich äußerte.

MWi

Luitgard Camerer: Das Herzogtum Braunschweig in alten Karten. Verzeichnis der vor 1830 erschienenen Karten und Pläne der Stadtbibliothek Braunschweig. = Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. 11. Braunschweig: Selbstverlag 1984. 40 S. m. 11 farbigen Abb. – Geheftet.

Die Stadtbibliothek Braunschweig besitzt unter ihren mannigfachen Beständen eine beachtliche, bisher aber so gut wie unbekannte Sammlung von ca. 2500 Karten und Plänen unterschiedlicher Provenienz. Aus diesem umfangreichen Material stellt die vorliegende Publikation alle Stücke vor, die sich auf das alte Land Braunschweig beziehen. Weshalb als zeitliche Begrenzung der Auswahl 1830 gewählt wurde, ist nicht ersichtlich. Es handelt sich teils um handgezeichnete, teils um gedruckte Exemplare von sehr unterschiedlichem Maßstab.

Neben Einzelkarten treten als größere Gruppen einerseits Übersichtskarten aus den in ihrer Zeit bedeutenden Kartenwerken hervor, beginnend im Ende des 16. Jh., andererseits aber Kopien etlicher Feldrisse der braunschweigischen General-Landes-Vermessung des 18. Jh. sowie Forstkarten vornehmlich aus dem 19. Jh. Ein Personenregister vermittelt einen Überblick über Geometer, Zeichner und Stecher. Die farbigen Abbildungen geben einen Eindruck vom hohen Stand der Kartographie im Braunschweigischen. Das handliche Heft kann insbesondere dem Heimatforscher von Nutzen sein.

MWi

Werner Freist: Schöningen in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1983. 88 S., 85 Abb. – Lwd.

Werner Freist, der verdiente Schöninger Heimatforscher hat es dankenswerterweise übernommen, in der Reihe der Bildbändchen der Europäischen Bibliothek den jetzt vorliegenden Band „Schöningen“ zusammenzustellen. Auf die nur ganz knappe Einleitung (1 S.) folgt ein buntes Potpourri alter Fotos und Postkarten, die vortrefflich kommentiert sind. Leider fehlen freilich zu den meisten Abbildungen genaue Datierungen. Es entsteht ein eingängiges Bild sowohl vom Stadtbild der kleinen Elmstadt wie auch vom Zeit- und Lokalkolorit. Etwa sind der Besuch des Prinzregenten und des Herzogs von Braunschweig im Bild festgehalten, aber auch ein Lazarett im Ersten Weltkrieg. Der Elm als Ausflugsgebiet wird uns in einer Reihe der Ansichten von Ausflugslokalen gezeigt. Der Band ist geradezu eine Einladung zum Besuch Schöningens.

MWi

Ulrike Strauß: Das ehemalige Augustinerchorfrauenstift Marienberg bei Helmstedt. Beiträge zu seiner Geschichte bis zur Reformation. = Beiheft zum Braunschweigischen Jahrbuch. Bd. 1. Braunschweig: Braunschweigischer Geschichtsverein 1983. 236 S. – Brosch.

Mit der von Prof. Dr. Norbert Kamp, TU Braunschweig, angeregten Dissertation wird nicht nur eine empfindliche Lücke in der Geschichtsschreibung des Stifts Marienberg geschlossen, sondern zugleich eine neue, von Ltd. Archivdirektor Dr. Günter Scheel herausgegebene Reihe begründet. In ihr sollen solche wissenschaftliche Arbeiten gedruckt werden, die wegen ihres Umfangs nicht in das Braunschweigische Jahrbuch aufgenommen werden können, deren Veröffentlichung jedoch in den „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte“ aus finanziellen Gründen zur Zeit nicht möglich ist. Inzwischen sind bereits zwei weitere Bände der Reihe erschienen.

Die Dissertation von Frau Strauß gründet sich auf das im Staatsarchiv Wolfenbüttel befindliche Klosterarchiv und die Stiftsbibliothek, die weitgehend in die Herzog August Bibliothek gelangt ist. Es ist erstaunlich, daß es bei einer verhältnismäßig so günstigen Quellenlage nicht schon längst zu einer zusammenfassenden Stiftsgeschichte gekommen ist. Um so mehr sind wir über die nunmehr vorliegende Arbeit der Doktorandin erfreut, die sich ganz besonders eingehend mit der Gründung, der Verfassung, den religiösen Funktionen und den Stiftsangehörigen befaßt.

Die Autorin vermutet bei der durch Wolfram, Abt von Werden und Helmstedt (1174–1183), erfolgten Stiftsgründung antiwelfische Motive, die sich aber auf die Dauer nicht durchsetzen konnten. Ein Überblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Stifts scheint bewußt außer acht gelassen zu sein, obwohl Archivalien über Güter, Gerechtsame, Schulden, Lasten usw. einen tragfähigen Quellenstoff geboten hätten. So bleibt offenbar dieses Kapitel noch ein Desiderat für die Zukunft. Demgegenüber ist der personengeschichtlichen Seite besondere Sorgfalt gewidmet. Ein eingehendes Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur sowie ein Register der Orts- und Personennamen vervollkommen den Wert der umsichtig angelegten Dissertation.

J. König

Sylvia Bunselmeyer: Das Stift Steterburg im Mittelalter. Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch. Bd. 2. Braunschweig: Braunschweigischer Geschichtsverein 1983. V, 361 S. Brosch.

Die Arbeit ist ein gutes Beispiel für die Darstellung der Geschichte eines um die Jahrtausendwende gegründeten Kanonissenstiftes, das im 12. Jahrhundert in ein Augustinerchorfrauenstift umgestaltet wurde. Die Verfasserin untersucht zunächst die Quellen und behandelt alsdann (S. 18 ff.) die Gründung des Stifts seitens der Familie eines mit dem Bischof Bernward von Hildesheim verwandten Grafen Altmann. Die Orte des Dotationsgutes, von dem ein Teil frühzeitig dem Stift verloren ging, werden genannt, nicht aber der Umfang im einzelnen. Die Verfasserin würdigt die Wirksamkeit der einzelnen Pröpste als der Leiter der politischen und wirtschaftlichen Geschehnisse der Anstalt, die viel unter den Spannungen der benachbarten Territorialherren zu leiden hatte, die oft ihre Wirtschaftskräfte belasteten. Steterburg diente zunächst der Versorgung von Angehörigen des niederen Adels, dann aber von Töchtern wohlhabender Braunschweiger Bürgerfamilien. Diese nahmen denn auch Einfluß auf die Vermögensverwaltung insbesondere hinsichtlich der Mitgift „ihrer“ Klosterfrauen. (Letztere als Damen zu bezeichnen [S. 31, 103, 105, 159] dürfte anachronistisch sein.) Die Verfasserin bringt eine recht klare Darstellung der Verfassung des Stiftes (S. 128 ff.). Die Liegenschaftserwerbungen werden in alphabetischer Reihenfolge der betreffenden Orte aufgezählt. (S. 165 ff.) Allerdings ist diese Liste *nicht ganz* vollständig, was bei dem Umfang des Gebotenen verständlich ist. Es folgt (S. 249 ff.) ein Verzeichnis des Stiftspersonals von den Äbtissinnen beziehungsweise Pröpsten bis zu den Geistlichen der Patronatskirchen. Es bleibt offen, ob es sich hier um Patronate oder – wenigstens zeitweilig – um Inkorporationen handelt. Nach einer Zusammenfassung (S. 300) folgen Quellen- und Literaturverzeichnisse (S. 304 ff.). Zu den Quellenangaben sei der Hinweis gestattet, daß von der Veröffentlichung von Zöllner seit 1976 eine verbesserte zweite Auflage vorliegt. Ein Abkürzungsverzeichnis (S. 325 f.) und ein recht umfangreiches Register (S. 321–361) schließen die wertvolle Arbeit ab.

Eine eingehende Würdigung der fleißigen, quellenmäßig begründeten Arbeit ist hier nicht möglich. Einige kleine Ausstellungen wollen ihren Wert nicht beeinträchtigen. Sie wenden sich



vor allem an mit der mittelalterlichen Sprache nicht vertraute und an dem Thema fernerstehende Leser. Die Vergangenheit der Propstei Ölsburg wird dunkel bleiben, wenn ihr verschollenes Archiv nicht etwa wieder auftaucht. Dem Verfasser H\*\* des Aufsatzes in den Braunschweigischen Anzeigen 1747 Stück 69 war es wohl noch zugänglich und damit wohl auch zumindest *der Text* der von ihm angeführten Bestätigungsurkunde von 1003. H. beruft sich übrigens nicht, wie die Verfasserin (S. 33) sagt, auf die von ihm als „Hirngespinnste“ bezeichneten Auslassungen Letznern. – In bezug auf die Seelmeßstiftung des Ludolf von Broitzem (S. 33) ist festzustellen, daß die Siechenmeisterin das Stiftungsvermögen zwar verwalten sollte, die Erträge aber zu anderen Zwecken als denen des Krankenhauses zu verwenden hatte. Über einen Nachweis ihrer „Ausbildung in der Arzneikunst“ (S. 105) verlautet nichts. Die 1886 von Dürre herausgegebenen, im Kloster Derneburg geschriebenen, „Consuetudines“ der Augustinerchorfrauen (von der Verfasserin auch sonst nicht herangezogen) erwähnen das Krankenhaus nur hinsichtlich Aderlaß (§ 22) und die „custos (!) infirmariae“ in bezug auf die Verpflegung von alten und von kranken Konventualinnen. Von Handarbeit und Schriftkunst, von Steterburger Klosterfrauen (S. 43), wird nichts vermeldet. Auch die „Consuetudines“ schweigen darüber. – S. 64 zu Anm. 306 ist „sacra“ (statt „sacrae professionis velamen“) wohl ein Druckfehler. – „Placita“ (S. 92, 115) sind Beratungen beziehungsweise Gerichtsverhandlungen. „Gewere“ heißt Gewährung (S. 93). Die auf S. 93 Genannten waren Edle, nicht Grafen. – Ein (nicht *eine*) Wischblek [S. 100; 178] bezeichnet [auch heute noch] ein Stück Wiesenland. Manutorium bedeutet vermutlich Handtuch (S. 103). „Pirale“ ist das (heizbare) Geschäftszimmer (S. 116). „Proconsul“ meint den (Braunschweiger) Großbürgermeister „molenstäl“, Mühlenplatz. – „Schod“ ‚schot‘ (S. 177; 178) = Schoß ist die mittelalterliche städtische Vermögenssteuer. – 1359 ist „van dem achtworde“ die Rede (nicht „von der achterworde“; „achtword“ war ein Anteil an der Gemeinde-Mark. – Der „gogravius“, Gogrefe, war Unter-richter bzw. unterer Verwaltungsbeamter (S. 181). – Zu den Personennamen sei bemerkt, daß der Vorname Fricke hieß, nicht Fricken (S. 99). Die Familie von Kalm (S. 100, 179) hat sich stets mit einem K geschrieben (nach dem Orte Kalme). „Demuges“ (S. 99; 177) dürfte verlesen sein für Denniges, die niederdeutsche Form für Tönnies = Antonius. . .

H. Wiswe.

Verzeichnis der Veröffentlichungen von Richard Moderhack 1932 – 1982. Bearb. von Walter Hinz und Renate Guddas. Mit einem Geleitwort von Manfred R. W. Garzmann. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag. 40 S., Porträtfoto von R. Moderhack. 8° – Kart.

Der 75. Geburtstag von Stadtarchivdirektor i. R. Richard Moderhack in Braunschweig (14. 10. 82) war Anlaß für die hier vorgelegte neuerliche Würdigung der Verdienste, die sich der Jubilar insbesondere um die Erforschung der Geschichte der Stadt Braunschweig erworben hat, aber auch um die Erschließung des hiesigen Stadtarchivs sowie um die Förderung der Kommunalarchive in Niedersachsen. Davon zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen Richard Moderhacks, die in der vorliegenden Veröffentlichung – mustergültig bibliographiert – in chronologischer Reihenfolge aufgeführt werden. 161 Titel sind einschließlich der zahlreichen vom Jubilar abgefaßten Buchbesprechungen zusammengekommen.

Einleitend zu dieser Bibliographie gibt Manfred R. W. Garzmann eine Biographie des so fruchtbaren Gelehrten.

MW;

Die Matrikel des Collegium Carolinum und der Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 1745 – 1900. Bearb. von Peter Düsterdieck. = Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Niedersachsen und Bremen. IX, 5. Hildesheim: A. Lax 1983. 316 S. – Brosch.

Nach der dreibändigen Helmstedter Universitätsmatrikel (1574–1810), deren Erscheinen sich über mehr als 50 Jahre erstreckt hat, wird jetzt auch die lang entbehrte Matrikel der Braunschweiger Hochschule für die Zeit von 1745 bis 1900 im Druck vorgelegt. Beide Publikationen sind, von der Historischen Kommission betreut, in ihrer Reihe „Matrikeln niedersächsischer Hochschulen“ herausgekommen. Der Bearbeiter der vorliegenden Edition ist Direktor an der Bibliothek der Technischen Universität Braunschweig, die seit 1968 die Tradition des Collegium Carolinum und der Technischen Hochschule weiterführt. Er hat die Veröffentlichung selbst ange-regt und sie mit echtem Engagement außerhalb seines Dienstes in mühevollen Jahren zu gutem Ende gebracht. Erfreulich ist, daß er bei Kollegen dabei tatkräftige Unterstützung fand. Insbesondere die Herstellung des Registers durch die EDV war eine große Hilfe.

In der Einleitung berichtet der Bearbeiter über die Quellen, sein Verfahren bei der Erstellung der Register und seine Hilfsmittel für die oft schwierige Identifizierung der Ortsnamen. Die Matrikel enthält die Namen von 6620 Studenten aus den Jahren 1745 bis 1808 und 1814 bis 1900 sowie die Namen von 2134 Gasthörern von 1836 bis 1888. Dazu kommen 93 Namen der Damenmatrikel von 1898 bis 1899 und schließlich die Namen von 212 Zöglingen der Militärakademie der Jahre 1808 bis 1814, in die das Collegium Carolinum während der westphälischen Zeit umgewandelt worden war.

Die Angaben über die Studenten sind anfangs sehr knapp: Datum der Immatrikulation, Name und Heimatort, und erst ab 1814 erscheinen auch der Beruf des Vaters, das Alter des Studenten und das Studienfach. Seit dem Wintersemester 1882 wird schließlich der Geburtstag des Studierenden sowie seit dem Sommersemester 1889 vereinzelt auch die Studiendauer angegeben. In zunehmendem Maße ist also sozialgeschichtliche Auswertung möglich. Bildungsgeschichtlich interessant ist auch die Matrikel der Gasthörer („Zuhörer“), die nur einzelne Vorlesungen und Übungen besuchten und die nach der Reform des Collegium Carolinum von 1835 in Erscheinung treten. Das Collegium war fortan in drei Abteilungen für technische, humanistische und merkantilische (!) Studien gegliedert und lehrte auch Pharmazie. Zunehmend sind hier schon die Söhne von Vätern sozial einfacherer Herkunft vertreten. Die Damenmatrikel ist ein kleiner Beitrag zur weiblichen Bildung in Braunschweig um die Jahrhundertwende. Professorengattinnen und Lehrerinnen, die Damen der damaligen Gesellschaft erscheinen hier mit den für sie zeittypischen Studienfächern Literatur- und Kunstgeschichte.

Viel Einzelforschung wird also an der Matrikel zukünftig möglich sein, insbesondere kann jetzt das Einzugsgebiet der Hochschule genauer erfaßt werden. Neben den üblichen Personen- und Ortsregistern sind auch nützliche Register über Studienfächer oder über die nichtdeutschen Ortsnamen zu erwähnen. Schließlich noch ein Wort zur Wiedergabe der oft schwer lesbaren Namen: hier haben Stichproben – statistisch gesehen – ein hohes Maß an Zuverlässigkeit ergeben, wofür man dem Bearbeiter besonders dankbar sein muß, vor allem aber dafür, daß er uns in unserem historischen Raum eine äußerst wertvolle personengeschichtliche Quelle vorbildlich erschlossen hat.

Richard Moderhack

Anneliese Gerbert: Öffentliche Gesundheitspflege und staatliches Medizinalwesen in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel im 19. Jahrhundert. = Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch. Bd. 3. Braunschweig: Braunschweiger Geschichtsverein 1983. 376 u. 36 S. – Brosch.

Die Lektüre des Buches war gleichermaßen ein Genuß für den gebürtigen Braunschweiger, das Mitglied des hiesigen Geschichtsvereins und den langjährigen „leitenden Beamten der Medizinalbehörde“ (S. 2), der Nachfolgeeinrichtung des 1747 von Herzog Carl I. gegründeten Obersanitätskollegiums. Die Verfasserin beweist ihre profunde Allgemeinbildung, ihre Belesenheit aber auch ihre innere Anteilnahme am Geschehen.

Das Gesundheitswesen ist Teil der Gesellschaft, zugleich ihr Spiegelbild. Es paßt sich ihr an und wandelt sich mit ihr. Prägend wirkten im 19. Jahrhundert die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und die „soziale Frage“. Es kam darauf an, die Erkenntnisse aus diesen Bereichen für alle Bürger nutzbar zu machen. Krankenkassen und moderne Hygiene haben, „getrennt marschierend, vereint schlagend“, die Volksgesundheit entscheidend verbessert. Sie haben in 50 Jahren mehr Fortschritte erzielt als Jahrhunderte zuvor und als wohl auch in Zukunft möglich sein wird. Diese Entwicklung mußte von starken politischen Kräften gefördert werden.

Gleich wichtig, wenn auch weniger mächtig, waren bürgerliche Bestrebungen. Zu ihnen zählen die damals entstandene ehrenamtliche Wohlfahrtspflege und die Vereine für Gesundheitspflege. Ihre Wirkungsbereiche überschritten und ergänzten sich. Konkurrenz kam kaum vor. Dazu waren die Aufgaben zu umfangreich und ihre Erfüllung zu schwierig. Der hiesige Verein hatte den Zusammenhang von Armut, Unwissenheit, Schmutz, Krankheit und Tod erkannt. Dieser war entscheidend für den Gesundheitszustand der Bevölkerung. Es schmälert die Verdienste des Vereins nicht, wenn man feststellt, daß die Zeit reif dafür war, neue Erkenntnisse in gesetzgeberische und praktische Maßnahmen umzusetzen.

Die großen Seuchen sind erloschen. Daß ihnen nicht noch mehr Menschen zum Opfer gefallen sind, ist auf Dreckimmunität zurückzuführen. Die Wohnungsqualität wurde wesentlich verbessert, die Trinkwasserversorgung arbeitet einwandfrei und die Rieselfelder in Steinhof, vor drei

Jahren nach neuesten Erkenntnissen saniert, erfüllen auch heute noch ihren Zweck. Gewandelt hat sich das Krankheitsspektrum. Nicht mehr Armut, sondern Wohlstand ist die wichtigste Krankheitsursache. Sonst hat sich grundsätzlich nicht viel geändert.

Daß es schon damals den Gegensatz zwischen Ökonomie und Ökologie gab, nimmt nicht wunder. Vor 100 Jahren waren die Umweltschäden brutaler, heute sind sie mengenmäßig stärker, nicht so auffällig, jedoch nicht weniger gefährlich. Wirtschaftliche und gesundheitliche Interessen konkurrieren nicht nur wie damals sondern sind heute auch vielfältig verflochten. Aus dem Elends- wurde der Wohlstandsalkoholismus. Auch Probleme wie Nichtseßhaftigkeit und Prostitution, stellvertretend für viele andere genannt, sind gleichgeblieben.

Das Gesundheitswesen hat traditionell keinen großen Einfluß in der Politik. Man kann das an der Wirksamkeit der kommunalen Gesundheitsausschüsse, den Nachfolgern der von der Verfasserin beschriebenen Ortsgesundheitsräte und der Bedeutung des öffentlichen Gesundheitsdienstes erkennen. Ohne Bürgerinitiativen kein Fortschritt im Umweltschutz. Neue Bezeichnungen für alte Begriffsinhalte! Nur sind, unserer Gesellschaftsordnung entsprechend, die Aktivitäten z. T. zersplittert, fragwürdig und vorwiegend interessenbezogen. Dagegen heben sich Zielsetzung und Arbeit des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in ihrer Vielfalt, Uneigennützigkeit und höflichen Ausdrucksweise wohlthuend ab. Sicher auch deshalb fand er bei Politikern und Behörden aufgeschlossenes Verständnis.

Der Verein hat es verdient, daß man sich dankbar an ihn erinnert. Meinen Fachkollegen, den Amtsärzten, wie die damaligen Physici bei grundsätzlich gleichen Aufgaben heute heißen, kann ich die Lektüre angelegentlich empfehlen. Das Buch führt zum besseren Verständnis vielschichtiger Zusammenhänge. Die Erkenntnisse, die es vermittelt, sind auch heute noch bedeutsam. Sie bereichern nicht nur unser Wissen sondern schärfen auch den Blick für viele gesundheitliche Probleme. Deshalb wünsche ich dem Band auch außerhalb der Fachkreise weite Verbreitung.

Eine freundliche Bemerkung zum guten Schluß: Warum schreibt die Verfasserin stets von „Männern des Vereins“? Wirkten keine Frauen mit oder stellten sie, aus welchen Gründen auch immer, ihr Licht unter den Scheffel?

Rudolf Kahnt

Dietrich Mack: Bildzyklen in der Brüdernkirche zu Braunschweig 1596 – 1683). (Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. Heft 10). Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag 1983. 80 S., 29 Abb., davon 2 in Farbe. – Geheftet.

Die hiesige Brüdernkirche St. Ulrici, in katholischer Zeit Wirkungsstätte des Franziskanerordens, ist im Reformationsjahrhundert religiös-geistiges Zentrum des Protestantismus in Braunschweig gewesen. So hielt hier, in der damals größten Predigtkirche der Stadt, Johannes Bugenhagen am 21. Mai 1528 seine Antrittspredigt. Dieser Bedeutung entspricht die reiche Ausstattung mit Kunstwerken, zumeist frommen Stiftungen von Braunschweiger Bürgern oder Bürgergruppen, wie etwa der hiesigen Tischlergilde. Einleitend umreißt der Verfasser die Bedeutung der Brüdernkirche in katholischer Zeit sowie im Reformationsjahrhundert. Es folgt ein Abschnitt, der sich mit der Um- und Ausgestaltung des Kirchenraumes für die Verbreitung der neuen Lehre beschäftigt.

Zur Ausstattung wurden damals u. a. drei große Bildzyklen geschaffen, die gewissermaßen das kirchenpolitische Programm der neuen Lehre zur Anschauung bringen sollten. Zwei davon, die Szenen aus dem Alten und Neuen Testament bzw. die Passion Christi zeigten, sind verloren gegangen. Von den ursprünglich 46 großen Ölbildern des dritten Zyklus dagegen sind 41 erhalten geblieben. Es handelt sich um Darstellungen von Märtyrern, Glaubenszeugen, Heiligen, Päpsten, katholischen Reformern sowie Wegbereitern der Reformation bis hin zu Martin Luther. Geschaffen sind die Bildnisse im Jahre 1597 von einem Niederländer Reinhart Roggen aus Herzogenbusch. Ihnen ist der Hauptabschnitt der Schrift gewidmet. Darin charakterisiert Mack zunächst die dargestellten Persönlichkeiten mit knappen Strichen, um dann die Bildgestaltung zu untersuchen. Mack nimmt an, daß der Maler vornehmlich auf zwei Quellen für seine Darstellungen fußt, ohne diese nennen zu können.

Einleuchtend ist Macks Schlußfolgerung aus seinen historischen, kunsthistorischen und theologischen Erörterungen, „daß die Malereien... eine dogmatische Aussage der lutherischen Orthodoxie sind“. Abschließend stellt Mack die Stifter der Bildreihen – soweit möglich mit biographischen Daten – zusammen und bietet so auch dem Ge-

neologen ein reiches Material. Beigegeben sind der Publikation Reproduktionen aller Bildnisse, mehrere Ansichten des Chores von St. Ulrici sowie zwei Pläne. Die Waisenhaus-Buchdruckerei hat für die gute Ausstattung des Bändchens gesorgt, das hoffentlich so manchen Leser den Weg nach St. Ulrici nehmen läßt.

MWi

Gerd Spies: Das Gildehaus in Braunschweig. Der Fachwerkbau des Patriziers F. Huneborstel. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei 1983. 100 S., 96 Schwarzweißabb. – Pappbd.

Den Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges haben nur wenige der einst über 2000 Fachwerkbauten in der Stadt Braunschweig überstanden. Dazu gehört die Renaissancefassade des heutigen Gildehauses am Burgplatz, die in jener Zeit vorsorglich ausgelagert wurde. Sie ist zu Recht als reichste Fachwerkfassade Braunschweigs und als eine der reichsten in Deutschland in die Literatur eingegangen. In der hier anzuzeigenden Monographie dokumentiert und deutet Gerd Spies dieses Denkmal humanistischer Geisteshaltung umfassend in ausgezeichneter Art. Er kann sich dabei nur auf ein verhältnismäßig wenig aussagekräftiges älteres Bildmaterial stützen, im Gegensatz dazu jedoch auf jetzt angefertigte vortreffliche Detailaufnahmen des Braunschweiger Fotografen Otto Hoppe.

Zunächst zeichnet Spieß die Geschichte des Hauses und seiner Besitzer nach. Nach seiner Erkenntnis ist es 1524 – und nicht wie früher behauptet um 1535 – für den Kaufmann und Ratsherrn, späteren Kämmerer, F. Huneborstel im „Sack“ errichtet worden. Im Zuge einer „Modernisierung“ wurden im 18. Jh. die Schnitzereien im unteren Bereich entfernt, die seitdem verloren sind. Als 1899 der Bau – weil inzwischen für eine Nutzung weitgehend unbrauchbar geworden – abgebrochen werden sollte, gelang es der Stadt Braunschweig mit viel Mühe, wenigstens die beschnitzten oberen Teile der Fassade sowie den Dachstuhl zu erwerben. Diese wurden für einen Neubau verwendet, der am Burgplatz auf einem bis dahin unbebauten Grundstück unter Leitung des Stadtbaurates B. Winter errichtet wurde. Die Stadt überlies diesen Bau zunächst mietweise, dann als Eigentum der hiesigen Handwerkskammer. Dadurch entstand die irritierende Bezeichnung Gildehaus. Ein zentrales Anliegen der Publikation von Spies ist die Beschreibung, Deutung

und Einordnung des Bildprogramms der Schnitzarbeiten, die in Beziehung zu verwandten Arbeiten am „Brusttuch“ in Goslar und am „Hoppenerhaus“ in Celle zu sehen sind.

Abgesehen von einer Darstellung der heiligen Katharina fehlen traditionelle mittelalterliche christliche Motive. Vielmehr ist das Bildprogramm mit seinen Darstellungen der Planeten und Planetenkinder auf der Höhe der Entstehungszeit. Vorbilder lieferten – wie H. Zimmermann bereits 1928 mitgeteilt hat – Buchholzschnitte, vor allem Arbeiten von Hans Burgkmair in Augsburg. Spies zeigt derartige Entsprechungen zu einzelnen Schnitzarbeiten und kann dabei eingängig machen, daß der Künstler, der die Fassade entworfen hat, nicht nur eine bestimmte Vorlage mechanisch nachgearbeitet hat, sondern es verstand, diese in seinen Bildern auszudeuten. Zugleich weist Spies nach, daß die Bildfolge am Brusttuch in Goslar nach dem Vorbild des Huneborstelschen Hauses geschaffen worden ist und nicht etwa – wie bisher angenommen wurde – umgekehrt verfahren ist. Ob der Bildhauer Simon Stappen für beide oder aber für eine der Fassaden in Anspruch genommen werden kann, indes muß auch Spies offen lassen.

Aus vielen einzelnen Mosaiksteinchen kommt der Verfasser zu einer eindrucksvollen Synthese des wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Umfeldes, indem erst das Huneborstelsche Haus mit seinem prächtigen Schnitzwerk entstehen konnte.

MWi

von Wintzingerode, K.-W.: Der spätgotische Schnitzaltar in Nordsteimke. = Texte zur Geschichte Wolfsburgs. Bd. 6. Wolfsburg: Stadt Wolfsburg 1981. 44 S., 9 Farbbabb. – Geheftet.

Die Kirche des Heiligen Nikolaus in Nordsteimke bei Wolfsburg beherbergt als besonderes Kleinod einen spätgotischen Flügelaltar, der erstaunlicherweise bisher von der kunsthistorischen Forschung kaum beachtet worden ist. Verfasser, der diesen in das Ende des 15. Jh. datiert, legt erstmals eine umfassende Untersuchung dazu vor. Er geht davon aus, daß es sich um eine Stiftung der Familie von Mahrenholtz handelt. Zunächst wird die Aufgabe des Altars im Gottesdienst beschrieben. Es folgen eine genaue Bestandsaufnahme der Darstellungen auf den einzelnen Teilen des Altars sowie Erörterungen zum Bildprogramm. Interessanterweise findet von Wintzingerode verschie-

dene Parallelen zu Darstellungen unseres Altars in Kölner Kirchen, insbesondere Übereinstimmungen mit Darstellungen an einem Schnitzaltar der Minoritenkirche in Köln, der ursprünglich in Alfeld an der Leine gestanden hat. Aber auch Parallelen zum Altar des Conrad Borgentrik, der sich jetzt im Städtischen Museum in Braunschweig befindet, treten hervor. Als Fazit aus den Untersuchungen von Wintzingerode ergibt sich, daß der Nordsteimker Altar, wie bereits früher der in der Kölner Minoritenkirche, Conrad Borgentrik zugeschrieben werden kann. Zu diesem Ergebnis kann man den Autor nur beglückwünschen, der damit einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst unseres Raumes geleistet hat.

MWi

Etta Pantel bearb.: Stadt Wolfenbüttel. = Baudenkmale in Niedersachsen 9.1 (= Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland). Braunschweig/Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn 1983. 152 S. und 10 S., zahlreiche Schwarzweißabb. u. teils mehrfarbige Kartenausschnitte, DIN A 4. – Brosch.

Eine wesentliche Aufgabe des Niedersächsischen Institutes für Denkmalpflege ist die Ermittlung von Baudenkmalen, die unter Schutz zu stellen sind, und im Anschluß daran die Erarbeitung eines entsprechenden Verzeichnisses mit sachkundigen Erläuterungen. Innerhalb dieser für das gesamte Bundesgebiet geplanten einheitlichen Denkmaltopographie liegt jetzt mit der Veröffentlichung über Wolfenbüttel einschließlich der in die Stadt eingemeindeten Dörfer der vierte Band aus Niedersachsen vor, eingeleitet von Landeskonservator H. H. Möller.

Durch nichts wirkt die Vergangenheit augenfälliger in die Gegenwart hinein als durch ihre Baudenkmale, in denen sich soviel vom Geist der Entstehungszeit spiegelt. Freilich muß der Blick erst geschult sein, um derartige Werte erkennen und schätzen zu können. Dem nicht zuletzt soll die vorgelegte informative Publikation dienen, die sich nicht nur an die „berufsmäßig mit den Denkmälern befaßten Verwaltungsbereiche, Architekten“ und andere fachlich Vorgebildete wendet, sondern auch an die interessierten Laien und unter diesen insbesondere an die Besitzer der Baudenkmale, um bei ihnen Verständnis zu wecken für diese überkommenen Werte.

Entsprechend ihren Zielen gliedert sich die Veröffentlichung in das listenmäßige Verzeichnis

der Baudenkmale gemäß § 4 des Niedersächsischen Denkmalschutzgesetzes (nach dem Stand vom 1. 3. 1983), das Rechtskraft besitzt, und einen umfänglicheren, klar gegliederten und reich bebilderten Erläuterungsteil. Die Einleitung zu letzterem bilden ein historischer und ein baugeschichtlicher Überblick über die Kernstadt Wolfenbüttel sowie die eingemeindeten Dörfer. Es folgt eine Sammlung mehrfarbiger Kartenausschnitte der Denkmalbezirke, die im folgenden abgehandelt sind. In diesen Karten (1 : 10 000) sind jeweils die Baudenkmale bzw. ihre Ensembles farblich hervorgehoben. Der anschließenden Besprechung der Einzelkomplexe sind Ausschnitte aus historischen Karten und Plänen (überwiegend nach Vorlagen im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel) sowie einige historische Ansichten, vor allem aber ausgezeichnete Fotos ausgewählter Baudenkmale beigegeben. Bedauerlicherweise aber fehlt jeglicher Literaturhinweis. So sucht man auch vergeblich nach einer Auflösung für das Zitat „P. J. Meier, 1904 (u. a. S. 59, 64, 77)“. Weiter vermißt man Verweise auf die Angaben über die wertvolle alte Bausubstanz insbesondere in den eingemeindeten Dörfern im entsprechenden Band der Bau- und Kunstdenkmäler des Landes Braunschweig von 1906 (hier Bd. 3: Kreis Wolfenbüttel, einschließlich der Kreisstadt). Auch fehlen Verweise auf das auch gedruckt vorliegende Verzeichnis der gemäß Heimatschutzgesetz vom 17. 9. 1934 unter Schutz gestellten „Zeugnisse alter dörfllicher Baukultur“. Unser neues Verzeichnis verzichtet leider auf die Nennung der Assekuranznummern der Gebäude, die ja leicht festzustellen sind. Dadurch wird es erschwert, die genannten älteren Angaben zu denen in der neuen Übersicht in Beziehung zu setzen. Aber auch das schnelle Auffinden von Archivalien zu den einzelnen Grundstücken gestaltet sich ohne die Assekuranznummern umständlicher.

Die Gesichtspunkte, nach denen die Denkmale ausgewählt sind, werden im Text erläutert, der durch straffe Diktion besticht. Wie allgemein heute in der Denkmalpflege selbstverständlich, sind auch jüngere charakteristische Bauten einschließlich solcher aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts berücksichtigt. In der Mehrzahl der Fälle ist das Baujahr genau oder in etwa – freilich ohne Quellenangabe – angeführt. Wo dieses fehlt, ist der Grund nicht ersichtlich. So bleibt auch verborgen, ob dafür die Altersbestimmungen in den Akten der Braunschweigischen Landesbrandversicherungsanstalt, die im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel verwahrt werden, ausgewertet worden sind.

Betrachtet man die Abbildungen unseres Bandes etwas eingehender, so wird deutlich, wie notwendig die Erstellung einer Denkmalkartei und die Unterschutzstellung typischer Bauten der Vergangenheit ist, aber auch, wieviel davon durch unangemessene Veränderungen bereits gestört, wenn nicht verschandelt ist. So kann der Band auch das Auge schulen. Nicht immer ganz einwandfrei scheinen die Texte zu sein: Die „Teichmühle“ zwischen Fümmlse und Wolfenbüttel-Stadt beispielsweise wurde nicht in Verbindung mit „der Anlage eines Badesees“ stillgelegt. Letzterer war bereits geraume Zeit vorher entstanden durch die Umnutzung einer ehemaligen Tongrube, in der sich Wasser angesammelt hatte.

Bleibt zu hoffen, daß diesem instruktiven Band bald weitere für andere Teile unseres Raumes folgen werden.

MWi

Gerhard Trost u. a.: 1000 Jahre Lelm. Ein Dorf stellt sich vor. Helmstedt: Kühne 1983. 278 S., zahlreiche Schwarzweißabb., DIN A 4. – Brosch.

1000 Jahre Lelm. 983–1983. Das Jubiläumsfest. Hrsg. in Gemeinschaftsarbeit. Helmstedt: Kühne 1983. 72 S. Schwarzweißabb. DIN A 4. – Geheftet.

Die 1000. Wiederkehr der Ersterwähnung Lelms im Jahre 1983 bot Anlaß zu mannigfachen Aktivitäten, aus denen auch die hier anzuzeigenden Schriften erwachsen sind. Waren bereits früher Dorfchroniken entstanden, die die historische Entwicklung Lelms ausführlich darstellten (H. Decker, H. Geffers), so konnte man sich jetzt mit einer abrißartigen Übersicht dazu begnügen, den Schwerpunkt aber auf die Bild- und Textdokumentation des gegenwärtigen Lelms legen. Ver-

bunden ist diese mit Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit, die teils ganz persönlich gefärbt sind. Diese Bestandsaufnahme ist in vielfacher Hinsicht vorbildlich. In Verbindung mit einem reichen Abbildungsmaterial, das historische und qualitätsvolle, eigens für die Dokumentation angefertigte Fotos (überwiegend von Ilse Poerschke) umfaßt, werden die einzelnen Grundstücke und ihre Eigentümer charakterisiert. Eingestreut sind kurze, zusammenfassende Berichte zu bestimmten Themen, so Kapitel über das kirchliche Leben, über Dorffeste, über die einzelnen Vereine, aber auch über die alten Trachten sowie persönliche Erinnerungen eines Landarbeiters, eines Bauern und einer Bäuerin, in denen das alte Landleben in seiner Schwere vortrefflich charakterisiert wird. Aber auch ein Plädoyer für das „schöne Dorf“ und die Grünpflege findet sich. Die Abfolge der einzelnen Kapitel in dem Band, dem kein Inhaltsverzeichnis beigegeben ist, erscheint leider etwas unübersichtlich und erschwert die Benutzbarkeit. Dagegen ist die Information über einzelne Personen und Fakten durch ein Schlagwortregister leicht möglich.

Die zweite Schrift ist ein Erinnerungsheft, in dem ein reiches Fotomaterial vom Jubiläumsfest und den damit verbundenen Aktivitäten festgehalten ist. Dazu hätte man sich freilich – vor allem als Außenstehender – etwas umfanglichere Texterläuterungen gewünscht, die gewiß auch späteren Generationen das Verständnis erleichtern würden. Man sollte diese in einem archivierten Exemplar des Heftes handschriftlich nachholen!

Wenn auch die beiden Schriften für die Lelmer geschaffen worden sind, so bilden sie doch auch für den Außenstehenden eine interessante Lektüre und zugleich ein Zeugnis dafür, was eine intakte Dorfgemeinschaft zu leisten vermag.

MWi



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

70. Jahrgang

Juli 1984

Heft 2/3

## *Volkstümliche bestickte Zierhandtücher*

*Volkskunst aus dem Raum Braunschweig*

*Zu einer Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum*

Von Dörte Becker

Aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands sind bestickte oder bedruckte Zierhandtücher bekannt. Beispielsweise sind größere Bestände aus den Vierlanden bei Hamburg, aus Nordfriesland, aus Westfalen oder aus Hessen überliefert. An ihnen lassen sich durchaus landschaftstypische Verzierungen und Schnitte erkennen. In der Literatur werden die Zierhandtücher stets im Zusammenhang mit volkstümlichen Textilien genannt. Eine eingehendere Untersuchung zu diesem Thema ist bislang noch nicht durchgeführt. Das Braunschweigische Landesmuseum besitzt einen größeren Bestand an volkstümlichen Zierhandtüchern aus der Region westlich der Stadt Braunschweig. Außerdem befinden sich zahlreiche Fotobelege im Archiv des Landesmuseums, die 1942 im Auftrage des damaligen Landesheimatpflegers von der Städtischen Meisterschule des Handwerks, Braunschweig, aufgenommen worden sind. Ergänzt ist dieser Bestand durch einige Stücke in Privatbesitz, die ich freundlicherweise für meine Arbeit dokumentieren durfte. Besonders viele Beispiele sind aus den Orten Bortfeld (39 Handtücher), Zweidorf (19 Handtücher) und Wendeburg (14 Handtücher) bekannt, aus den Nachbarorten aber wesentlich weniger: aus Ölper und Groß Gleidingen je vier Zierhandtücher, aus Woltorf, Hondelage, Timmerlah, Wahle, Lehdorf und Lehre je eins. Sechs Handtücher in Museumsbesitz sind ohne nähere Herkunftsangabe. Alle Zierhandtücher stammen aus bäuerlichen Haushalten. In Bortfeld, Zweidorf und Wendeburg wird die Tradition des volkstümlichen Zierhandtuchs bis 1900 und noch länger gepflegt. Dies steht sicherlich in Zusammenhang mit dem langen Festhalten an der regionaltypischen volkstümlichen Sachkultur, wie es beispielsweise von der Tracht bekannt ist. Aus der Gegend östlich von Braunschweig sind nur sechs Zierhandtücher im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums überliefert (vgl. unten S. 62 )

Das bestickte Zierhandtuch ist – wie viele andere Gegenstände – ursprünglich ein Ausstattungstück des bürgerlichen Haushalts gewesen. Es findet – auch Parade- oder Prunkhandtuch genannt – seine erste große Verbreitung in den Bürgerhaushalten der Renaissancezeit. Es wird zu der Zeit an exponierter Stelle in der Stube aufgehängt und ihm kommt lediglich eine Repräsentationsfunktion zu, während für den Gebrauch einfache unbestickte

Handtücher zur Verfügung stehen. In der Barock- und der Biedermeierzeit wird die Tradition des Prunkhandtuchs weitergeführt. Eine erneute Blüte seiner Verwendung erlebt es in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gehört als unverzichtbares Ausstattungsstück zur Neorenaissanceeinrichtung eines (groß-) bürgerlichen Haushalts.

In der volkskundlichen Literatur über die Region um Braunschweig werden Zierhandtücher ganz allgemein genannt. Richard Andree (1901, S. 191) erwähnt das Zierhandtuch – von ihm auch als Überhandtuch bezeichnet – als ein Ausstattungsstück der Stube. Es ist nach seinen Mitteilungen an einem an der Wand befestigten, geschnitzten Handtuchhalterarm aufgehängt. Die Vorderseite des Handtuchs ist oftmals mit Blumenranken und Monogrammen bestickt. Das Überhandtuch wird nach Richard Andrees Ansicht über die Gebrauchshandtücher – die durch die Benutzung schnell unsauber und knitterig werden – gehängt. Franz Fuhse (1911, Tafel 5) bildet in seinen „Beiträgen zur Braunschweiger Volkskunde“ einen gedrechselten Handtuchhalter mit einem bestickten Zierhandtuch ab. In der Bilderläuterung erklärt F. Fuhse, daß hinter dem „Holzrick“ mit Überhandtuch Kleider u. ä. Dinge aufgehängt werden. Auf einem Foto aus dem Jahre 1895 ist eine andere Verwendungsmöglichkeit dokumentiert. In der Aufnahme ist der Blick in die Deele eines niederdeutschen Hallenhauses festgehalten. Zu sehen ist die Wand des Kammerfachs mit der Galerie und der Treppe. Unter der Galerie – anscheinend auf einer Leine – sind nebeneinander drei bestickte Zierhandtücher aufgehängt (vgl. Abb. 1). Eine ähnliche Verwendung teilte mir eine Bortfelderin mit: Mehrere Zierhandtücher wurden zu bestimmten Anlässen – Taufe, Hochzeit, Silberhochzeit und Tod – an den Wänden aufgehängt. Leider konnte die Gewährsperson nicht genauer bestimmen, in welchem Raum des Hauses das geschah. Ebenso blieb unklar, wie die Tücher befestigt wurden.

Das bestickte Zierhandtuch wie auch das einfache Gebrauchshandtuch sind sogenannte „Endloshandtücher“, oder sie werden auch als „ewiges Handtuch“ bezeichnet. Es sind also Rollhandtücher. Die beiden Enden einer ca. 280 cm bis 360 cm langen Stoffbahn werden zusammengeñäht, bzw. eine Ziernaht, ein Häkeleinsatz, ein Streifen Filetarbeit, Spitze oder Gaze mit Durchzugsarbeit verbinden die beiden Stoffenden. Die Nähte werden vielfach mit Hexenstich- oder Fischgrätmuster verdeckt. Über diesen Ziereinsätzen ist eine zumeist größere Stickerei, oft mit Monogramm und Jahreszahl, angebracht. Unter dem Einsatz ist manchmal zusätzlich ein schmaler Musterstreifen, ein kleines Monogramm und eine Jahreszahl eingestickt.

Ab wann bestickte Zierhandtücher in den ländlichen Haushalten in der Region um Braunschweig verwendet werden, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Das älteste Zierhandtuch aus dem Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums ist mit der Jahreszahl 1712 bestickt, die anderen Handtücher sind überwiegend aus dem 19. Jahrhundert (Datierungen 1794 bis 1900). Die Handtücher sind entsprechend dem Verwendungszweck gestaltet. Zierhandtücher, die zur Taufe aufgehängt wurden, sind mit rotem oder mit hellblauem und hellbraunem oder mit hellblauem und gelbem Garn bestickt (insgesamt fünf Belege). Einfarbig oder mehrfarbig bestickte Handtücher wurden zur grünen Hochzeit verwendet (34 datierte Belege, 10 undatierte Belege). Daneben existieren noch Handtücher, die mit dunkelbraunem Garn verziert sind. Nach der Überlieferung in einigen Familien, die solche Handtücher besitzen, sollen sie anläßlich von Silberhochzeiten entstanden sein (vier Be-



Abb. 1 Zierhandtücher, aufgehängt in der Deele eines Bortfelder Bauernhauses.

Druck nach einer Aufnahme von J. Schomhardt von 1895

Aus: Braunschweig's Baudenkmäler. 3. Serie. Nr. 1

Reproduktion nach: BS Landesmuseum: VB 1656/6

lege). Mit schwarzem Garn bestickte Handtücher wurden bei einem Trauerfall, in der Passionszeit, am Karfreitag und zu einem im Haus gefeierten Abendmahl aufgehängt (27 datierte Belege, 16 undatierte Belege). Die bestickten Zierhandtücher wurden vor allem zu den Festen des Lebenslaufes verwendet.

Das älteste Zierhandtuch im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums ist ein Taufhandtuch mit der eingestickten Jahreszahl 1712 (Abb. 2). Es ist aus grobem Leinenstoff, 41 cm breit und hat an der einen Seite eine Webkante. Ein Einsatz aus Filetarbeit hält die beiden Enden der Stoffbahn zusammen. Das Handtuch ist mit drei gleichgestalteten Musterstreifen in hellblauem und gelbem Seidenstickgarn in Kreuzstichtechnik bestickt. Die Stickerei wird oben mit einem Mäandermuster und unten mit einer Reihe Hexenstich abgeschlossen. Die Muster dieses Tuches sind schon für das 16. Jahrhundert in Vorlagenbüchern für Stickereien überliefert. Auf diesem Handtuch sind sie in etwas vereinfachter und stilisierter Form wiedergegeben. Es sind Mäander- und Bordürenmuster. Über dem Fileteinsatz sind die Buchstaben MARRIBATTERA und die Jahreszahl 1712 abwechselnd in gelbem und hellblauem Kreuzstich gestickt. Unter dem zweiten Musterstreifen sind die Fragmente einer weiteren Stickerei zu sehen. Anscheinend handelt es sich um zwei weibliche Figuren, die rechts und links zu Seiten eines mit einer Säge und Pfeilen durchbohrten Herzens stehen (vgl. U. Zischka 1978, S. 31, Abb. 24). Das Motiv des mit Pfeilen durchbohrten Herzens mit einer Säge ist bereits aus dem Stickmustervorlagenbuch des Johann Sibmacher von 1597 be-

kannt. Auf Stickmustertüchern aus dem 18. Jahrhundert im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums ist das gleiche Motiv vorhanden, jedoch hängt an der Spitze des Herzens zusätzlich ein Schlüssel.

Vier weitere im Foto dokumentierte und in Privatbesitz befindliche Taufhandtücher zeigen die gleichen Charakteristika wie das Tuch mit der Jahreszahl 1712: Dreimal ist der gleiche Musterstreifen mit einem Abstand dazwischen übereinander gesetzt. Offenbar sind die anderen vier Taufhandtücher jedoch aus dem 19. Jahrhundert. Sie tragen weder eine Jahreszahl noch ein Monogramm. Es handelt sich wieder um Mäander- und Bordürenmuster in Kreuzstichtchnik. Jedoch sind die einzelnen Musterstreifen wesentlich breiter und dichter aneinandergestickt als die auf dem Tuch des 18. Jahrhunderts. Als Stickmaterial wird bei diesen vier Tüchern des 19. Jahrhunderts Baumwollgarn verwendet. Sie sind ca. 60 cm breit und haben zwei Webkanten. Es sind im Verhältnis zu den anderen Zierhandtüchern recht wenige Taufhandtücher erhalten. Da sie keine Monogramme und Jahreszahlen tragen, sind sie sozusagen „zeitlos“ und können immer wieder sowohl in der Besitzerfamilie als auch in anderen Familien verwendet werden. Sicherlich dürfte auch der Aspekt eine Rolle spielen, daß in früheren Zeiten das Kind sehr rasch nach der Geburt getauft wurde und somit kaum genügend Zeit war, ein neues Zierhandtuch mit dem entsprechenden Monogramm und der Jahreszahl auszusticken. Auffällig ist vor allen Dingen, daß die Handtücher des 19. Jahrhunderts die gleichen Mäander- und Bordürenmuster und die gleiche Anordnung wie das Tuch des 18. Jahrhunderts aufweisen. Die Musterstreifen selbst sind nach Vorlagen, die bereits für das 16. Jahrhundert bekannt sind, entworfen. Solch eine Beharrung in der Verzierung läßt sich nur an den Zierhandtüchern für die Taufe feststellen, während die anderen Handtücher durchaus einen Wandel in ihrer Gestaltung aufweisen.

Die größte Gruppe bilden die Zierhandtücher mit mehr- oder einfarbiger Stickerei. Sie wurden nach der Aussage einiger privater Besitzer angeblich zur grünen Hochzeit aufgehängt (Datierungen 1810 bis 1881). Es sind genau wie die Taufhandtücher Endloshandtücher mit einem Ziereinsatz. In der Regel sind sie ca. 70 cm breit, haben zwei Webkanten und die Stoffbahnen sind zwischen 280 cm und 360 cm lang. Nur einige wenige bunt bestickte Zierhandtücher sind schmaler als 50 cm. Als Stoff wird ausschließlich – genau wie bei den Taufhandtüchern – Leinen verwendet: Vom groben bis zum feinsten Leinenstoff, und auch Drell- und Damaststoffe sind verarbeitet worden. Die Taufhandtücher sind ausnahmslos in Kreuzstichtchnik bestickt, während bei allen anderen Zierhandtüchern vorrangig der Plattstich verwendet wird, nur einige wenige sind mit Kreuzstichmustern verziert. Durch diese beiden verschiedenen Sticharten entstehen unterschiedliche Mustergestaltungen. Mit dem Kreuzstich können nur relativ eckige Muster hergestellt werden, während mit dem Plattstich der Formenreichtum fast unerschöpflich ist. In der Kreuzstichtchnik sind kleine Vogel-paare an Blumenstengeln pickend, kleine klassizistische Vasen mit Blumensträußen, kleine Kronen, kleine Bäume auf denen Vögelchen sitzen, Herzen, religiöse Motive wie Kreuze, die Leidenswerkzeuge Christi, Kalvarienbergdarstellungen, Adam und Eva unter einem Baum, um dessen Stamm sich eine Schlange windet und in dessen Krone Vögelchen sitzen (Abb. 3). Die Motive sind sehr stark vereinfacht und stilisiert, so daß sie an naive Kinderzeichnungen erinnern. Nicht nur Darstellungen mit religiösen Inhalten werden aufgestickt, sondern sie werden zusätzlich durch religiöse und erbauliche Sprüche ergänzt. Auf einem



Abb. 2 Foto eines Taufzier-  
handtuches aus Bortfeld, 19.  
Jahrhundert, Kreuzstichstickerei  
mit rotem Garn.  
BS Landesmuseum: ohne Num-  
mer  
Foto: Fotoarchiv  
des BS Landesmuseums



Zierhandtuch fällt besonders die Kreuzigung Christi auf. Es sind die drei Kreuze, die Leidenswerkzeuge Christi, Maria, Stephanus oder Longinus und Judas dargestellt. Die ganze Szene ist stark vereinfacht und stilisiert. Um den Ort des Geschehens – den Kalvarienberg – zu charakterisieren, ist statt der üblichen Schädel ein Sarkophag eingestickt. Bei der Überprüfung von Kreuzigungsszenen auf Stickmustertüchern, die ja durchaus Vorlagencharakter haben, kann eine Darstellung mit einem Sarkophag statt Totenschädeln nur auf zwei Stücken festgestellt werden, ansonsten läßt sich beim derzeitigen Forschungsstand Ähnliches nicht nachweisen. Da die Darstellungen recht ähnlich sind, scheinen sie auf die gleiche bis jetzt unbekannt gebliebene Vorlage zurückzugehen.

Die Kreuzstichmuster auf den Zierhandtüchern setzen sich – wie schon aus der Motivvielfalt zu ersehen ist – aus mehreren kleinen z. T. sogar sehr kleinen Einzelementen zusammen, die in keinem richtigen proportionalen Verhältnis zueinander stehen (Abb. 3). Die Jahreszahlen und die Buchstaben der Monogramme sind ebenfalls in Kreuzstichen gestickt. Das hat zur Folge, daß sie eine eckige und dadurch etwas schwer leserliche Form haben. Auf einem Handtuch ist das ganze Alphabeth aufgestickt, welches neben der dekorativen Funktion gleichzeitig als Lesehilfe dient. Die Muster in Kreuzstichtechnik werden bis etwa 1835 beibehalten. Vor allem werden dazu blaue und rote Baumwoll- und Leinengarne gebraucht.

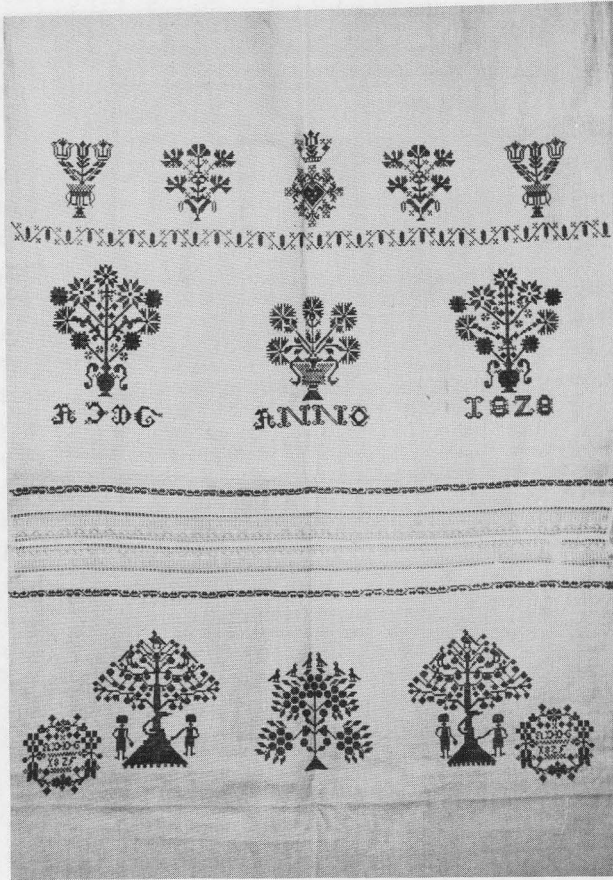


Abb. 3 Zierhandtuch aus Ölpert, 1828, Leinenstoff mit rotem und blauem Leinengarn in Kreuzstichtechnik bestickt  
Breite des Handtuchs: 70 cm.  
BS Landesmuseum: VM 984  
Foto: I. Veit /  
BS Landesmuseum

Der Kreuzstich war zu allen Zeiten die beliebteste Sticktechnik, vielleicht weil sie besonders einfach auszuführen ist. In der Biedermeierzeit wurde der Kreuzstich jedoch besonders bevorzugt.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten Handtücher in Plattstichtechnik. Diese Muster sind vollkommen anderer Art als die in Kreuzstichtechnik gestickten. Es handelt sich ausschließlich um Blumensträuße – z. T. in Vasen oder Körben – oder um Blumentöpfe oder um zwei Blumenranken, die zu einem Kranz oder in Herzform zusammengelegt sind. Darin ist entweder ein Monogramm, eine Jahreszahl oder ein Spruch („Zur Ehre Gottes“; „Gott mit uns“; „Alles Was odem hat Lebet dem Herrn Halleluja“) eingestickt. Unter den Blumenmustern werden jetzt Tulpen und margeritenähnliche Blüten bevorzugt. In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts werden meistens kleinere, feingegliederte Blumensträuße z. T. in Vasen oder Körben aufgestickt. Während der Plattstich für das dekorative Muster verwendet wird, sind die Monogramme und Jahreszahlen noch ab und zu in Kreuzstichtechnik gehalten. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sind die



Abb. 4 Zierhandtuch, 1878,  
 Leinenstoff mit rotem, grauem  
 und gelbem acrylgefärbtem  
 Wollgarn in Plattstichtechnik be-  
 stickt, zusätzlich Hexenstich und  
 Fischgrätmuster  
 Breite des Handtuchs: 75 cm.  
 BS Landesmuseum: Zg 3185 b  
 Foto: I. Veit /  
 BS Landesmuseum



Blumenmuster feingliedrig und recht klein, so daß hin und wieder eine Komposition von dreien dieser Blumengestecke – wobei das mittlere meist etwas reicher und größer ausgestaltet ist – auf den Handtüchern zu finden ist. Normalerweise ist jedoch nur ein Blumenstrauß mit einer Vase oder einem Korb eingestickt. Der Ziereinsatz des Handtuchs ist meistens mit einer Blütengirlande, Hexenstich- oder Fischgrätmustern eingerahmt.

Etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts wandelt sich die Form der Blumenmuster. Hin und wieder werden – besonders bei reich ausgestatteten Zierhandtüchern – Dreierkompositionen verwendet, aber in der Regel wird nur ein Blumenstrauß aufgestickt (Abb. 4). Die Blumengebinde werden immer stärker stilisiert und z. T. recht groß ausgeführt, während die Vasen und Körbe immer kleiner gearbeitet werden, so daß Blumenstrauß und Behälter in einem unproportionalen Verhältnis zueinander stehen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts werden Jahreszahlen, Monogramme, Namen und Sprüche nur noch in Plattstichtechnik ausgeführt. Gleichzeitig werden die Namen voll ausgeschrieben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist zunehmend eine naturalistische Gestaltung der Komposition festzustellen. Zwar



Abb. 5 Trauerzierhandtuch, vermutlich aus Wendeburg, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, sehr feiner Leinenstoff mit schwarzem und weißem Seidengarn in Plattstichtechnik bestickt  
Breite des Handtuchs: 84 cm.  
BS Landesmuseum: VM 3672  
Foto: I. Veit /  
BS Landesmuseum

bleiben die Muster recht groß, aber sind weniger stilisiert und wirken insgesamt proportionierter. Gleichzeitig wird wieder vereinzelt der Kreuzstich verwendet und auch auf die alten vom Anfang des Jahrhunderts überlieferten Muster zurückgegriffen. Jedoch kann sich die Kreuzstichtechnik gegenüber dem Plattstich nicht durchsetzen. Die Kreuzstichmuster sind verflacht und zu kleinen, z. T. vollkommen mißverstandenen Formen und Figuren entartet. Die mit Kreuzstichmuster verzierten Handtücher vom Anfang des 19. Jahrhunderts sind mit rotem und blauem Baumwoll- oder Leinengarn bestickt. Meistens wird nur eine Farbe verwendet. Für die Plattstichmuster – soweit sie in Baumwoll- oder Leinengarn erstellt sind – werden Blau oder Rot bevorzugt. Bei der Verwendung von Wollgarn wird eine breitere und abgestufte Farbpalette genommen und auch eine Binnenzeichnung auf den Mustern durch Übersticken mit andersfarbigen Garnen erreicht. Etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird ausschließlich nur noch mit Acrylfarben gefärbtes Wollgarn verwendet. Diese Wollgarne sind in ihrer Farbintensität im Gegensatz zu den naturgefärbten Garnen der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts leuchtend und grell.

Abb. 6 Zierhandtuch für die  
Passionszeit, vermutlich aus  
Wendeburg, 1857, feiner Leinen-  
stoff mit schwarzem Wollgarn in  
Plattstichtechnik bestickt  
Breite des Handtuchs: 83 cm.  
Privatbesitz  
Foto: D. Becker /  
BS Landesmuseum



Weder bei den Taufhandtüchern noch bei den farbig bestickten Zierhandtüchern lassen sich genau gleiche Musterkompositionen feststellen. Selbst wenn sie auf den ersten Blick gleich erscheinen, sind dennoch immer wieder kleine Unterschiede auszumachen. Ebenso lassen sich auch nicht genau gleiche Muster bei den farbig, den schwarz und den braun bestickten Zierhandtüchern feststellen.

Die zweitgrößte Gruppe der Zierhandtücher sind die mit schwarzem Garn bestickten (Abb. 5). Ihre qualitative Ausstattung ist den farbig bestickten Handtüchern gegenüber wesentlich besser. Besonders bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts werden dafür sehr feine Leinenstoffe verwendet. Die schwarz verzierten sind im Vergleich zu den bunten Handtüchern wesentlich breiter. Für die Stickerei wird neben Baumwoll-, Leinen- und Wollgarn hauptsächlich feines, glänzendes Seidengarn gebraucht. Zusätzlich werden Metallplättchen und schwarze Tülleinsätze – um beispielsweise die Blumenkelche auszufüllen – verarbeitet. Die Binnenzeichnung der Muster wird oftmals durch deren Übersticken mit weißem Seidengarn erreicht. Unter den Trauerhandtüchern befinden sich einige Stücke auf denen ein Stück

Stoff – zumeist sehr feines Leinen mit einem eingestickten Muster – aufgenäht ist. Diese Stoffstücke sind offenbar aus anderen Handtüchern ausgeschnitten worden. Die Naht wird meistens mit einem Zierstich verdeckt und zusätzlich werden Monogramme, Jahreszahl und andere Muster eingestickt.

Was die Muster anbelangt, so unterscheiden sich die Trauerhandtücher kaum von den farbig bestickten Zierhandtüchern. Auffällig ist jedoch, daß als einziges religiöses Motiv die Darstellung des „Lamm Gottes“ vorkommt. Selbst die älteren Trauerhandtücher, die in Kreuzstichtechnik gearbeitet sind, weisen nur kleine Vögel, Blumenvasen und kleine Bäume auf und die Handtücher des 19. Jahrhunderts in Plattstichtechnik Blumensträube in Vasen oder Körben und Blumentöpfe. Das älteste Trauerhandtuch mit der eingestickten Jahreszahl 1794 stellt in Kreuzstichtechnik drei Blumenvasen und kleine Vögel dar. Die Entwicklung der Muster, Monogramme, Jahreszahlen und ausgeschriebenen Namen ist die gleiche wie bei den farbig bestickten Zierhandtüchern. Der Kreuzstich wird etwa um 1830 vom Plattstich abgelöst. Als zusätzlicher Stich kommt bei den Trauerhandtüchern der Knötchenstich auf. Die Einsätze, die die beiden Handtuchenden zusammenhalten, sind entweder aus weißer Spitze o. ä. oder aus Gaze mit schwarzer Durchzugsarbeit.

Außer den Taufhandtüchern haben alle Zierhandtücher Monogramme oder auch ausgeschriebene Namen. Jedoch fällt auf, daß bei den Trauerhandtüchern vielfach die Jahreszahl fehlt. Merkwürdig ist auch, daß nur auf einem Trauerhandtuch ein religiöser Spruch zu finden ist: „BEFIHL DEM HERRN DEINE WEGE UND HOFT AUF IHN ER WIRTS WOHL MACHEN“. Ein Trauerhandtuch mit der Jahreszahl 1857 ist – wie erwähnt – mit dem Motiv des „Lamm Gottes“ bestickt (Abb. 6). Diese in der religiösen Kunst sehr beliebte symbolische Darstellung für Christus findet sich schon in den Stickmustervorlagenbüchern des 16. Jahrhunderts. Ursprünglich wurde das Lamm als Symbol für Christus mit der Kreuzesfahne, dem Kelch und dem Kreuznimbus dargestellt. Auf den Stickmustertüchern des 18. Jahrhunderts im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums sind Darstellungen des „Lamm Gottes“ zu finden. Sie sind recht stark stilisiert und z. T. fehlen einige wichtige Attribute. Auf ihnen fehlt meistens der Kreuznimbus, während auf dem Zierhandtuch die Darstellung kaum noch als „Lamm Gottes“ zu identifizieren wäre, wenn nicht unter dem Tier „Siehe das ist Gottes Lamm“ gestickt wäre. In einem aus zwei Blütenzweigen zusammengelegten Kranz ist ein Tier mit einer Kreuzesfahne und einem Herz o. ä. unter dem Maul eingestickt. Das Auge des Tieres ist durch vier kleine Glasperlen gekennzeichnet. Die ganze Stickerei ist höchst naïv bzw. falsch wiedergegeben gegenüber einer ikonographisch richtigen Darstellung des „Lamm Gottes“. Auf zwei Stickmustertüchern aus Bortfeld ist das gleiche Motiv zu sehen, das hier nun noch mehr abstrahiert und stilisiert ist. Das Handtuch mit dem „Lamm Gottes“ dürfte wohl in erster Linie in der Passionszeit und weniger im Trauerfall verwendet worden sein.

Außer den mit farbigem und mit schwarzem Garn bestickten Zierhandtüchern existieren noch einige wenige Stücke mit Stickerei in braunem Seidengarn. Diese Zierhandtücher sollen angeblich zur Silberhochzeit angefertigt worden sein. Sie unterscheiden sich in ihren Mustern nicht von den übrigen Gruppen. Auf einem Tuch aus Bortfeld sind außer dem Jahr der Silberhochzeit die Namen des Silberpaares, der Name des Schenkers und einige religiöse Sprüche eingestickt. Es sind drei Blumenmuster – das mittlere ist um ein Herz angeordnet –

und zwei Blumenkränze mit Sprüchen, auf dem einen sitzt ein sich schnäbelndes Vogelpaar. Ob die mit braunem Seidengarn bestickten Zierhandtücher tatsächlich zur Silberhochzeit angefertigt wurden, bleibt fraglich, denn nur für ein Handtuch ist dieser Verwendungszweck gesichert nachweisbar.

Mit den Monogrammen und den ausgeschriebenen Namen können die Besitzerinnen ermittelt werden, wobei es sich z. T. um noch heute nachweisbare Familien handelt. Ob die Besitzerin zugleich auch die Stickerin war, konnte nicht geklärt werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts soll in Bortfeld eine Berufsstickerin ansässig gewesen sein. Jedoch kann ihr kein Zierhandtuch sicher zugewiesen werden. Andererseits befinden sich im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums Musterzeichnungen aus dem Jahre 1839, die ein junges Mädchen angefertigt hat, um seine Aussteuerwäsche damit zu besticken. Wer nun tatsächlich solche Zierhandtücher hergestellt hat, bleibt letztlich unklar. Offenbar hing es mehr vom Geschick und vielleicht auch von der Zeit und der finanziellen Situation der einzelnen Frau ab, ob sie diese Handtücher selbst bestickte, oder ob sie diese in Auftrag gab. Auf einigen Handtüchern sind außer einem Monogramm oder dem Namen mit rotem Garn sehr kleine Buchstaben eingestickt. Hiermit könnte die Herstellerin sich vielleicht verewigt haben. Zwei Taufhandtücher aus Bortfeld sind mit EB in rotem Kreuzstich gekennzeichnet. Drei Trauerhandtücher ebenfalls aus Bortfeld tragen klein eingestickt H. B. in schwarzem Kreuzstich. Es sind drei mit den üblichen schwarzen Kreuzstichmustern verzierte Tücher. Bei dem einen ist jedoch einmal das Kreuzstichmuster entfernt worden und ein Stück Stoff mit einem moderneren Blumenmuster aufgenäht. Ein mit rotem Kreuzstichmuster besticktes Zierhandtuch aus Bortfeld ist mit IMF gekennzeichnet. Ob es sich bei diesen Monogrammen tatsächlich um die Berufsstickerin aus Bortfeld handelt, muß eine Hypothese bleiben. Viele Handtücher haben eine außerordentlich lange Buchstabenfolge. Es können die Initialen beider Ehegatten sein oder aber die Initialen von zwei Frauen, die vielleicht gemeinsam das Handtuch bestickt haben, ähnlich wie es von Stickmustertüchern bekannt ist. Davon ist überliefert, daß zwei oder z. T. sogar mehr Frauen – Freundinnen oder Verwandte – an einem Tuch gestickt haben.

Ähnlich unklar wie die Bedeutung der Monogramme sind die Jahreszahlen. Es kann das Jahr mit einem bestimmten familiären Anlaß – Verlobung, Hochzeit, Silberhochzeit, Tod – gemeint sein, oder es handelt sich um das Herstellungsjahr. Handtücher, die in eine Aussteuer gehören, tragen stets die gleiche Jahreszahl oder alle Tücher eines solchen Bestandes sind ohne Jahresangabe. Die Zierhandtücher, die zur Aussteuerwäsche gehören, haben oft sehr ähnliche Muster, die Ziereinsätze sind fast immer die gleichen, ebenso die Durchzugsarbeiten und kleine zusätzlich verzierende Stickereien. Da sich an sehr unterschiedlichen Handtüchern genau die gleichen Ziereinsätze finden, ist zu vermuten, daß diese als Meterware gekauft wurden. Auffällig ist jedoch, daß aus einigen Aussteuerbeständen fast nur schwarz bestickte und aus anderen Beständen fast nur farbig verzierte Zierhandtücher überliefert sind.

Wenn die Größe der Zierhandtücher und die der Handtuchhalter betrachtet wird, stellt sich die Frage, ob diese beiden Dinge überhaupt zusammen gehören. Die Handtücher für die Taufe und die Trauer sind durchschnittlich ca. 60 cm bis 100 cm breit, die buntbestickten Zierhandtücher sind durchschnittlich 70 cm breit, nur einige wenige sind schmaler als 50 cm.



Die Handtuchhalter sind höchstens 50 cm breit, was unter anderem sicherlich auch technisch bedingt sein dürfte. Der Handtuchhalter – ein Gestell aus gedrechselten Stäben und Docken – wird mittels zweier Holzklötze oder eines Brettes mit einer Schmalseite an der Wand befestigt, so daß das ganze Gestell zu einem freibeweglichen Arm wird. Wenn der Handtuchhalter sehr breit ist, ragt er sehr weit in den Raum hinein und würde außerdem viel zu schwer, um sicher an der Wand befestigt werden zu können. Diente er zum Aufhängen der Gebrauchshandtücher, so war er sicherlich in der Küche beim Waschort angebracht. Sollten jedoch Zierhandtücher aufgehängt werden, ist eine Anbringung in einer Stube wahrscheinlicher. Wie diese Maßvergleiche zeigen, sind die Zierhandtücher wesentlich breiter als die Handtuchhalter. Wenn ein Handtuch auf solch einen schmalen Handtuchhalter gezogen würde, wäre ein Teil der Stickerei durch die Kräusel und Falten kaum zu sehen. Es ist wahrscheinlicher, daß der Handtuchhalter für die Gebrauchshandtücher sich am Waschort befand. Die Gebrauchshandtücher sind etwa 40 cm breite Endloshandtücher, die in der Regel aus unverzierten Leinen sind. Hin und wieder sind sie mit einer Ziernaht zusammengehalten und ein Monogramm ist eingestickt. Der Handtuchhalter ist aufgrund seiner Konstruktion und seiner Anbringung nicht geeignet, andere Handtücher oder gar Kleidungsstücke zu verdecken. Anscheinend sind die bestickten Zierhandtücher nur zu bestimmten Anlässen in größerer Anzahl aufgehängt worden und dann wohl nebeneinander auf einer Leine und nicht auf einem Handtuchhalter. In welchem Raum der Handtuchhalter angebracht war, ist bei dem derzeitigen Forschungsstand nicht sicher zu ermitteln.

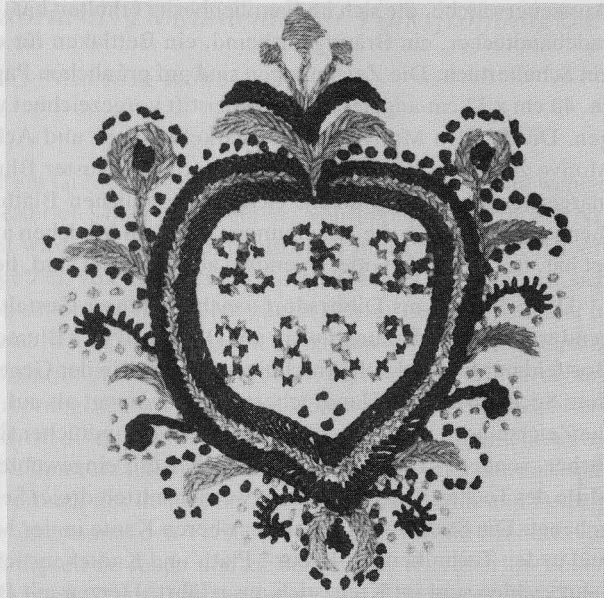
Ebensowenig wie über die Hersteller und die Verwendung der Zierhandtücher bekannt ist, sind auch die Fragen der Herkunft der Muster bzw. der Vorlagen geklärt. Beim derzeitigen Forschungsstand kann noch nicht festgestellt werden, wann die ländlichen Haushalte in der Braunschweigischen Region nach städtisch-bürgerlichem Vorbild Zier- oder Paradehandtücher in ihren Häusern aufgehängt haben und ab wann sich die Differenzierung nach Anlässen – Taufe, Hochzeit, Tod – herausgebildet hat. Bis jetzt ist nur ein Taufhandtuch aus Bortfeld aus dem 18. Jahrhundert bekannt. Für das 19. Jahrhundert sind dann reichlich Belege vorhanden. Aus anderen Gegenden Norddeutschlands ist überliefert, daß gerade im 18. Jahrhundert die Tradition der Zier- und Prunkhandtücher gepflegt wurde.

Offenbar erscheint dieses Phänomen in der Braunschweigischen Gegend mit einer Verspätung von etwa hundert Jahren. Das bestickte Zierhandtuch – sicherlich nur ein kleines Element im großen Bereich der regionaltypischen volkstümlichen Sachkultur des Braunschweiger Raumes – wird bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hergestellt. Aber diese besondere Pflege des volkstümlichen Sachgutes im 19. Jahrhundert ist auch in anderen Bereichen wie z. B. dem der Tracht zu beobachten. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts jedoch wird die regionalspezifische Sachkultur nostalgisch-folkloristisch abgewertet. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt es trotz des Bewußtwerdens der (archaisch-) bäuerlichen Lebensweise bei der ländlichen Bevölkerung nicht zu einer raschen Anpassung an städtisch-bürgerliche Vorbilder, sondern zu einer bewußten Pflege der eigenen volkstümlichen Kultur.

Die Betrachtung der Muster der Zierhandtücher unter den Aspekten von Beharrung und Wandel ergibt zwei Entwicklungslinien, die durch unterschiedliche Sticharten gekennzeichnet sind. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts geht offenbar eine – vielleicht längere – Tradition im Besticken von Zierhandtüchern zu Ende. Die in Kreuzstichteknik gearbeitete



Abb. 7 Zierhandtuch, vermutlich aus der Umgebung von Beierstedt, 1839, Damastleinen mit rotem und schwarzem Leinengarn in Platt-, Kreuz- und Knötenstichtechnik bestickt  
 Breite des Handtuchs: 70 cm.  
 BS Landesmuseum: VM 4891  
 Foto: I. Veit /  
 BS Landesmuseum



ten Motive lassen sich durchaus auf die Stickmustervorlagenbücher des 16. Jahrhunderts zurückführen. Diese Muster stehen in der Tradition der bürgerlichen Stickmustertücher. Sie sind z. T. gegenüber ihren ursprünglichen Vorlagen sehr stark vereinfacht und stilisiert, außerdem bleiben sie verhältnismäßig klein im Gegensatz zu den später bevorzugten Blumenstraußmustern, die die Charakteristika des zweiten Entwicklungsstranges ausmachen. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hört die Verwendung der Kreuzstichmuster auf, und es treten nur noch Plattstichmuster auf. Die Motivik beschränkt sich lediglich auf Blumensträuße in Vasen oder Körben oder auf Blumentöpfe. Bei diesem Motiv sind im Gegensatz zu den Kreuzstichmustern, die oberflächlich-bürgerlicher Herkunft sind, keine Querverbindungen zu bürgerlichen Vorbildern feststellen. Stattdessen setzt im 19. Jahrhundert eine freie Entfaltung, was die Größe der Muster angeht, und eine zunehmende Stilisierung bezüglich der künstlerischen Gestaltung ein. Die Herkunft bzw. die Vorlage für das Blumenstraußmuster ist bis jetzt noch unbekannt. Jedoch dürfte dieses schon länger in Gebrauch gewesen sein, bevor es das erste Mal auf Zierhandtüchern zu sehen ist. Tulpen- und Nelkensträuße sind am Ende des 18. Jahrhunderts auf volkstümliche Möbel der Gegend westlich vor Braunschweig zur Dekoration aufgemalt worden.

Auffällig ist, daß die Trauerhandtücher in Plattstichtechnik nicht mit religiösen Themen bestickt sind, sondern mit den gleichen Blumenmotiven wie die farbigen Handtücher, abgesehen von dem einen mit der Darstellung des „Lamm Gottes“, während auf den Zierhandtüchern in Kreuzstichtechnik und auch auf älteren Stickmustertüchern aus dem Braunschweiger Raum religiöse Motive zu finden sind. Offenbar werden die Muster ohne eingehendere Reflektion übernommen und wiederholt. Die Herkunft der Stickvorlagen ist – wie gesagt – bis jetzt nicht geklärt. Im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums befinden sich aber sieben Zeichnungen von einem Mädchen aus Dibbesdorf, die sie zum Besticken von

Aussteuerwäsche, die sich im Familienbesitz erhalten hat, benutzte. Es handelt sich um Paradehandtücher, ein Bräutigamshemd, ein Bettlaken für ein Brautbett, ein Leibband und ein Schultertuch. Die Zeichnungen sind auf grünlichen Papierblättern mit einer Größe von ca. 40 cm x 32 cm angefertigt, mit Bleistift vorgezeichnet und mit brauner Tinte nachgezogen. Die floralen Motive sind aus Zirkelschlägen und Achsenspiegelung entwickelt. Zwei Motive zeigen große Blumensträuße und vier Muster Blumenkränze, welche aus Tulpen, margeritenähnlichen Blumen, eichenlaubähnlichen Blättern und kleinen Eicheln zusammengesetzt sind. Ob die Zeichnungen von dem Mädchen aus Dibbesdorf, das 1839 geheiratet hat, frei entworfen oder irgendwo abgezeichnet sind, ließ sich bislang nicht klären.

Diese Muster aus Dibbesdorf weichen in ihrer Gestaltung sehr von denen aus der Gegend westlich von Braunschweig ab. Das Motiv des Blumenkranzes tritt in der Region um Bortfeld nur fünfmal auf. Anscheinend werden in der Gegend östlich von Braunschweig andere Stickmuster und Handtüchertypen bevorzugt als auf der westlichen Seite, wie bereits die Zeichnungen aus Dibbesdorf zeigen. Die Handtücher sind keine Endlos- oder Rollhandtücher, sondern große Damasthandtücher mit eingewebten Mustern am Rand und in der Mitte des Tuches. Die Handtücher werden mittels dreier Schlaufen an der oberen Kante aufgehängt. Die Stickerei ist unter der oberen Kante in der Mitte des Handtuches angebracht und in den Techniken des Kreuz-, Platt- und Knötchenstichs gearbeitet. Monogramme und Jahreszahlen sind im Kreuzstich ausgeführt. Herzen mit Blütenblättern und Blumen, meistens Tulpen, Doppelhenkelvasen und Kartuschen werden als stark stilisierte Muster verwendet, die schon im 18. Jahrhundert bekannt waren und sich z. T. sogar noch weiter zurückverfolgen lassen. Die Muster sind vergleichsweise zu den Stickereien aus der Gegend westlich von Braunschweig sehr klein (Abb. 7). Es wird rotes, mittelblaues und schwarzes Leinengarn verwendet. Ein Handtuch, welches zur Trauer bestimmt war, ist nur mit schwarzem Garn bestickt, während die anderen Tücher zweifarbig – meistens mit Rot und Blau oder mit Rot und Schwarz – verziert sind.

Im Vergleich zu den Zierhandtüchern aus der Gegend westlich von Braunschweig sind diese Handtücher vom Typ und Stil der Stickerei ganz anders. Offenbar scheinen im Braunschweigischen Land durchaus kleinräumige regionalspezifische Unterschiede in der Sachkultur zu bestehen, wie sich schon am Beispiel der bestickten Zierhandtücher zeigt, die ja nur einen kleinen Teil des volkstümlichen Sachgutes ausmachen.

#### *Literaturhinweise*

- Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1901<sup>2</sup>.  
 Wilhelm Bornstedt: Das braunschweigische Dorf Bortfeld und seine bäuerlichen Baudenkmäler mit besonderer Berücksichtigung des Heimathauses des Landkreises Braunschweig, 1969.  
 Bernward Deneke: Volkskunst. Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, München 1979.  
 Thérèse Dillmont: Encyklopaedie der weiblichen Handarbeiten, Dornach o. J.  
 Franz Fuhse: Beiträge zur Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1911.  
 Nina Gockereil: Stickmustertücher, München 1980.  
 Ernst Schlee: Die Volkskunst in Deutschland, München 1978.  
 Eva Stille: Trautes Heim, Glück allein. Gestickte Sprüche für Haus und Küche, Frankfurt 1979.  
 Mechthild Wiswe: Bemalte volkstümliche Möbel aus dem südöstlichen Niedersachsen. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 38, Braunschweig 1983.  
 Ulrike Zischka: Stickmustertücher aus dem Museum für Deutsche Volkskunde, Berlin 1978.

# *Himmelsbriefe und Gredoria als Dokumente der Volksfrömmigkeit*

Von Jörg Rohé

Was ist ein Himmelsbrief oder ein Gredoria? Diese Frage ist berechtigt, denn nur wenige kennen das Original eines Himmelsbriefes oder haben einen „Neuruppiner Bilderbogen Nr. 202“, der auch Gredoria genannt wird, gesehen. Himmelsbriefe sind Produkte des Aberglaubens, deshalb blieben sie lange Zeit von der Wissenschaft unbeachtet. Dies änderte sich erst in unserem Jahrhundert. Von Seiten der Kirche hat zuerst Pfarrer Lic. Dr. Kirchner in seiner Schrift „Wider die Himmelsbriefe. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde. Leipzig-Gohlis 1908“ vier Himmelsbriefe, darunter auch den Gredoria, einer kritischen Würdigung unterzogen. Völliges Licht in Ursprung, Entwicklung und Bedeutung der Himmelsbriefe brachte aber dann Prof. Stübes Schrift „Der Himmelsbrief. Ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte. Tübingen 1918“. Ihm verdanken wir auch die Aufsätze unter den einschlägigen Stichworten im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin und Leipzig 1931/32“. Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, Himmelsbrief und Gredoria vor dem Hintergrund der Volksfrömmigkeit zu sehen und zu beurteilen. Was aber ist Volksfrömmigkeit? Sie ist ihrem Wesen nach Gläubigkeit, und zwar eine Gläubigkeit, die Glauben sowohl als auch Aberglauben umfaßt. Die Volksfrömmigkeit umfaßt den gesamten Lebensbereich der einzelnen Menschen, der Familien, ja auch der Gesellschaft. Sie spiegelt sich namentlich in den Sitten und Gebräuchen des Volkes wieder. Sie wird gegenständlich in den Attributen christlicher Feiertage zum Beispiel in der Weihnachtskrippe, im Weihnachtsbaum, aber auch im Osterhasen. Die Volksfrömmigkeit ist mehr als Folklore oder Konservatismus. Hören wir, wie in Meyers Enzyklopädischem Lexikon (Bd. 24, S. 671) der Begriff „Volksfrömmigkeit“ definiert wird: „Sie ist die auch „Religion der Tiefe“ genannte Frömmigkeit, die sich von der offiziellen dadurch unterscheidet, daß in ihr Reste früherer Zeiten und untergegangener Religionen lebendig geblieben sind“. Sehen wir von dem schwierigen Begriff „Religion der Tiefe“ ab, so besagt diese Definition, daß die Frömmigkeit des Volkes praktisch vom herrschenden Glauben so gut wie vom nicht anerkannten Glauben genährt wird. Ohne über die Qualität zu sprechen, ist die Bezeichnung „Aberglaube“ die Kennzeichnung des unterlegenen Glaubens durch den herrschenden Glauben. Die Bezeichnung der Volksfrömmigkeit als Religion der Tiefe mag damit zusammenhängen, daß die abergläubische Komponente der Volksfrömmigkeit meist verdeckt oder geleugnet wird. Es sagt ja auch heute noch niemand, weshalb die Kerzen, die bei einer Trauerfeier auf dem Sarg stehen, nicht ausgelöscht werden dürfen. An diesem einen Beispiel wird deutlich, daß im Konfliktfalle, sei es Krankheit, Krieg oder Tod, aus uraltem Erbgut magische Vorstellungen aufsteigen und das christliche Vertrauen auf Gott blockieren können. Mit Recht lehrt Martin Luther in seiner Erklärung des ersten Gebots im Großen Katechismus (Bekenntnis-Schriften, Bd. 2, S. 560): „Worauf du nun dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott“. Es ist klar, daß der christliche Glaube einen kompromißlosen Kampf gegen den Aberglauben führen muß. Ebenso ist aber klar, daß dieser Kampf unentschieden bleibt. An den Beispielen von Himmelsbrief und Gredoria werden wir dieses Ringen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg verfolgen können. Nach Lage der Quellen wer-

den wir uns auf Norddeutschland beschränken, dabei aber das Land Braunschweig besonders berücksichtigen.

Der Himmelsbrief, von eigener Hand geschrieben oder in der Familie vererbt, wurde sorgsam gehütet, immer wieder abgeschrieben und nur selten einem Fremden gezeigt. Ich betrachte es als einen Glücksfall, daß ich vor einigen Jahren in Greene (jetzt Ortsteil Flecken Greene von Kreiensen, Kreis Northeim) bei einer eingesessenen Familie einen handgeschriebenen „Haus- und Schutz-Brief“ kennen lernte. Wie die Besitzer des Briefes mir versicherten, soll der Brief um 1914 von einem Familienmitglied geschrieben worden sein. Wahrscheinlich wurde er einem Angehörigen, der in den Krieg zog, mitgegeben. Dazu hat Heinz-Bruno Krieger in seinem Buch „Elmsagen“ (S. 185) folgenden Bericht aus Königslutter beigetragen: „Als 1870/71 viele Luttersche mit in den Krieg gezogen sind, haben sie Himmelsbriefe mit ins Feld genommen. Dieselben wurden in einem Beutel auf der Brust getragen und haben ihre Besitzer gegen Hieb und Stich geschützt.“ Er berichtet weiter: (a. a. O. S. 185) „Als junger Bursche kam ich einmal mit meinem Freunde des Abends zur alten Mutter Siedentopf in die Mittelgasse zu Königslutter, um Tee für dessen kranke Großmutter zu holen. Da sitzt die alte Siedentopf am Tische und schreibt. Wie wir nun an der Tür stehen, sagt sie uns, daß sie Himmelsbriefe abschreiben würde. Auf Befragen antwortete die alte Frau, daß diese Briefe demjenigen, der einen solchen bei sich trüge, vor Tod und Gefahr helfen würde. Man müsse aber, wenn man sich einen solchen Himmelsbrief besorgen würde, diesen wiederum dreimal abschreiben und weitergeben, sonst bringe dieser dem Besitzer kein Glück.“ Demnach hatte also die Verbreitung der Himmelsbriefe eine gewisse Ähnlichkeit mit dem sogenannten Schneeballsystem. Auf einem „Haus und Schutz Brief“, den eine Frau aus Süpplingenburg 1914 für ihren Schwiegersohn geschrieben hat, – der Brief befindet sich im Landesmuseum in Braunschweig – steht ein von anderer Hand geschriebener Vermerk: „Der Brief mußte fortlaufend (in einem Zuge) geschrieben werden. Fehler durften nicht verbessert werden.“ Es wäre eine interessante Aufgabe, die Überlieferung der handgeschriebenen Himmelsbriefe aufgrund der Schreibfehler und anderer Varianten zurückzuverfolgen. Leider läßt das zu knappe Material dies nicht zu.

Eine andere Variante stellen die gedruckten Himmelsbriefe dar. Sie gehören zu der Gruppe der Bilderbogen, deren Ursprung auf die Einblattdrucke des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgeht. Schon im 17. Jahrhundert begann sich die Produktion dieser Einblattdrucke in einen großbürgerlich-höfischen und in einen kleinbürgerlich-ländlichen Zweig zu gliedern. Dementsprechend war auch die Drucktechnik verschieden. Während die anspruchsvollen Kunden Kupferstiche oder Radierungen angeboten bekamen, mußten sich die einfachen Kunden mit den billigen, nach Schablonen kolorierten Holzschnitten begnügen. So druckte auch der Neuruppiner Buchbindermeister Johann Bernhard Kühn, der sich 1791 ein Druckerprivileg verschafft hatte, bis 1815 seine Bilderbogen als kolorierte Holzschnitte. Sein Sohn, Gustav Kühn, der den Betrieb des Vaters 1815 übernahm, führte das Unternehmen mit Erfolg weiter. Er führte auch 1825 die Lithographie in seinem Betriebe ein. In seiner Wirkungszeit entwickelte sich Neuruppin zum „bedeutendsten Zentrum der Bilderbogenherstellung in Deutschland“, wie Professor Kohlmann im Katalog zur Ausstellung „Neuruppiner Bilderbogen“, Berlin 1981, (S. 14) schreibt. Der einzige Neuruppiner Holzschnittbogen aus der Sammlung des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin-Dah-



Ich Christ ist in diesen ist  
 Im Wort, da man von Jesu liest.  
 Ich gibt dich und Seligkeit  
 Dem, der ihm dient allezeit.  
 Wer sich des Namens Jesu nicht,  
 Der wird durch Jesum Christ nicht.  
 Ich, den lieben Kirchens,  
 Dem heiligen Geiste,  
 Der dich und dich! O Jesu mich,  
 Schick' du mich durch deinen Schick.  
 Ich bin, Herr Jesu, deine Hand,  
 Die aus Welt, Luthi, dich nicht schick.



Gott ist der Tod, unendlich ist der Tod,  
 Die Welt und Mensch weiß man,  
 Was man mit Gott und Gott hat:  
 Das ist der Tod, der letzte ist.  
 Im Leben hat man Gott,  
 Das ist der Tod, der letzte ist.

Freu dich von Jesu in Schwere,  
 Das ist die ganze Weltmacht.  
 So geht es in die Welt,  
 Das ist die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.

Als Gott, der ganze Gott besetzt,  
 Der Gott, der Gott und Welt,  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.  
 Ich dich die Welt, ich dich die Welt.

## Himmels Brief,

welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben, und ist zu sehen in der Michaelis-Kirche zu St. Germain, wird genannt Gredoria,  
 also der Brief über der Laufe schwebt. Wer ihn angreifen will, von dem weicht er, wer ihn aber abschreiben will, zu dem  
 neiget er sich und thut sich selbst auf.

Ich gebiete ich euch, daß ihr des Sonntags nicht arbeitet an euren Häusern, und  
 sonst keine Arbeit thut, sondern sollt täglich zur Kirche gehen und mit Andacht  
 hören, eure Häuser nicht schmeißen, und Hofsager in der Welt treiben, und von eurem  
 Reichthum den Armen mittheilen und glauben, daß ich diesen Brief von meiner Hand,  
 in JESU CHRISTO, ausgesandt, damit ihr nicht thut wie die unvernünftigen Thiere.  
 Ich gebe euch jede Tage, eure Arbeit fortzusetzen, und am Sonntage früh in die Kirche  
 zu gehen, die heilige Predigt und Gottes Wort zu hören; werdet ihr das nicht  
 thun, so will ich euch strafen mit Pestilenz, Krieg und schwerer Zeit. Ich gebiete euch,  
 daß ihr des Sonntags nicht zu spät arbeitet, des Sonntags früh in der Kirche mit  
 jedermann, Jung und Alt, anständig für eure Sünden bereit, damit ihr euch vergehen  
 werdet. Schmeißt nicht hochzeitig der neuen Namen, begehrt nicht Silber oder Gold,  
 und sehet nicht auf fleischliche Ehre und Vergnügen: denn sobald ich euch erschaffen habe, so-  
 bald kann ich euch auch wieder vernichten. Einer soll den andern nicht tödten mit der Zunge,  
 und selber nicht falsch gegen euren Nächsten hinter dem Rücken sein. Freuet euch eu-  
 rer Güter und eures Reichthums nicht. Euer Vater und Mutter. Aber nicht falsch  
 Zwangst wider euren Nächsten, so gebe ich euch Gesundheit und Segen. Wer aber  
 diesen Brief nicht glaubt, und sich danach nicht richtet, der wird sein Glück und Se-  
 gen haben. Dieser Brief soll einer dem andern geschrieben oder gedruckt zukommen  
 lassen: und wenn ihr so viel Sünden gethan hättet, als Sand am Meer, Laub auf  
 den Dächern und Sterne am Himmel sind, so soll ich euch vergeben werden, wenn ihr  
 glaubt und thut, was dieser Brief euch lehrt und sagt; wer das aber nicht glaubt,  
 der soll sterben. Verleugert euch, oder ihr werdet ewiglich geringert werden, und ich  
 werde euch fragen am jüngsten Tage, dann werdet ihr mit Äußerst müssen we-  
 gen eurer vielen Sünden. Wer den Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt,  
 dem wird kein Donnerwetter schaden, und ihr sollt vor Feuer und Wasser behütet wer-  
 den. Welche Frau den Brief bei sich trägt, und sich danach richtet, die wird eine  
 tüchtige Frau und fleißigen Arbeit auf die Welt bringen. Haltet meine Gebote,  
 die ich euch durch meinen Engel Michas gebracht habe.

### Ein schönes christliches Gebet, alle Tage und Stunden zu beten.

Gott, der du heute dich im Himmel dich zu wohnen. Gott Vater, Sohn und Geist, auf die dich ruhen an.  
 Im Namen des Vaters, Amen.

Ich gebiete, Hoffnung erhebet. Ich Gott ich dich, verlaß mich nicht. Wer  
 Gott vertraut, hat wohl gebaut, den will es nicht verlassen; ob schon die Feinde  
 dich verfolgen und hassen, so trau auf Gott, er wird dich auch in seiner Hand ver-  
 lassen. Je größer die Noth, je näher ist Gott. Trist und ich, Gott und die Noth,  
 nicht verlaß. Gottes Güte und Treue ist alle Morgen neu. Was Gott thut erquickt,  
 kann niemand unterdrücken; Gott läßt die Seinen sinken, aber nicht ertrinken. Ich  
 trau auf Gott allein, menschliche Hilfe ist zu klein; Gott weiß wohl Hilfe und Rath,  
 wenn Menschenhilfe ein Ende hat. Mit Gott sang deine Seelen an, so wird es ge-  
 tes Fortgang sein. Gott hat vor Augen und sein Wort, dann geht die Welt so hier  
 als dort. Wer willig aiebt den Armen, denen wird sich Gott erbarmen. Wer zum  
 Himmel ist reform, stehen täglich Dämonen und Dornen. Jammert, Kreuz, Leid,  
 Angst und Noth ist alle Christen täglich. Ich Unglück hat ein Löwenmuth, auf  
 Gott trau, es wird werden gut, so best, die man hoffen thut. Je der Herr Jesu,  
 Gottes Sohn, steht meines Herzens Freund und Bonn. Mein Kuhn, mein Trost,  
 mein höchstes Gut, ist mir, Herr Christ, dein theures Blut. Segn' und sorg nicht zu  
 viel, es geschieht doch, was Gott haben will. Der Christen Herz auf Noth gebe,  
 wenn's mitten untern Kreuz steht. Arzney nicht im Kreuz dein, nach Regen folgt  
 Sonnenschein. Herr Jesu, der sehr Name den, erquickt mir die Seele mein. Herr  
 Jesu Christ, mein Trost und Freund, ich trau' auf dich in jeder Zeit. O frommer  
 Christ, hier leid' und leid', bald kommt darauf die gute Zeit. Weidlich kommt der  
 wohl über Noth, der aller Noth ein Ende macht. Kirchengespen verlaßt nicht, Al-  
 lein geben armer nicht. Gute rein, und schick dich klein; arbeite sein, trau' Gott  
 allein, die Sorge laß Gott besorgen sein! Amen.  
 Nicht Zweifel, Welt und Tod soll mich von Jesu trennen,  
 Denn Jesus ist mein Schutz, ich bin in seinen Händen.

Abb. 1 Gedruckter Himmelsbrief  
 Ältere Form (vor 1815) aus der Offizin von Kühn in Neuruppin  
 Reproduktion nach Original

lem, der in jener Ausstellung gezeigt wurde, war ein Himmelsbrief ohne Nummer, laut Ka-  
 talog „um 1815“ datiert. Gertraud Zaepernick schreibt in ihrem Sammelwerk „Neuruppiner  
 Bilderbogen der Firma Gustav Kühn, Leipzig 1972“ über den gleichen Bilderbogen: „Nach  
 einer Werkstattüberlieferung handelt es sich bei diesem Blatt um einen der ältesten Bogen.  
 Er gehört zu den wenigen erhaltenen Neuruppiner Bilderbogen, die in der Zeit vor 1815 ent-  
 standen sind.“ Genauer wird sich die Entstehungszeit wohl nicht bestimmen lassen. Profes-

sor Kohlmann meint (a. a. O. S. 70): „Schon Johann Bernhard Kühn hatte nach Erteilung des Druckerprivilegs gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei den ersten Neuruppiner Bilderbogen die religiösen Motive bevorzugt,“ und er fährt fort: „Der Himmelsbrief geht auch auf Johann Bernhard Kühn zurück und wird über viele Jahrzehnte, später in etwas veränderter Form weitergedruckt.“ Warum haben Vater und Sohn an dieser Produktion festgehalten, obwohl sie deshalb im Laufe der Zeit in Konflikt mit Staat und Kirche gerieten? Wir dürfen auf das Urteil Theodor Fontanes vertrauen, der als guter Ortskenner in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (a. a. O. S. 123) schreibt: „In jedem Augenblick zu wissen, was oben aufschwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war unausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip und Aufgabe der Ruppiner Offizin.“ Wir kennen den unmittelbaren Anlaß nicht, der den gedruckten Himmelsbrief entstehen ließ, aber wir werden ihn in den Napoleonischen Kriegen suchen müssen. Obwohl die Bilderbogen wie alle Presseerzeugnisse der Zensur unterlagen, scheinen sie anfangs nicht beanstandet worden zu sein. Dies änderte sich jedoch um 1850, wahrscheinlich, weil die Himmelsbriefe durch ihre starke Verbreitung auffällig wurden. Elke Hilscher hat in ihrem Buch „Die Bilderbogen im 19. Jahrhundert, München 1977“ die Akten der Königlichen Regierung in Potsdam ausgewertet und beschreibt die Maßnahmen der Behörde (S. 229): „Über die Betriebsrevision bei Gustav Kühn im Mai 1851 berichtete der Landrat an die Regierung in Potsdam wegen des inkriminierten Bilderbogens „Haus- und Schutzbrief“, wobei dieser weniger als „gotteslästerlich“, sondern eher „als ein den Aberglauben beförderndes Amulett“ bezeichnet wurde.“ Es scheint aber nichts gegen die Firma Kühn unternommen worden zu sein, denn es gingen noch 1853 und 1860 von kirchlichen Stellen Anzeigen gegen den „Haus- und Schutzbrief“ ein (Hilscher, a. a. O. S. 229).

Kirchliche Stellen, vor allem aber die Pfarrer, haben getan, was sie konnten, um die Verbreitung der Himmelsbriefe zu verhindern. Ludwig Strackerjan schreibt in seinem Buche „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg 1909 (S. 61)“, daß ein Geistlicher über den Aberglauben predigte und die Leute in der Gemeinde aufforderte, ihm die in den Häusern befindlichen Himmelsbriefe ins Haus zu bringen. Er erhielt ungefähr einen halben Scheffel voll, und es waren längst nicht alle der Aufforderung gefolgt. Strackerjan berichtet auch, (a. a. O. S. 61) „daß es noch zurzeit (man bedenke, daß die erste Auflage seines Buches 1867 erschien) Gemeinden gibt, in denen man kein Dienstmädchen finden kann, das nicht die Innenseite des Deckels seines Koffers mit einem Neu-Ruppiner Himmelsbrief beklebt hat.“ Solche Vorkommnisse sind aber nicht nur für Oldenburg typisch gewesen. Carly Seifarth schreibt in „Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, Reprint Hildesheim und New York 1979“ (S. 143), daß „die Himmelsbriefe, die dem Träger vor allem Schutz gegen Verwundung durch Hieb, Stich und Schuß zusichern, sich in den Jahren 1866 und 1870/71 im Tornister und auf der Brust gar mancher unserer sächsischen Soldaten befanden. Ja es kam vor, daß sämtliche ausziehenden Krieger des erzgebirgischen Dorfes Z. einen Himmelsbrief bei sich trugen“, wie Seifarth aufgrund der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Band II, 1900, schreibt. So kann es uns auch nicht wundern, daß Eduard Damköhler im Braunschweigischen Magazin, Jahrgang 1906, Nr. 11 (S. 131), berichtet, daß die meisten vom Harze stammenden Soldaten im letzten französischen Kriege einen Himmelsbrief bei sich getragen haben sollen. Überhaupt haben der Krieg und die mit ihm verbundenen Gefahren für Leib und Leben eine wesentliche Rolle bei der Verbreitung

abergläubischer „Zauberzettel“ gespielt. Dies betont Adolf Wuttke in seinem Buch „Der Deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Berlin 1900“ (S. 178), wenn er schreibt: „Aus dem Schreiben der Zauberzettel haben manche Leute eine gute Einnahme. Viele zum Sonderbundskrieg 1847 einberufene Schweizer ließen sich bei einem alten Mann hieb-, stich- und kugelfest machen. Ja wegen des großen Bedarfs werden die Formeln auch gedruckt und lithographiert, z. B. auch in Hamburg 1849 zur Zeit des Krieges mit Dänemark, wo die deutschen Soldaten solche Zettel zu tausenden kauften u. bei sich trugen oder sie verschluckten, um sich gegen Schuß u. Hieb „fest“ zu machen. (Wir werden auf diese Feststellung noch zurückkommen) Ebenso war es bei dem Kriege in Italien 1859, wo ein süddeutscher Buchhändler solche Zauberzettel ausgehen ließ, deren Hersagung vor aller Leibes- und Todesgefahr vollkommen sichere. Auf den böhmischen Schlachtfeldern 1866 wurden viele solcher Zettel gefunden, u. sie wurden auch 1870 in den Krieg mitgenommen.“ Wichtig wäre gewesen zu erfahren, ob die Zauberzettel, die auf den böhmischen Schlachtfeldern gefunden wurden, vor Beginn der Schlacht weggeworfen worden waren, wie auch sonst Soldaten Spielkarten und Würfel vor Beginn des Kampfes wegzuerwerfen pflegten, oder ob die Zettel bei Toten und Verwundeten gefunden wurden. Leider erfährt man darüber nichts. Die Neuruppiner Himmelsbriefe werden von Wuttke nicht erwähnt. Dies spricht dafür, daß sie mit den erwähnten Zauberzetteln nicht identisch sind. Auch fehlen den gedruckten Himmelsbriefen die für die geschriebenen Himmelsbriefe typischen Beschwörungen der Waffen. Interessant ist, daß die Vervielfältigung der Zauberzettel durch Druck und Lithographie von Wuttke ausdrücklich bestätigt wird. Dies führt uns wieder zur Tätigkeit der Firma Gustav Kühn. Daß die Himmelsbriefe dieser Firma nicht nur in den Jahren um 1850 und 1870, sondern auch noch im 20. Jahrhundert produziert wurden und Gewinn brachten, läßt sich aus folgender Tatsache schließen. Der thüringische Pfarrer Lic. Dr. Kirchner erklärte in seiner schon erwähnten Schrift von 1908 (a. a. O. S. 71) gegenüber der Firma Kühn: „Gleichwohl habe ich die Absicht, mich mit dem Herrn Verleger der Gredoria in Verbindung zu setzen und bei ihm dahin vorstellig zu werden, daß er den Himmelsbrief künftig nicht mehr verlegt, wenn er sich nicht dazu entschließen kann, den noch vorhandenen Vorrat zu vernichten.“ Kirchner fügt die Fußnote an: „Ist indes geschehen. Auf die eigenartige freundliche Ablehnung ists für diese Auflage nicht mehr möglich einzugehen.“ Man kann diese Ablehnung nur so deuten, daß die Neuruppiner Firma mit den Himmelsbriefen nach wie vor gute Gewinne machte und deshalb alle moralischen Erwägungen beiseite schob.

Der Himmelsbrief aus Neuruppin liegt in zwei Fassungen vor. Die ältere Fassung ist ein Bilderbogen ohne Nummer, etwa 41 cm hoch und 34 cm breit, mit einem kolorierten Holzschnitt, der einen Engel mit Sternenkranz, Posaune und Palmzweig vor einer strahlenden Sonne zeigt. Die jüngere Fassung ist nach 1825 entstanden, denn das Engelsbild ist eine Lithographie. Das im Museum für Deutsche Volkskunde aufbewahrte Exemplar ist um 1870 entstanden. Es hat annähernd die gleichen Maße wie die ältere Fassung. Am unteren Rande befindet sich die Werk-Nummer 202 und das Impressum „Druck und Verlag von Gustav Kühn in Neuruppin.“ Ein solcher Bogen muß Pfarrer Kirchner vorgelegen haben, denn er beschreibt die Engelsgestalt so, wie sie auf dem Berliner Exemplar zu sehen ist (a. a. O. S. 18): „Eine fliegende Engelsgestalt mit einem roten Überwurf über die linke Schulter, der bis zu den Füßen reicht. Über der rechten Schulter zeigt sich ein breites blaues Band, das jedoch nicht recht ersichtlich wie – in eine doppelte Hüftscharpe ausläuft. Alles an der Gestalt ist



aufs Fliegen angelegt: die hellblauen Flügel, die wehenden Bänder, die nach beiden Seiten wallenden Haare. An der Richtung der Flügel und Bänder participieren sogar die mit der Rechten gehaltene goldene Posaune und die von der Linken emporgeschwungene Friedenspalme. Zwischen Palme und Engelskopf sind 8 Sterne angebracht. Der Engel selbst schwebt über dem Auge Gottes, von dem wie von einer Sonne starke Lichtstrahlen ausgehen.“ Diese wirkungsvolle Engelsgestalt ist in der älteren wie in der jüngeren Fassung auf beiden Seiten von je zwei religiösen Gedichten eingefaßt. Die Gedichte lauten: nach Zaepernick Bogen Nr. 1:

*Jesus Christus zu finden ist / Im Wort, da man von Jesu lies't. / Jesus giebt Heil und Seligkeit / Dem, der ihm dienet allezeit. / Wer sich des Namens Jesu tröst't, / Der wird durch Jesum Christ erlös't. Jesu, dem lieben Kindelein, / Dem herzlieben Jesulein / Sey Lob und Preis! O Jesu mild, / Schütz' du uns stets durch deinen Schild. / Gieb uns, Herr Jesu, deine Gnad', / Daß uns Welt, Teufel, Tod nicht schad'.*

(links unten)

*Gewiß ist der Tod, ungewiß ist der Tag, / Die Stund' auch niemand wissen mag, / Drum trau' auf Gott und denk' dabei: / Daß jede Stund die letzte sey. / Im Leiden habe guten Muth, / Und liebe den, der Leid dir thut.*

(rechts oben)

*Freu dich von Herzen in Schwachheit, / Das ist die ganze Vollkommenheit. / So geht es zu in aller Zeit, / Thu mir die Lieb', ich thu dir Leid, / Hilf mir auf, ich stoß dich nieder, / Ehr' mich groß, ich schänd' dich wieder. / Sage nicht alles, was du weißt, / Glaube nicht alles, was du hörst, / Richte nicht alles, was du siehst.*

(rechts unten)

*Ach Gott, dies ganze Haus bewahr, / Vor Feuer, Schaden und Gefahr. / Mit Gnad' und Segen über uns walt' / Und uns dein reines Wort erhalt'. / Herr Jesu! durch den Namen dein / Gieb mir ein selig Stündelein; / Siehe mir bei am letzten End', / Nimm meine Seel' in deine Händ'.*

Dem Anschein nach sind diese Gedichte im Hause Kühn entstanden. Der eigentliche Brief wird in der älteren Fassung mit einer markanten Überschrift eingeleitet: Himmels=Brief, welcher mit güldenen Buchstaben geschrieben, und ist zu sehen in der Michaelis=Kirche zu St. Germain, wird genannt Gredoria, allwo der Brief über der Taufe schwebt. Wer ihn angreifen will, von dem weicht er, wer ihn aber abschreiben will, zu dem neiget er sich und thut sich selbst auf. — Die jüngere Fassung hat nur die gekürzte Überschrift: Himmels-Brief, Wird genannt Gredoria. Es ist möglich, daß die kürzere Überschrift vom Verlag gewählt wurde, um Maßregelungen durch die Zensurbehörde zu vermeiden. Die längere Überschrift zeigt, aus welchen sehr, sehr alten Quellen der Verlag Kühn geschöpft hat. Es handelt sich um die sogenannten Sonntagsbriefe, deren Tradition bis ins 6. Jahrhundert zurückreicht. Schon im ältesten Sonntagsbrief wird behauptet, er sei von Christus selbst geschrieben und auf St. Peters Altar in Rom vom Himmel niedergefallen, schreibt R. Stübe im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens Bd. VIII Sp. 102 und fährt fort: „Erst mit Entstehung einer dritten Gestalt ist der Sonntagsbrief in weitester Verbreitung bis heute wirksam geworden. Alle sogenannten „Himmelsbriefe“ sind Varianten dieser dritten Fassung . . . Charakteristisch ist für diese dritte Fassung, daß die Erscheinung des Briefes ins Wunderbare gesteigert wurde, daß mit dem Sonntagsgebot allgemeine moralische Mahnungen verbunden werden . . . Für die neueste Zeit ist der Himmelsbrief seit 1791, mit dem Beginn der Revolutionskriege, aktuell geworden.“ Was einst als ernstgemeinte Polemik für eine strenge Heiligung des Sonntags begann, ist demnach im Laufe der Zeiten zum obskuren Himmelsbrief pervertiert. Der Text des Himmelsbriefs vom Typ Gredoria geht nach Profes-

sor Kohlmann (a. a. O. S. 70) auf eine lateinische Fassung des 8. Jahrhunderts zurück. Seit dem 15. Jahrhundert liegt er in deutscher Übersetzung vor. Wie der Verlag Kühn an den Text gekommen ist, wissen wir nicht. Der Wortlaut ist in beiden Fassungen folgender:

*Also gebiete ich euch, daß ihr des Sonntages nicht arbeitet an euren Gütern, und sonst keine Arbeit thut, sondern sollt fleißig zur Kirche gehen und mit Andacht beten, eure Haare nicht kräuseln, und Hoffahrt in der Welt treiben, und von eurem Reichthum den Armen mittheilen und glauben, daß ich diesen Brief von meiner Hand, in JESU CHRISTO, ausgesandt, damit ihr nicht thut wie die unvernünftigen Thiere. Ich gebe euch sechs Tage, eure Arbeit fortzusetzen, und am Sonntage früh in die Kirche zu gehen, die heilige Predigt und Gottes Wort zu hören; werdet ihr das nicht thun, so will ich euch strafen mit Pestilenz, Krieg und theurer Zeit. Ich gebiete euch, daß ihr des Sonnabends nicht zu spät arbeitet, des Sonntags früh in der Kirche mit jedermann, Jung und Alt, andächtig für eure Sünden betet, damit sie euch vergeben werden. Schwöret nicht boshaftig bey meinem Namen, begehret nicht Silber oder Gold, und sehet nicht auf fleischliche Lüste und Begierden: denn sobald ich euch erschaffen habe, sobald kann ich euch auch wieder zernichten. Einer soll den andern nicht tödten mit der Zunge, und sollet nicht falsch gegen euren Nächsten hinter dem Rücken seyn. Freuet euch eurer Güter und eures Reichthums nicht. Ehret Vater und Mutter. Redet nicht falsch Zeugniß wider euren Nächsten, so gebe ich euch Gesundheit und Segen. Wer aber diesen Brief nicht glaubet, und sich darnach nicht richtet, der wird kein Glück und Segen haben. Diesen Brief soll einer dem andern geschrieben oder gedruckt zukommen lassen: und wenn ihr soviel Sünden gethan hättet, als Sand am Meere, Laub auf den Bäumen und Sterne am Himmel sind, sollen sie euch vergeben werden, wenn ihr glaubet und thut, was dieser Brief euch lehret und sagt; wer das aber nicht gläubet, der soll sterben. Bekehret euch, oder ihr werdet ewiglich gepeinigt werden, und ich werde euch fragen am jüngsten Tage, dann werdet ihr mir Antwort geben müssen wegen eurer vielen Sünden. Wer den Brief in seinem Hause hat oder bey sich trägt, dem wird kein Donnerwetter schaden, und ihr sollt vor Feuer und Wasser behütet werden. Welche Frau den Brief bey sich träget, und sich danach richtet, die wird eine liebliche Frucht und fröhlichen Anblick auf die Welt bringen. Haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe.*

Ergänzt wird dieser Himmelsbrief auf der gegenüberliegenden Hälfte des Bogens durch „ein schönes christliches Gebet, alle Tage und Stunden zu beten“. Es wird eingeleitet durch einen gereimten Vierzeiler:

*„Gott, der du deine Lust im Himmel hast zu wohnen, Im Wesen einig bist, dreieinig in Personen: Gott Vater, Sohn und Geist, all' die dich rufen an, Kein Gott mir ohne dich den Himmel geben kann.“*

Das nun folgende Gebet ist eigentlich kein Gebet, sondern eine Sammlung von 27 gereimten Sprüchen. Es lautet:

*„GOTT bescheret, Hoffnung ernähret. Ach Gott ich biitt', verlaß mich nicht. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, den will er nicht verlassen; ob schon die Feinde dich verfolgen und hassen, so trau auf Gott, er wird dich auch in keiner Noth verlassen: Je größer die Noth, je näher ist Gott. Trink und iß, Gott und die Armen nicht vergiß. Gottes Güt' und Treu' ist alle Morgen neu. Was Gott tut erquicken, kann niemand unterdrücken; Gott läßt die Seinen sinken, aber nicht ertrinken. Ich trau auf Gott allein, menschliche Hülfe ist zu klein; Gott weiß wohl Hülfe und Rath, wenn Menschenhülff' ein Ende hat. Mit Gott fang deine Sachen an, so wird es guten Fortgang han. Gott hab' vor Augen und sein Wort, dann geht dir's wohl so hier als dort. Wer willig giebt den Armen, dessen wird sich Gott erbarmen. Wer zum Himmel ist erkoren, stechen täglich Disteln und Dornen. Jammer, Kreuz, Elend, Angst und Noth ist aller Christen täglich Brod. Im Unglück hab' ein Löwenmuth, auf Gott trau, es wird werden gut, ja besser, als man hoffen thut. Zu dir, Herr Jesu, Gottes Sohn, steht meines Herzens Freud' und Wonn'. Mein Ruhm, mein Trost, mein höchstes Gut, ist mir, Herr Christ, dein theures Blut. Sorg' und Sorge nicht zu viel, es geschieht doch, was Gott haben will. Der Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht. Verzage nicht im Kreuze dein, nach Regen folget Sonnenschein. Herr Jesu, der süße Name dein, erquicke mir die Seele mein. Herr Jesu Christ,*

*mein Trost und Freud', ich trau auf dich zu jeder Zeit. O frommer Christ, hier leid' und meid', bald kömmt darauf die gute Zeit. Vielleicht kommt der wohl über Nacht, der aller Noth ein Ende macht. Kirchengehen versäümet nicht, Almosen geben armet nicht. Bete rein und schätz dich klein; arbeite fein, trau' Gott allein, die Sorge laß Gott befohlen seyn! Amen.“*

Die ältere Fassung bringt darunter noch den gereimten Zweizeiler:

*„Nicht Teufel, Welt und Tod soll mich von Jesu wenden, / Denn Jesus ist mein Schutz, ich bin in seinen Händen.“*

Dieser Zweizeiler fehlt in der jüngeren Fassung, stattdessen bildet der in der älteren Fassung am Anfang stehende Vierzeiler den Abschluß.

Wir kommen zur Würdigung des Ganzen. Der Hersteller des Bilderbogens hat offenbar genau gewußt, worauf es seiner Kundschaft ankam. Die farbige Aufmachung des Engelsbildes ist dem Geschmack einfacher Leute angepaßt. Die schwülstige Sprache der Rahmengedichte entspricht der damaligen Kirchensprache. Die gereimten Sprüche des Gebets drücken Hoffnung und Gottvertrauen aus. Die massive Entstehungslegende ist in der jüngeren Fassung fortgefallen, ein Zeichen dafür, daß sie keinen besonderen Wert für das Ganze besaß. Geblieben ist allerdings die Bezeichnung Gredoria. Diese Bezeichnung wird gewöhnlich als Verdrehung von „Deo gloria“ verstanden. Wahrscheinlich haben die Käufer des Gredoria-Briefes den Namen als ein Zauberwort wie das bekannte Abraxas aufgefaßt. Der Kern des Ganzen ist der Brief. Der in der ersten Person Redende ist kein anderer als Gott. Der Brief stammt „von meiner Hand, in JESU CHRISTO, ausgesandt“, wie es wörtlich heißt. Damit beansprucht der Brief die höchste Autorität, die es gibt. Dem entspricht, daß kein anderer als der Engel Michael, der Sieger über den Satan, den Brief überbringt. Die Adressaten haben diesen Brief mit höchster Andacht und Aufmerksamkeit zu lesen oder zu hören. Wer sind aber die Adressaten? Sie sind nicht genannt, lassen sich aber dem Text entnehmen. Wenn es heißt: „daß ihr des Sonntages nicht arbeitet an euren Gütern“, ist die Landbevölkerung angesprochen. Wenn die Adressaten aufgefordert werden, „am Sonntage früh in die Kirche zu gehen“, entspricht dies dem bäuerlichen Arbeitsrhythmus. Die Absicht des Briefes drückt der Schlußsatz aus: „Haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe.“ Diese Gebote sind dem Dekalog entnommen, gehen aber auch eigene Wege, zum Beispiel, wenn gefordert wird, die Haare nicht zu kräuseln. Die wie üblich mit den Geboten verbundenen Lohnverheißungen und Strafdrohungen gipfeln in der Drohung: „Bekehret euch, oder ihr werdet ewiglich gepeinigt werden.“ Alles atmet den Geist einer schroffen Gesetzlichkeit. Dies ist aber nicht das Schlimmste, der „Teufel steckt vielmehr im Detail.“ Wir lesen: „Wer aber diesen Brief nicht glaubet, und sich darnach nicht richtet, der wird kein Glück und Segen haben“, oder: „Wer diesen Brief in seinem Hause hat oder bey sich trägt, dem wird kein Donnerwetter schaden“, oder: „Welche Frau den Brief bey sich trägt, die wird eine liebliche Frucht auf die Welt bringen.“ Es besteht kein Zweifel, daß über hundert Jahre lang Menschen darauf vertraut und diesen Brief deshalb gekauft haben. Man wird sich fragen, ob sie dabei ein schlechtes Gewissen gehabt haben, doch die Antwort weiß man nicht.

Wir wenden uns nun den handschriftlichen Himmelsbriefen zu. Sie sind auf jeden Fall ergiebiger für unser Thema, da sie anders als die Gredoria-Fassung ungefiltert und unzensiert

sind. Verschiedene Himmelsbriefe wurden, seitdem das Interesse für die Volkskunde erwachte, in der Fachliteratur veröffentlicht. Durch Krieg und Vertreibung sind sicher viele Originalbriefe verloren gegangen. Wieviele Originalbriefe heute noch existieren, ist unbekannt. Was an diesen Briefen in der Entstehungszeit von 1849 bis 1914 und innerhalb Norddeutschlands typisch ist, soll im folgenden an sieben Exemplaren gezeigt werden. Das Museum für Deutsche Volkskunde besitzt folgende Originalbriefe:

1. „Garz“: ein Himmelsbrief, auf drei Seiten eines Doppelbogens mit Tinte geschrieben, vergilbtes Papier. Unterschrift: Garz, den 6ten Mai 1849. Borgwardt. Fundort: Franzburg in Pommern.
2. „Luckau“: Himmelsbrief. Gefaltetes Stück Papier, auf allen 4 Seiten mit Tinte beschrieben. Unterschriftsbuchstaben: C. B. (Carl Böhme). Fundort: Luckau 1896.
3. „Schönenberg“: Himmelsbrief, 2 Blatt, doppelseitig mit Tinte beschrieben. Der Brief ist stark zerknittert, die Tinte ins Braune verblichen. Fundort: Schönenberg (Pommern?). Der Brief stammt aus der Hinterlassenschaft von Frau Minna Wittenberg geb. 1885. Außerdem besitzt das Museum die Abschrift eines Himmelsbriefes, der im Heimatmuseum „Dat ole Hus“ in Aukrug bei Neumünster aufbewahrt wird:
4. „Aukrug“: Himmelsbrief, im Original stark gebräunt, da er vermutlich am Körper getragen wurde. Fundort: Innien bei Aukrug. Nach Auskunft des Besitzers müßte der Brief über 100 Jahre alt sein. Das Braunschweigische Landesmuseum besitzt nur einen Originalbrief:
5. „Süpplingenburg“: Himmelsbrief, geschrieben mit Tinte auf dem Formular eines Feldpostbriefs. Er wurde geschrieben von Frau Marie Geffers aus Süpplingenburg, geboren etwa 1830, für ihren Schwiegersohn beim Kriegsausbruch 1914. Der Brief wurde von diesem im Kriege ständig getragen.  
Im „Braunschweigischen Magazin“, Jahrgang 1906, wurde von Eduard Damköhler veröffentlicht:
6. „Harz“: Himmelsbrief, vermutlich aus Hohegeiß.  
Zum ersten Mal wird hier veröffentlicht:
7. „Greene“: Haus- und Schutzbrief, aus der Hinterlassenschaft der 1969 in Greene verstorbenen Frau Louise Schillig, geschrieben mit Tinte auf den 4 Seiten eines Foliobogens. Nach Angabe der Familie wurde der Brief 1914 geschrieben.  
Der Text des Greener Briefes wird hier vollständig wiedergegeben und mit den anderen aufgeführten Briefen, insbesondere denen aus dem Harz und aus Süpplingenburg verglichen. Zum leichteren Auffinden der besprochenen Stellen ist der Text mit den Nummern 1 bis 40 versehen.

(1) Haus- und Schutz-Brief.

(2) Im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen.

(3) So wie Christus am Ölberge stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen!

(4) Wer diesen Brief bei sich hat, dem wird nichts schaden; es ist und wird ihn nichts treffen alles Geschütz und Waffen.

(5) Gott wird ihn schützen vor Dieben und Mördern, es soll ihn nicht treffen alles Geschütz, Degen und Pistole, nur Gewehre müssen stille stehen, die auf Ihn gerichtet sind, durch den Befehl unsers Herrn Jesu Christi.

(6) Es müssen stille stehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre, durch den Befehl des heiligen Engels Michael, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

## Haus- und Schuler - Brief.

Im Namen Gottes des Vaters des Sohns  
und des heiligen Geistes! Amen.

So mein Christus am Abendgessen stillen stand,  
so soll alles Gessetz stillen stehn!

Wen einser Lenz bei sich hat, den  
wird nicht fordern; so ist und wird  
ihn nicht lassen alles Gesetz und Recht.  
Gott wird ihn schützen vor Einem und Mordern,  
so soll ihn nicht lassen alles Gesetz, dergew  
und Pistolen, wir Menschen müssen stillen stehn,  
die uns Ihn gerichtet sind, durch den Tadel  
unserer Jahn Jesu Christi. So müssen stillen stehn  
alle sichtbaren und unsichtbaren Menschen,  
durch den Tadel des heiligen Engels Michael,  
im Namen Gottes des Vaters, des Sohns und  
des heiligen Geistes. Gott ist mit dem, der  
einen Grundsatz gegen bei sich trägt

bei Krieg und Frieden, so wird der  
Gefahr geschützt bleiben und sein ihm fliehen:  
Singen, Tanzen und Wassergesang.  
Wer das nicht glauben will, der sündet ab  
einen Jahn im den Götzen und seinen  
nach ihm, so wird er verlassen, das er nicht ist;  
wer einen Lenz bei sich hat, der wird nicht  
gefangen, noch durch des Feindes Waffen  
verletzt werden. Amen! So war es Christus  
gelobt, gesprochen und zu dem  
gesprochen ist.

So wird er uns. Jedem gesondelt hat,  
den er nicht verlassen werden noch verlassen

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns  
und des heiligen Geistes!

Ist gesa für in Gottes Trost,  
Ist gesa für in Gottes Mord,  
Ist gesa für in Christi Blut,  
Das niemand alle Leid ist gut,  
Für seinen sichtbaren oder unsichtbaren.  
Gott der Vater, der ist vor mir,  
Gott der Sohn ist neben mir,  
Gott der heilige Geist ist oben mir.  
Und diesen drei heiligen die wir sind,  
Das wir Himmel und Erde oder Wasser sind,  
Und sein Christi Blut für uns ein  
König versprochen,  
So werden alle Knechte an mir werden  
gepflegt.

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns und  
des heiligen Geistes! -

Wer oben über uns ist,  
Wer unten unter uns ist,  
Und in der Mitte links ist,  
Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns  
und des heiligen Geistes.

Alles! Alles! Alles!

Abb. 2 Handschriftlicher Haus- und Schutzbrief – „Himmelsbrief“ (Vorder- und Rückseite)  
Geschrieben bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges  
Original in Privatbesitz in Greene bei Bad Gandersheim  
Reproduktion nach Original

- (7) Gott ist mit dem, der diesen Himmlischen Segen bei sich trägt bei Krieg und Frieden, er wird der Gefahr geschützt bleiben und von ihm fleuchen: Hungersnot, Feuers= und Wassergefahr.
- (8) Wer daß nicht glauben will, der hänge es einem Hunde um den Hals und schieße nach ihm, so wird er erfahren, das es wahr ist; wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen, noch durch des Feindes Waffen verletzt werden. Amen!
- (9) so war als Christus gelebt, gestorben und gen Himmel gefahren ist,
- (10) so war auf Erden gewandelt hat, kann er nicht gestochen noch geschossen werden.
- (11) Alles soll unbeschädigt bleiben.
- (12) Ich schwöre alle Gewehre auf dieser Welt, beim Gotte des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.
- (13) Ich bitte im Namen unseres Heilandes Jesu Christi Blut, da mich keine Kugel treffe, sie sei von Gold, Silber, Eisen oder Blei.
- (14) Gott im Himmel macht Euch von dem Allen ganz sicher und frei, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen!
- (15) Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und 1724 in Holstein gefunden worden,
- (16) Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte zu Wende über der Taufe,
- (17) und wenn ihn jemand ergreifen sollte, so wich er zurück,
- (18) bis 1771 sich jemand mit dem Gedanken näherte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen; zu diesem neigte sich der Brief.
- (19) Und es stand geschrieben: Wer am Sonntag arbeitet ist verdammt; Ihr sollt an diesen Tage nicht arbeiten, sondern in die Kirche gehen, und mit Andacht beten, und sollt Eure Reichtümer den Armen geben.
- (20) Ihr sollt nicht sein wie die Unvernünftigen Tiere.
- (21) Ich gebiete Euch, daß: Ihr sechs Tage arbeitet und den siebenten Heiliget, denn Ihr sollt Gottes Wort hören; werdet Ihr dieses nicht tun, so werde ich Euch strafen mit teure Zeit, Pestilenz und Krieg, Amen.
- (22) Ich gebiete Euch: den Sonnabend nicht zu spät zu arbeiten, denn Jedermann, er sei jung oder alt, soll für seine Sünden bitten, die sie ihm vergeben werden.
- (23) Schwört nicht bloß meinem Namen um Gold oder Silber, schämt Euch vor menschlichen Lüsten und Begierden, denn so war ich Euch erschaffen habe, so gewiß kann ich Euch zerschmettern;
- (24) seid mit Euren Zungen nicht falsch,
- (25) ehret Vater und Mutter, auf daß es Euch wohl gehet auf Erden;
- (26) redet kein falsches Zeugniß wieder Euern Nächsten, dann habe ich meine Freude an Euch.
- (27) Wer diesen Brief nicht glaubt und nicht darnach tut, der ist von mir verflucht und verlassen, der wird weder Glück noch Segen haben.
- (28) Ich sage Euch, daß Jesus Christus den Brief geschrieben hat;
- (29) wer diesen Brief hat und nicht Offenbart, der ist verflucht von der Christlichen Kirche:
- (30) es soll der Brief von einem Jeden weiter verbreitet werden, und wer an Gottes Barmherzigkeit glaubt, dem werden alle Sünden vergeben werden,
- (31) Glaubte gewiß, daß ich den ehren werde, der hieran glaubt, wer es nicht glaubt, der soll des ewigen Todes sterben.
- (32) Ich werde Euch strafen am jüngsten Tage, so Ihr mir nicht Rechenschaft geben könnt von Euren Sünden.
- (33) Wer diesen Brief bei sich hat oder im Hause, den trifft kein Donnerwetter:
- (34) Wenn eine Frau diesen Brief bei sich hat, die wird eine liebliche und schöne Frucht zur Welt bringen.
- (35) Haltet meine Gebote, die ich Euch gegeben habe durch meinen heiligen Michael im Namen Christo Jesu.

Amen! Amen! Amen!

(36) Segen wenn jemand vor den Feind muß.

(37) Im Namen Gottes, des Vaters, Des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Ich gehe hin in Gottes Kraft,

Ich gehe hin in Gottes Macht,

Ich gehe hin in Christi Blut,

das wieder alle Feind ist gut,

Sie seien sichtbar oder unsichtbar. –



(38) *Gott der Vater ist vor mir,  
 Gott der Sohn ist neben mir,  
 Gott der Heilige Geist ist oben auf.  
 Und diese drei Heiligen die rufe ich an,  
 daß mich niemand hauen oder stechen kann;  
 Und wie Christi Blut für mich am Kreuz vergossen,  
 So werden alle Kugeln an mir vorbei geschossen.  
 Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! –*  
 (39) *Von oben übersehe ich dich,  
 Von unten überwinde ich dich.  
 Und in der Mitte leite ich dich!*  
*Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.*  
 (40) *Amen! Amen! Amen!*

Ein erster inhaltlicher Vergleich zeigt, daß alle sieben Briefe den Sonntagsbrief als Kern enthalten. Alle Briefe bis auf Garz enthalten eine Entstehungslegende, die auf Holstein hinweist. Man rechnet daher diese Briefe zum sogenannten Holsteintyp. Abweichungen gibt es dagegen bei den Orts- und Zeitangaben in der Entstehungslegende. Alle Briefe, die dem Holsteintyp angehören, enthalten den Ölbergspruch, einen Waffensegen, der mit den Worten beginnt: „So wie Christus am Ölberge stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen.“ Wir finden den Ölbergspruch in Greene unter den Nummern 3 bis 14. Garz dagegen hat den Ölbergspruch nicht, sondern bietet stattdessen das Grafenamulett und den Kaiser-Karl-Segen, zwei Waffensegen, von denen noch berichtet werden wird. Greene und Harz haben wiederum den Segen, wenn jemand vor den Feind muß, der den übrigen Briefen fehlt. Wir finden diesen Segen bei Greene unter den Nummern 36 bis 39. Überhaupt stehen sich Greene, Harz und Süpplingenburg nicht nur räumlich und zeitlich nahe, sondern ihr Text stimmt in den meisten Partien bis in den Wortlaut überein. Dabei zeigt sich, daß Greene gegenüber den beiden Vergleichsbriefen den vollständigeren Text besitzt. Bei Harz sind die Nummern 5 „Gott wird ihn schützen vor Dieben und Mördern“ und 6 „Es müssen stille stehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre“ zusammengezogen worden. Bei Süpplingenburg fehlen dagegen die Nummern 20 „Ihr sollt nicht sein wie die unvernünftigen Tiere“ und 25 „Ehret Vater und Mutter, auf daß es euch wohl gehet auf Erden.“ Weiter fehlt bei Süpplingenburg die Nummer 34 „Wenn eine Frau diesen Brief bei sich hat, die wird eine liebliche und schöne Frucht zur Welt bringen“ sowie der Segen, wenn jemand vor den Feind muß (Nummer 36 bis 39). Dagegen ist bei Süpplingenburg das dreimalige Schluß-Amen durch ein vorgeschaltetes dreimaliges „Im Namen Jesus Christus“ erweitert.

Die systematische Besprechung umfaßt 4 Abschnitte:

1. Die Überschrift
2. Die trinitarische Formel und das Amen
3. Die Waffensegen
4. Die Entstehungslegende

1. Die Überschrift des Greener Briefes lautet „Haus- und Schutz-Brief“. Luckau, Schönenberg, Harz und Süpplingenburg stimmen mit Greene überein. Garz hat keine Überschrift, sondern beginnt mit den Worten: „Damit ihr euch hütet vor der Sünde.“ Aukrug hat die kombinierte Überschrift: „Himmelsbrief oder Haus und Schutz Brief“, was wahrscheinlich auf den Einfluß des Gredoria-Briefes zurückzuführen ist. Der Sinn der Überschrift wird

klar, wenn wir Nummer 33 des Briefes heranziehen, wo es heißt: „Wer diesen Brief bei sich hat oder im Hause, den trifft kein Donnerwetter.“ Wir können annehmen, daß solche Briefe in früheren Zeiten im Gebälk der Wohnhäuser oder Scheunen aufbewahrt wurden, wie man auch mit anderen Zaubermitteln zu verfahren pflegte.

2. Die trinitarische Formel „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ finden wir im Greener Brief nicht weniger als siebenmal und zwar unter den Nummern 2, 6, 12, 14, 37, 38 und 39. Die Vergleichsbriefe wenden die Formel weniger häufig an: Harz 6 mal, Schönenberg 5 mal, Süplingenburg und Aukrug 4 mal, Garz 2 mal und Luckau 1 mal. Das bekräftigende „Amen“ wird bei Greene den trinitarischen Formeln in Nummer 2, 12 und 14 angehängt. Auffällig ist, daß Greene dem Schluß des „Sonntagsbriefes“ in Nummer 35 und dem Schluß des Segens, wenn jemand vor den Feind muß, ein dreimaliges Amen anfügt. Auch Harz und Süplingenburg haben das dreimalige Amen. Der reichliche Gebrauch der göttlichen Personen zur Beschwörung hat eine lange Tradition. Greene bietet im Segen, wenn jemand vor den Feind muß, und zwar in Nummer 38 ein lehrreiches Beispiel aus der älteren Überlieferung. Wenn es dort heißt: „Gott, der Vater, der ist vor mir, Gott der Sohn ist neben mir, Gott der Heilige Geist ist oben auf“, dann sind die göttlichen Personen gleichsam handelnd dargestellt. Darauf zielte wohl auch diese Form der Beschwörung. Demgegenüber klingen die trinitarischen Formeln wie nachgesprochene Rituale. Was mag die Veranlassung gewesen sein, sie immer öfter anzuwenden? Wir wissen es nicht, doch gibt es eine Vermutung, die zum mindesten für das frühere Königreich Preußen gilt. Dort wurde im Jahre 1829 für die evangelischen Kirchengemeinden eine neue Gottesdienstordnung eingeführt. Nach dieser Ordnung begann der Gottesdienst mit dem „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ und endete nach dem Segen mit einem dreimaligen Amen. Vielleicht spiegelt sich diese Ordnung in den Himmelsbriefen wieder. Bis auf Garz haben unsere Vergleichsbriefe am Anfang die trinitarische Formel. Das dreimalige Amen finden wir nur in den Braunschweiger Briefen; dafür finden wir in den aus Preußen stammenden Briefen die Wendungen „Wer diesen Brief bei sich trägt ist besser als Gold“, so Schönenberg, und „Dieser Brief ist besser als Gold und Silber“, so Luckau. Wie weit sich liturgische Formen auf die Himmelsbriefe ausgewirkt haben, wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen.

3. Daß die Himmelsbriefe des Holstein-Typus den Ölbergspruch, einen alten Waffensegen oder Schutzspruch gegen Schwerter und Schußwaffen, enthalten, wurde bereits erwähnt. Die Anziehungskraft der Himmelsbriefe hat aber noch weitere Waffensegen erfaßt. So finden wir bei Schönenberg und Garz das sogenannte Grafenamulett. Dieser auch „Graf Philipp-Segen“ genannte Waffensegen läßt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Seit dem 16. Jahrhundert tritt er in Verbindung mit dem Himmelsbrief auf (siehe „Handwörterbuch“ Bd. III Sp. 1111/12). Zu dem Grafenamulett gehört eine Eingangserzählung, die bei Schönenberg folgendermaßen lautet: „Ein Graf hatte einen Diener früh für seinen Vater B. G. H. das Haupt abschlagen lassen wollen. Als nun solches geschehen sollte, da versagte des Scharfrichters Schwert, und er konnte ihm das Haupt nicht abschlagen. Als der Graf dieses sah, fragte er dem Diener, wie es zugehe, daß das Schwert ihm keinen Schaden zufüge. Worauf der Diener ihm diesen Brief mit den Buchstaben zeigte: L. J. F. K. H. L. K. N. K. Als der Graf dieses sah, befahl er, daß ein jeder diesen Brief bei sich tragen sollte.“ Bei Garz ist es ein „Graf Philipp von Flandern“ und der Diener ist ein Ritter. Die Zauberbuchstaben

lauten anders als bei Schönenberg nämlich: Z+K+B+D+L+W+K+. Als einziger unter den Vergleichsbriefen bringt Garz noch den „Kaiser Karl-Segen“. Er lautet dort: „Bin + Verstes + Bestus + Nomen + Febuset + Muhamed + Jesus + Maria + Joseph +. Wer dieses Gebet täglich betet, wird eines natürlichen Todes sterben u. dazu das Vater Unser aus dem Leiden Jesus verbindet, wird nicht durch Gift sterben. Dieses kräftige u. heilsame Gebet wurde im Jahre 805 auf dem Grabe Jesu gefunden. Als Kaiser Carl zu Felde zog, bekam er es von der Post nachgeschickt, der es mit goldenen Buchstaben auf seinen Schild drücken ließ.“ Garz erreicht damit unter den Vergleichsbriefen das Höchstmaß an zauberischen Elementen. Es nimmt damit eine Sonderstellung gegenüber den dem Holstein-Typ zugehörigen Briefen ein. Diese beschränken sich im allgemeinen auf den Ölbergspruch. Schönenberg und Aukrug haben den Ölbergspruch, enthalten aber zusätzlich Zauberbuchstaben. Da diese Buchstaben fast identisch sind, gehen wohl beide Briefe auf eine gemeinsame Vorlage zurück. Daß solche Vorlagen oft ohne Verständnis abgeschrieben wurden, läßt sich bei Garz deutlich zeigen. Wenn es dort im „Kaiser Karl-Segen“ heißt, daß der Kaiser den Segen von der „Post“ nachgeschickt bekam, zeigt das „Handwörterbuch“ (Bd. IV Sp. 1006/07), daß er ihn vom Papst bekam. Wahrscheinlich war dem pommerschen Abschreiber die Bedeutung des Papstes unbekannt.

4. Die Entstehungslegende gehört zur dritten Redaktion des Sonntagsbriefes und bildet den Kern des Himmelsbriefes. Die in der Legende vorkommenden Orte und Daten sind bei den Briefen des Holstein-Typus in einer für alle diese Briefe charakteristischen Weise verändert worden. Wir können vermuten, daß historische Ereignisse diese Änderungen verursacht haben. Die französischen Revolutionskriege haben auf Ort (St. Germain) und Zeit (1791) des Gredoria eingewirkt (siehe „Handwörterbuch“ Bd. VIII Sp. 103). Allen Briefen des Holstein-Typus ist gemeinsam, daß der Brief 1724 vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden wurde. Der Ort, wo der Brief schwebte, wird verschieden angegeben. So heißt es

- bei Luckau: in der Kirche Magdalena,
- bei Schönenberg: über der Taufe Magdalena,
- bei Aukrug: über der Taufe zu Naduna,
- im Harz: zu Vanda über der Taufe,
- bei Greene: zu Wende über der Taufe
- und bei Süplingenburg: zu Ratzagin über der Taufe.

Alle diese Namen sind nicht lokalisierbar und vermutlich frei erfunden. Die Zeit, von der an der Brief durch Abschriften verbreitet wurde, scheint gegen Stübes Meinung (Handwörterbuch Bd. IV. Sp. 261) ursprünglich 1771 gewesen zu sein. So lautet die Zeitangabe bei Schönenberg, Harz und Greene 1771, dagegen in den anderen Briefen 1791 oder 1794. Diese Zeitangaben werden auf den Einfluß des Gredoria zurückzuführen sein. Warum der Brief in Holstein auftauchte, ist bisher noch nicht untersucht worden. Für die Beantwortung dieser Frage scheint eine Stelle im Brief von Schönenberg wichtig zu sein, wo es heißt: „Ein Brief für Jedermann: Vornemlich aber für der (?) mein Schleswig-Holsteiner und die welche für sie Fechten.“ Hier liegt ein deutlicher Bezug zu einem historischen Ereignis vor. Es kann sich nur um den deutsch-dänischen Krieg von 1848 bis 1850 handeln. Daß dieser Krieg für Schleswig-Holstein unglücklich endete, kann hier außer Betracht bleiben. Wir müssen aber an die Feststellung Wuttkes (a. a. O. S. 178) erinnern, daß in Hamburg in jener Zeit deutsche Soldaten gedruckte Zauberkzettel zu tausenden kauften. Wir können annehmen, daß auch die

handgeschriebenen Himmelsbriefe in Blüte standen, zumal wenn sie ihren Ursprung in Holstein hatten. Diese Annahme wirft die Frage auf, ob es Briefe des Holstein-Typs auch schon vor 1848 gegeben hat. Bis jetzt ist mir aber noch kein solcher Brief bekannt geworden.

Wir kommen zur abschließenden Frage: „Welche Art von Frömmigkeit dokumentieren die Himmelsbriefe?“ Wie es scheint, hat Pfarrer Kirchner als erster verzichtet, die Himmelsbriefe summarisch als Aberglauben zu bewerten. Er stellt die Frage nach ihrem Urheber und schreibt (a. a. O. S. 25): „Es ist sehr wohl möglich, daß Gredoria in katholische Zeit zurückgeht, und in ihr katholischer Sauerteig die evangelische Kirche durchdrungen hat. Die Gesetzlichkeit der Auffassung der Briefe kann uns auch in die Zeit der Orthodoxie führen. In der Zeit des Rationalismus sind sie sicher nicht entstanden.“ Kirchner spricht auch nicht den Himmelsbriefen jeden Wert ab, sondern sieht in ihnen auch positive Eigenschaften, wenn er schreibt (a. a. O. S. 41): „Wir tun (durch die Himmelsbriefe) einen wesentlichen Einblick in die Frömmigkeit unserer Ahnen. Sie lebten und webten in der Bibel. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Himmelsbrief eine Art Laienbibel, eine kleine Armenbibel darstellt, so muß es uns von unschätzbarem Werte sein, einmal in den Spruchschatz hineinzuschauen, zu dem der so überaus volkstümliche Himmelsbrief seinen Lesern und Schülern verhalf.“ Kirchner erkennt aber auch klar, wo die Grenzen dieser Art von Volksfrömmigkeit liegen, wenn er urteilt (a. a. O. S. 25): „So steht die Pflicht der Sonntagsheiligung und der Sonntagsruhe im Vordergrund des eigentlichen Himmelsbriefes. Es kann uns auch heut nur lieb sein, daß dieser Gottesgedanke eingeprägt und eingeschränkt wird, nur müssen wir als Evangelische alles Gesetzeswesen dabei vermeiden. Diese Gefahr, gesetzlich zu werden und Buchstabendienst zu treiben, vermeidet aber der Brief nicht.“ Aus seiner Erfahrung als Dorfpfarrer weiß Kirchner auch, wozu der Himmelsbrief dient (a. a. O. S. 64): „Man sollte es kaum für denkbar halten, aber es ist für die Kenner ländlicher und kleinstädtischer und verwandter Volksfrömmigkeit bis in unsre Tage mit ihrer helle machenden Aufklärung, freimachenden Bildung hinein schlechthin Tatsache, daß dieser Himmelsbrief geradezu als Amulett benutzt ist und wird.“ Trotz dieser Tatsache will Kirchner den Himmelsbrief nicht völlig verdammen (a. a. O. S. 24): „Für Kenner ist es eine unumstrittene Tatsache, daß wir es in den Himmelsbriefen mit einem für die populäre Frömmigkeit fundamentalen Faktor zu tun haben.“ Hierin ist Kirchner zuzustimmen, jedoch nicht bei seiner Behauptung (a. a. O. S. 26): „Für nicht wahrscheinlich halte ich, daß das Volk allein sie (die Himmelsbriefe) selber aus sich erzeugt hat. Von den Führern des Volkes, Pastoren, Theologen, am Ende auch weltlichen Behörden werden sie mit ausgegangen oder doch gutgeheißen sein.“ Offenbar ist Kirchner nicht ganz frei von der Voreingenommenheit der Gebildeten gegenüber den Ungebildeten. Wir sehen heute keinen Grund, für die früheren Zeiten eine Trennungslinie zwischen dem Glauben der Gebildeten und dem der Ungebildeten anzunehmen. Außerdem konnte Kirchner nur nach dem Wissensstand von 1908 urteilen. Zehn Jahre später hat Stübe in seiner schon erwähnten Schrift „Der Himmelsbrief“ die religionsgeschichtlichen Wurzeln der Himmelsbriefe aufgedeckt. Stübe hat erkannt, daß das Heilsverlangen des antiken Menschen, das in der uralten Idee des Erlösers und Weltkönigs seine Form fand, der Ausgangspunkt ist. Er schreibt (a. a. O. S. 46): „Aber auch in den untersten Schichten waltete ein Heilssuchen vor den Toren des Jenseits. Und da verbindet es sich mit den Mitteln der Volksreligion mit der Magie und dem Buchstabenzauber. Die Zauberformel soll den Zugang zum Jenseits öffnen, die geheimnisvolle Kraft in den magischen Zeichen ist der Schlüssel zum Tor des Himmels, wenn

die Seele es durchschreiten muß.“ So sieht Stübe auch in der Bedürftigkeit des Menschen, in seiner Not und in seinem Suchen und Streben die Wurzel des Bündnisses zwischen magischem Brauch und der höchsten Idee religiöser Entwicklung, der Idee des Heils der Seele. Dieses Bündnis ist im Himmelsbrief realisiert worden und hat sich in dieser Form im religiösen Leben der Menschheit erhalten. Dazu schreibt Stübe (a. a. O. S. 47): „Er (der Himmelsbrief) lebt in den Tiefen des religiösen Bewußtseins. Und das gerade hat ihm Dauer und Macht gegeben; er ist den Kräften entzogen, die die große Entwicklung bestimmen. Der Aberglaube, der in den Tiefen der Menschheit wurzelt, ist von Natur konservativ.“ Was im 6. Jahrhundert im Mittelmeerraum entstand, was im 8. Jahrhundert in Gallien die Volksfrömmigkeit beherrschte, hat sich auch in Greene, in Süpplingenburg und anderswo als lebendig erwiesen. Stübe wagt sogar die Prognose (a. a. O. S. 47): „Von Geschlecht zu Geschlecht hat sich der Himmelsbrief vererbt, und er wird kaum je sterben.“ Wir werden heutigentags eine solche Prognose nicht mehr wagen, denn der Himmelsbrief ist eine Form des christlichen Aberglaubens. Wenn der christliche Glaube in der Volksfrömmigkeit zurücktritt, hat auch der auf ihm gegründete Aberglaube seine Wirksamkeit verloren. Daß der Aberglaube als solcher bestehen bleiben wird, ist anzunehmen. Offen bleibt nur, in welcher Form dies geschehen wird.

*Mein besonderer Dank gilt Frau Dr. Wiswe vom Braunschweigischen Landesmuseum und Herrn Professor Dr. Kohlmann, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde, die mir bei der Quellenbeschaffung und durch Ratschläge geholfen haben.*

#### *Literaturverzeichnis*

Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, herausgegeben vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß, Berlin-Charlottenburg 1930.

Damköhler, Eduard, „Himmelsbriefe“. In: Braunschw. Magazin, Jg. 1906, S. 131/32.

Fontane, Theodor, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 1; Die Grafschaft Ruppin. München 1971.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin und Leipzig 1927ff., zu den Stichworten: Grafenamulett – Gredoria – Himmelsbrief – Holsteiner-Typus – Kaiser Karl-Segen – Ölbergspruch – Sonntagsbrief. („Handwörterbuch“)

Hilscher, Elke, „Die Bilderbogen im 19. Jahrhundert“. In: Studien zur Publizistik. Bd. 22. München 1977.

Kirchner, V. G., „Wider die Himmelsbriefe. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde“. Leipzig-Gohlis 1908.

Kohlmann, Theodor, „Neuruppiner Bilderbogen“. Katalogbearbeitung in: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin. Bd. 7. Berlin 1981.

Krieger, Heinz-Bruno, Elmsagen. Ein Beitrag zur Volkskunde des Elmgebietes. Braunschweig 1967.

Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Mannheim 1979, zum Stichwort „Volksfrömmigkeit“.

Seyfarth, Carl, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. In: Volkskundliche Quellen. Neudrucke europäischer Texte und Untersuchungen, II. Aberglaube. Hildesheim und New York 1979.

Strackerjan, Ludwig, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erweiterte Aufl. herausgegeben von Karl Willloh. Oldenburg 1909.

Stübe, R., Der Himmelsbrief. Ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte. Tübingen 1918.

Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. Berlin 1900.

Zaepernick, Gertraud, Neuruppiner Bilderbogen der Firma Gustav Kühn mit einem Beitrag von Wilhelm Fraenger. Leipzig 1972.

## *Wer hat den Vortritt?* *Rangfragen in der Barockzeit*

Von Kurt Kronenberg

Auch heute noch entsteht bei Zusammenkünften und Gesellschaften die Frage, wem der erste Platz zusteht, wem der Vortritt gebührt und wer neben wem sitzt. In diplomatischen Kreisen regelt das „Protokoll“ die Rangordnung. Aber die Zahl der Betroffenen ist gering, in unserem Alltag spielt die Frage kaum eine Rolle, unser Selbstbewußtsein wird davon wenig berührt und öffentlich entsteht kein Streit darüber.

In der Zeit des Barock waren die Protokollfragen lebenswichtig. Alle Schichten der Bevölkerung achteten ängstlich und anspruchsvoll darauf, ob ihr Rang beachtet wurde, ob man ihnen den gehörigen Respekt erwies und daß der Nachbar sich nicht vordrängte. Sie waren tief unglücklich, wenn sie nicht begrüßt und beachtet wurden und nicht den ihnen zustehenden Platz einnehmen konnten.

In seinem Buche: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat Gustav Freytag geschildert, wie aus einer Rangstreitigkeit am Hofe eines kleinen Fürsten 1746 ein Krieg entstand. Der Fürst, welcher ihn hervorrief, war Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, ein Enkel Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig und Bruder der Gandersheimer Äbtissin Elisabeth Ernestine Antonie (1681 – 1766). Er war es auch, der bei einem Fest in der Gandersheimer Abtei eine Rangschwierigkeit hervorrief.

Am 18. Oktober 1725 sollte die Prinzessin Sophie Christiane von Anhalt-Zerbst als Kanonisse des Stiftes Gandersheim eingeführt werden<sup>1)</sup>. Dazu hatte der regierende Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel August Wilhelm mit seiner Gemahlin sein Erscheinen zugesagt. Sie hatten durchgesetzt, daß das Stiftskapitel die Prinzessin aufnahm, was zunächst auf Schwierigkeit stieß, weil sie keine sechzehn fürstliche Ahnen nachweisen konnte, wie die Stiftsstatuten forderten. Ihre Mutter nämlich entstammte einem einfachen Adelsgeschlecht. Die Stiftsdamen und Kanoniker hatten sich dem Druck des Herzogs gebeugt, dieser dafür versprochen, das Fest fürstlich auszurichten und selbst teilzunehmen. Dabei sei angemerkt, daß die Nichte der neuen Kanonisse später als Katharina II. Kaiserin von Rußland wurde; ihre nichtfürstliche Großmutter sie nicht daran hinderte<sup>2)</sup>.

Bei der Feier in der Abtei nahmen außer den fürstlichen Damen Fürst Johann Adolf von Anhalt teil, Oheim der neuen Kanonisse, und der Bruder der Äbtissin, der bereits erwähnte Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen<sup>3)</sup>. Wenn nun der regierende Herzog von Braunschweig kam, entstand die Frage: Wer hat den Vortritt?

Verantwortlich für das Protokoll war der Oberhofmeister der Äbtissin, Johann Anton Kroll von Freyen. Er bedachte, wie er selbst schrieb<sup>4)</sup>: „Es mochte des Herrn Herzogs von Wolfenbüttel Durchlaucht wegen des Ranges mit Herrn Anton Ulrichs Durchlaucht wohl einige Gedanken aufgestiegen sein, war auch hier schon davon gesprochen worden, da Herzog Anton Ulrichs Durchlaucht declariret, wie er seinem Herrn Oncle gern die Hand geben wollte, wenn es nur nicht zu des Fürstlichen Hauses Sachsen Nachteil gereichen würde, welches von alten Zeiten her vor dem von Braunschweig den Vorrang hat.“

Abb. 1 Herzog August  
 Wilhelm von Braunschweig-  
 Wolfenbüttel (reg. 1714–1731).  
 Archivfoto des Ölbildes im Kai-  
 sersaal der Abtei Gandersheim



Herzog Anton Ulrich war besonders empfindlich, denn seine Stellung im Herzogtum Meiningen war umstritten, da sein älterer Bruder die Regierung allein führte, er aber Anspruch auf Mitregierung erhob. Zudem hatte er 1711 die bürgerliche Kammerzofe seiner Schwester, der Äbtissin von Gandersheim, geheiratet und sich dadurch mit seiner Mutter und seinen Brüdern entzweit. Er verlangte, daß man seine Frau als Herzogin von Sachsen, seine Kinder als Prinzen und Prinzessinnen anerkenne, wogegen alle Herzöge der sächsischen Linien protestierten, weil sie um ihr Erbrecht fürchteten. Seit 1724 lebte er in Wien und bedrängte Kaiser Karl VI. mit dem Antrag, seine Frau zur Herzogin von Sachsen zu erheben. Da die Kaiserin, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, seine Base war, hatte er Aussicht auf Erfolg. Freilich hatten alle Fürsten des Reiches, die er um Unterstützung bat, dies abgelehnt, darunter sein Onkel, Herzog August Wilhelm von Braunschweig.

Herzog August Wilhelm war ein gutmütiger Fürst, aber seine Würde mußte und wollte er wahren und suchte deshalb nach einem Ausweg, der sowohl sein wie seines Neffen Anse-





Abb. 2 Herzog Anton Ulrich von  
Sachsen-Meiningen (1687–1763)  
Radierung von 1760  
von Johann Martin Berningeroth  
(1713–1767)  
Archivfoto

hen wahrte. Er schickte seinen Kammerjunker von Barner zum Amtsrat Anton Ulrich Burchtorff in Gandersheim und ließ bestellen, er solle dafür sorgen, daß der Festzug von der Abtei zur Kirche auch ohne ihn zur vorgesehenen Zeit schritte; Herzog Anton Ulrich solle ruhig die Prinzess führen, er wolle sich wie von ungefähr dort in der Kirche einfinden.

Leider mißlang die gute Absicht „alldieweil der Herr von Barner den Herrn Amtsrat sobald nicht finden konnte oder der Herzog zu schnell hinter ihm nachkommen“. Während der Zug in der Abtei noch auf den Herzog wartete, war er vor der Stiftskirche abgestiegen und ging, da er dort niemand vorfand, zur Abtei. Oberhofmeister von Kroll berichtete: „Ob ich nun augenblicklich dahin lief, so konnte ich doch nicht verhindern, daß der Herzog schon durch die Kirche in die Abtei bei dem Gewächshaus gekommen, sodaß seine Durchlaucht also der Frau Äbtissin und deren Bruder ganz unvermutet und unempfangen zu Gesichte kam.“ Die Äbtissin faßte sich schnell und begriff, was den Herzog zu dieser protokollwidrigen Ankunft veranlaßt hatte. Sie ordnete den Zug in der Weise, daß keiner der beiden Herzöge die Prinzessin führte, vielmehr ihr Oheim, Fürst Johann Adolf von Anhalt „weil er unvermählt sei und die Nichte gleichsam eine Stiftsbraut“. Herzog August Wilhelm solle sie, die Äbtissin, führen, Herzog Anton Ulrich die regierende Herzogin. Das geschah. Beim Auszug nach der Feier folgte umgekehrt zuerst Herzog Anton Ulrich mit der Herzogin und Herzog August Wilhelm mit der Äbtissin. „Und gefiel dem Herzog die genomme Ordnung so wohl, daß er sagte, wir wollen auch an der Tafel diese bunte Reihe fortsetzen, was auch geschah.“ Herr von Kroll konnte aufatmen, es war alles gut verlaufen. Er stellte fest, daß der

Abb. 3 Sophie Christiana,  
Prinzessin zu Anhalt-Zerbst  
Kanonisse im Reichsstift  
Gandersheim 1725–1747  
Archivfoto des Ölbildes im  
Kaisersaal der Abtei Gandersheim



Herzog sich auch an der Tafel „ohne facon“ gab. Indessen mußte er sich noch einmal aufregen.

„Nach der Tafel gingen des Herrn Herzogs zu Wolfenbüttel Durchlaucht hinunter nach ihrem Zimmer mit dem Versprechen, zum Café wieder zu kommen, in Wirklichkeit mit der Absicht, heimlich wegzugehen. Aber Herzog Anton Ulrich folgte ihm nach und kam eben, da gedachter Herr Herzog durch den langen Gang echappiren (=entkommen) wollte, nahm daselbst Abschied, weil er nicht begleitet werden wollte, und ich ging mit ihm durch die Kirche bis an den Wagen.“

Auch der Rang der Äbtissin bereitete am Hof zu Braunschweig protokollarische Schwierigkeiten. Als Elisabeth Ernestine Antonie 1717 mit ihrer Mutter deren Bruder August Wilhelm besuchen wollte, schrieb der Geheimrat Detlev Conrad von Dehn an den Oberhofmeister von Kroll<sup>5)</sup>: „Da nun annoch der Frau Herzogin von Mecklenburg-Strelitz Durchlaucht sich allhier gleichfalls befinden und meine gnädigste Herrschaft befürchten, es möchte wegen des Ranges mit der Frau Äbtissin Durchlaucht einigen Anstoß geben, gleichwie bekanntermaßen zwischen denen weltlichen Bischöfen (d. h. Bischöfen, die zugleich Landesfürsten waren) und denen regierenden Herren dergleichen obschwebet, so vermeinte man, allen diesfalls besorglichen Deplaisir vorzukommen, daß alltäglich Zettel gezogen werden, welche morgens früh der Herrschaft, wie in Hannover üblich, in ihre Gemächer ge-



Abb. 4  
 Elisabeth Ernestine Antonie,  
 Prinzessin von Sachsen-Meiningen  
 Äbtissin des Reichsstifts  
 Gandersheim 1713–1766  
 Radierung von F. G. Wolffgang  
 1732 nach einem Gemälde von  
 F. L. Haborg von 1730  
 Reproduktion nach Original:  
 BS. Landesmuseum  
 Porträtsammlung

bracht und sie den ganzen Tag über danach geführt und placirt würden. Ihre Durchlaucht haben indes gutes Vertrauen zu dero Frau Nièce Durchlaucht (= die Äbtissin) hiervon gern vorher einig Ouverture getan haben wollen.“ So vorsichtig war man bei Protokollfragen, um jedem Streit aus dem Wege zu gehen.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Hans Goetting, Das Kanonissenstift Gandersheim, Germania Sacra VII, Berlin und New York 1973, S. 389, Staatsarchiv Wolfenbüttel 11 Alt Gan Fb 1 III 107. – <sup>2)</sup> Kurt Kronenberg, Kaiserin Katharina von Rußland in Gandersheim, Gandersheimer Chronikblätter 1980 Nr. 9 und 10. – <sup>3)</sup> Allgemeine deutsche Biographie Bd. 1, S. 493. – <sup>4)</sup> Staatsarchiv Wolfenbüttel VII B Hs 55 Bd. 1 Bl. 760 a. – <sup>5)</sup> wie vor 11 Alt Gan Fb 1 III 54.

## *Johannes Jacob Selenka – ein Braunschweiger im Kampf für das deutsche Handwerkerprogramm 1848/49*

Von Karl Traupe

Nahezu, wenngleich unverdientermaßen vergessen ist die führende Rolle des Braunschweiger Buchbindermeisters Johannes Jacob Selenka in der braunschweigischen und deutschen Handwerkerbewegung des Jahres 1848/49. Erst in jüngerer Zeit findet in der wissenschaftlichen Literatur eine Rückbesinnung auf die Handwerker des Revolutionsjahres, ihre Kongresse und Programme statt.<sup>1)</sup> So mag auch dieser Aufsatz in gedrängter Kürze auf Selenka als eine der führenden Persönlichkeiten jener Zeit aufmerksam machen. In Hochheim am Main am 25. Juni 1801 geboren, kam Selenka auf seiner Wanderschaft 1824 nach Braunschweig. Er legte hier die Meisterprüfung im Buchbinderhandwerk ab und heiratete zwei Jahre später Clara Elisabeth Leopoldine Pilf, die Tochter des Buchbindermeisters Johann Pilf. Im Jahre 1834 eröffnete er seinen Betrieb im Hause Stobenstraße 7 (ass. 2312). Aus der Ehe entstammten sieben Kinder; von ihnen sei der 1842 geborene Emil Selenka besonders erwähnt, weil er sich als Zoologe in der Wissenschaft einen Namen gemacht und bis zu seinem Tode 1902 dem Braunschweiger Verein für Naturwissenschaften als Ehrenmitglied angehört hat.<sup>2)</sup> Die Buchbindearbeiten aus Selenkas Werkstatt genossen bald weit über die Stadtgrenzen hinaus einen vorzüglichen Ruf. Bei den Ausstellungen von Erzeugnissen des heimischen Gewerbes, die der Gewerbeverein des Herzogtums Braunschweig seit 1839 veranstaltete, erhielt Selenka mehrere Medaillen und Belobigungen.<sup>3)</sup> Die wohl schönste erhaltene Arbeit dürfte eine lederne Großfoliomappe sein, die dazu bestimmt war, Handzeichnungen Albrecht Dürers aufzunehmen. Die Mappe befindet sich heute im Depositem Blasius-Petersen, betreut vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Es nimmt nicht wunder, daß das hervorragend künstlerisch-handwerkliche Schaffen Selenkas schon vor 1839 zur Berufung als Hof-Buchbindermeister geführt hat.

Selenkas Streben nach Erweiterung seines Wissens und Könnens ließ ihn schon recht früh zum aktiven Mitglied des „Gewerbevereins des Herzogtums Braunschweig“ werden, der sich die Unterrichtung und Fortbildung vor allem der Gewerbetreibenden zur satzungsmäßigen Aufgabe gemacht hatte. Unter der Präsidentschaft des Staatsministers Wilhelm Freiherr von Schleinitz wurde Selenka 1846 in den Vereinsvorstand gewählt. Außerdem gehörte er dem Bürgerverein zu Braunschweig an und war seit 1834 Mitglied der Loge „Carl zur gekrönten Säule“. Am 7. März 1845 gründete er mit 50 Gleichgesinnten die „deutsch-katholische Gemeinde“ in Braunschweig und blieb deren Vorsitzender bis zur Auflösung dieser Gemeinde zu Pfingsten 1853. Während eines Konzils der neuen Glaubensgemeinschaften im März 1845 in Leipzig traf Selenka auch mit Robert Blum zusammen, der die Leipziger Gemeinde gegründet hatte.<sup>4)</sup> Es ist nicht auszuschließen, daß die Begegnung mit Robert Blum für Selenka eine Art Schlüsselerlebnis gewesen ist; denn Blum wird auf diesem Konzil fraglos die beherrschende Persönlichkeit gewesen sein. Es ist sicher nicht vermessend, die Protestbewegung, die sich in den deutsch-katholischen Gemeinden des Vormärz artikuliert hat, auch als eine Art von Ouvertüre des Aufbruchs von 1848 zu werten.



Als in Preußen 1845 die bis dahin nur lax praktizierte Gewerbefreiheit bekräftigt wurde, bekam das herkömmliche Vertrauensverhältnis der Handwerkerschaft zum Landesfürsten auch im Braunschweigischen einen Riß. Das Handwerk hier wie anderwärts sah sich vom Eindringen neuer Wirtschaftsformen und Produktionsmethoden, die von Staats wegen gefördert oder doch wohlwollend gelitten waren, in seiner ohnehin kargen Existenz bedroht. Der Grundsatz der freien Konkurrenz und die industriefreundliche staatliche Gewerbepolitik wurden als Hauptursachen für die Nöte des Handwerkerstandes angeprangert. Man war sich einig im Protest gegen die Gewerbefreiheit und bäumte sich verzweifelt gegen die vermeintlich drohende Proletarisierung auf. Unbeschadet dessen aber ging es dem Handwerk auch um die Durchsetzung von bürgerlichen Freiheitsrechten, nämlich Abschaffung von Polizeischikanen und Zensur, um Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Am 20. April 1848 erhielt Selenka den Vorsitz über die „dritte gewerbliche Sektion“ des Volksausschusses in Braunschweig. Hier legte er den Entwurf für eine Neuordnung des Gewerbewesens vor. In dem Papier hieß es, auf die Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung müsse eingewirkt werden, daß sie sich gegen eine maßlose Gewerbefreiheit und für eine die Interessen der Handwerkerschaft berücksichtigende Gewerbeverfassung einsetzen sollten.<sup>5)</sup> Zahlreiche Resolutionen der Handwerkerschaft in den Städten des Herzogtums Braunschweig wurden in dieser Zeit an die Nationalversammlung gerichtet, die sich im Tenor einheitlich gegen das „Kapital“ und gegen Gewerbefreiheit wandten und eine straffe Handwerksorganisation mit der Meisterprüfung als unabdingbare Voraussetzung handwerklicher Selbständigkeit forderten.<sup>6)</sup>

Als Delegierter der Braunschweiger Handwerkerschaft reiste Selenka Anfang Juni 1848 zur „ersten Abgeordnetenversammlung des norddeutschen Handwerker- und Gewerbestandes“ nach Hamburg. Die Beratungen dauerten vom 2. bis 6. Juni 1848. Selenka lehnte die ihm angetragene Präsidentschaft über den Kongreß ab. Er sah seine Aufgabe mehr in der Erläuterung und Durchsetzung des Ordnungskataloges für das Handwerk, den eine Kommission mit Selenka als Berichterstatter erarbeiten sollte. Allerdings wählten ihn die Versammlungsteilnehmer zum Vizepräsidenten des Kongresses. Bereits in der zweiten Sitzung am 2. Juni 1848 stellte Selenka den für den weiteren Verlauf der deutschen Handwerkbewegung entscheidenden, einhellig angenommenen Antrag: „Die Versammlung möge einen allgemeinen deutschen Handwerkerkongreß ausschreiben“. Tags darauf präzierte Selenka den Antrag dahingehend, daß dieser Kongreß sich am 15. Juli 1848 am Sitz des Parlaments in Frankfurt versammeln und daß eine seiner Aufgaben sein sollte, den Entwurf zu einer allgemeinen deutschen zeitgemäßen Gewerke-Ordnung auszuarbeiten und dem Parlament als Teil der künftigen Gewerbeordnung vorzulegen.<sup>7)</sup>

Zum Abschluß dieses Vorkongresses wurde eine Kommission, der auch Selenka angehörte, berufen, deren Aufgabe es war, eine Adresse an die Deutsche Nationalversammlung zu entwerfen. In dieser Adresse wurde u. a. ausgeführt, daß sich das Handwerk mit größter Entschiedenheit gegen die unbeschränkte Gewerbefreiheit wendete und sich für mündig und befähigt erklärte, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, also auch die Lösung der sozialen Frage vorzunehmen. Am 27. Juni 1848 fand in Braunschweig eine Sitzung der „Volkskommission“ statt, in der sich von 30 anwesenden Gildevorstehern 17 gegen die Entsendung eines Delegierten zum Frankfurter Handwerkerkongreß entschieden. Darauf er-

Abb. 1 Blick auf die Gebäudegruppe Stobenstraße/Ecke Karrenführerstraße in Braunschweig, links das Haus Stobenstraße 7, das 1834 von der Familie Selenka bezogen wurde. Original und Reproduktion: BS. Landesmuseum



griff das Wolfenbütteler Handwerk die Initiative. In öffentlichen Aufrufen vom 1. Juli und 8. Juli 1848 wurden vom neu gegründeten Wolfenbütteler Handwerker-Verein alle Gildemitglieder im Herzogtum Braunschweig aufgerufen, sich zur Beschlußfassung über die Entsendung eines Vertreters nach Frankfurt zu einer Versammlung einzufinden, die am 9. Juli 1848 in der Gaststätte „Goldener Löwe“ in Wolfenbüttel stattfinden sollte.<sup>8)</sup> Dem Aufruf war ein glänzender Erfolg beschieden; denn aus allen Städten des Herzogtums bis auf drei waren Abgeordnete der Handwerkerschaft nach Wolfenbüttel gekommen. Die Wahl des Vertreters des braunschweigischen Handwerks fiel mit großer Mehrheit auf Selenka. Man verabschiedete einen Programmentwurf mit 32 Punkten, den Selenka in die Frankfurter Beratungen einbringen sollte.<sup>9)</sup>

Der Frankfurter Meisterkongreß begann am 14. Juli 1848 im Haus Limpurg auf dem Römerberg. In der ersten Sitzung trug Selenka vor: Da der Kongreß sich für kompetent halten müsse, möge man dem Parlament sofort in offizieller Weise Anzeige von der Eröffnung machen. Mit vier weiteren Herren wurde Selenka beauftragt, eine entsprechende Adresse zu entwerfen. Am 17. Juli 1848 beschloß der Handwerkerkongreß die Errichtung



von drei Ausschüssen, deren wichtigster der Ausschuß zur „Prüfung und Begutachtung der Instruktionen und schriftlichen Vorlagen“, die aus allen Teilen der deutschen Handwerkschaft vorlagen bzw. eintrafen, werden sollte. Selenka erhielt den Auftrag, als Berichterstatter über die Grundsätze der Führung eines Handwerksbetriebes tätig zu sein. Schon am 21. Juli 1848 konnte er mit dem Vortrag über die Grundsatzpunkte beginnen.

Die erhaltenen Protokolle beweisen, daß Selenka in den teils harten Diskussionen ein fundiertes Sachwissen zeigte, gepaart mit einer klar formulierten Aussage und souveräner Übersicht. In allen bedeutsamen Punkten, bis auf den der Beteiligung der Handwerksgehilfen am Kongreß, konnte er die vom Ausschuß erarbeiteten Grundsätze zur Verabschiedung bringen.<sup>10)</sup> Stets war Selenkas Bemühen erkennbar, die Arbeit des Kongresses schnell zu einem abschließenden Ergebnis geführt zu sehen. Der von der Nationalversammlung gewählte Volkswirtschaftliche Ausschuß hatte am 21. Juli 1848 den Auftrag erhalten, dem Plenum unverzüglich den Entwurf einer Gewerbeordnung vorzulegen. Eile war also geboten. Interessant erscheint, daß der Schriftführer des Volkswirtschaftlichen Ausschusses ebenfalls ein Braunschweiger gewesen ist, nämlich der Abgeordnete August Hollandt.<sup>11)</sup> Auch Hollandt gehörte dem Gewerbeverein des Herzogtums Braunschweig sowie dem Braunschweiger Bürgerverein an, und nichts liegt näher, als daß Selenka und Hollandt auch in Frankfurt Kontakte gepflogen haben. Die Schlußsitzung des Frankfurter Meisterkongresses fand am 18. August 1848 statt. Der „Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbeordnung für Deutschland“, enthaltend 65 Paragraphen mit kurzen Erläuterungen und einen Anhang mit 17 Vorschlägen zur Hebung des deutschen Handwerkerstandes, wurde mit einer Begleitadresse der Nationalversammlung zugestellt.<sup>12)</sup> Dieser Entwurf enthält eine Reihe von Programmsätzen, die bis zum heutigen Tage im Bundesgesetz zur Ordnung des Handwerks Gültigkeit behalten haben.

- a) So forderten die Handwerksmeister die freie Entwicklung und Unabhängigkeit der Handwerksinnungen von staatlicher Reglementierung und Willkür. Auf örtlicher Ebene sollte in Gestalt eines Gewerberates eine gemeinsame Institution für die Innungen eingerichtet werden. Schließlich wurde die Errichtung von Gewerbekammern verlangt. Diese Forderungen wurden seit 1881 schrittweise durch Gesetze erfüllt, nunmehr allerdings unter völlig anderen gesellschaftspolitischen Bedingungen.
- b) Der Entwurf versuchte, das seit Jahrhunderten zersplitterte Lehrlingsrecht zu ordnen. Man wollte die Lehrzeit auf drei bis fünf Jahre begrenzt sehen und forderte die Abschlußprüfung zum Gesellen. Ebenso sollte die Meisterprüfung geordnet und einheitlich gegliedert werden. Besonderer Wert wurde auf die gründliche Verbesserung des allgemeinen Schulwesens und die Gründung von Handwerks- und Gewerbeschulen gelegt, in denen der Unterricht bezeichnenderweise „nicht bloß durch theoretisch, sondern auch durch praktisch gebildete Lehrer“ erteilt werden sollte. Fürwahr, ein noch heute aktuelles Thema.
- c) Die Handwerksmeister verlangten den Nachweis der Meisterprüfung als alleinige Voraussetzung für das selbständige Betreiben eines Handwerks und die Errichtung von Kranken-, Sterbe- und Kreditkassen – alles Forderungen, die in den folgenden Jahrzehnten schrittweise durch Selbsthilfe oder staatliche Anordnung realisiert wurden.

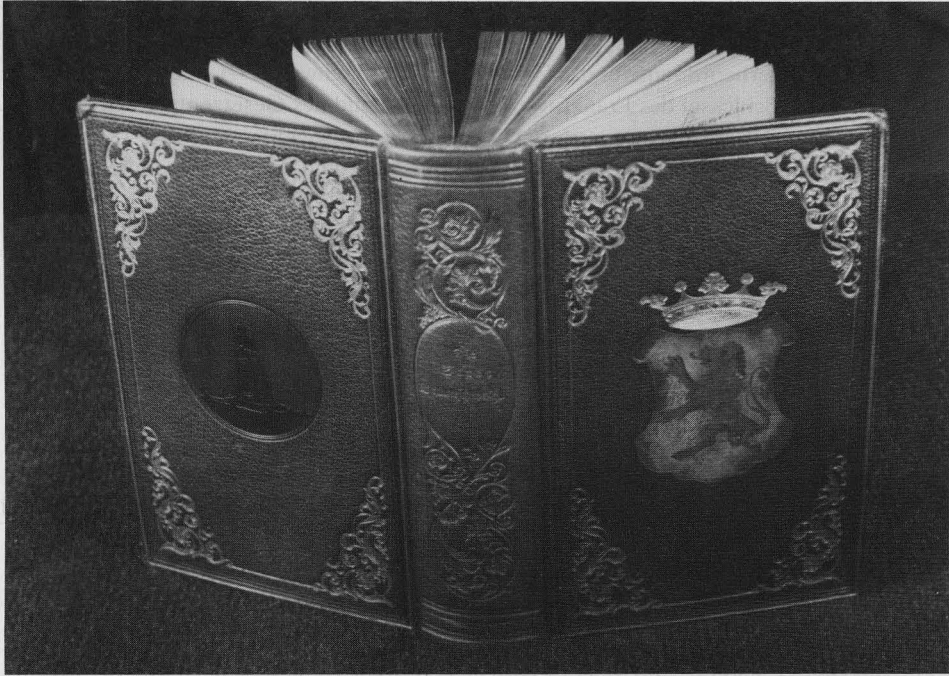


Abb. 2 Einband des Hofbuchbindermeisters Johannes Jacob Selenka für die Bibliothek des Herzogs Wilhelm von Braunschweig  
Original in Privatbesitz.  
Foto: A. Gramann

Schon diese wenigen Punkte bestätigen nicht nur die Tiefe der Gedanken der Handwerksmeister jener Zeit, sondern vor allem die Weitsicht, mit der dauerhafte Grundlagen für eine spätere gedeihliche Entwicklung geschaffen sind. Mit Stolz und Anerkennung darf festgestellt werden, daß es der Braunschweiger Selenka gewesen ist, der in entscheidender Weise die Abläufe der großen Handwerkerkongresse des Jahres 1848 geformt und beigetragen hat, ihren Inhalten eine über den Tag hinauswirkende Geltung gegeben zu haben.

Als im Herbst 1848 erkennbar wurde, daß das Parlament in absehbarer Zeit keine Gelegenheit finden würde, sich einer Gewerbeordnung anzunehmen, versuchten tatkräftige Handwerksmeister in den einzelnen deutschen Staaten, die jeweiligen Landtage zur Bestätigung der Frankfurter Grundsätze zu veranlassen. Zu diesem Zweck wurde vom Wolfenbütteler Handwerker-Verein am 20. und 26. Oktober 1848 öffentlich zu einem Handwerkerkongreß für das Herzogtum Braunschweig aufgerufen.<sup>13)</sup> Dieser zweite braunschweigische Handwerkerkongreß begann in Anwesenheit von 30 Deputierten der Handwerkerschaft aus Braunschweig, Blankenburg, Eschershausen, Gandersheim, Helmstedt, Holzminden, Seesen, Schöppenstedt, Schöningen und Vorsfelde am 5. November 1848 wiederum im „Golde-

nen Löwen“ zu Wolfenbüttel. Unter Vorsitz Selenkas beschloß die Versammlung bis zum 9. November 1848 auf der Grundlage der Frankfurter Ergebnisse den „Entwurf einer Handwerker- und Gewerbeordnung für das Herzogthum Braunschweig.“<sup>14)</sup> Allerdings teilte dieser Entwurf das Schicksal des Frankfurter Programms und des Gesetzentwurfs des Volkswirtschaftlichen Parlamentsausschusses. Die politische Entwicklung ab Mitte 1849 machte alle Hoffnungen der deutschen Handwerkerschaft für lange und bittere Jahrzehnte zunichte.

Einen letzten Versuch, für Braunschweig wenigstens den Kern der Handwerkerforderungen zu retten, kann man in der Gründung eines „Vereins der Handwerker und der technischen Gewerbe“ am 28. Februar 1849 erblicken.<sup>15)</sup> Obwohl 49 Gewerke ihre Vertreter in den Verein entsandten, blieb wegen der allgemeinen politischen Lage der Erfolg versagt. Selenka als Präsident des Vereins mußte schmerzlich erkennen, daß die Handwerkerbewegung ihren Höhepunkt überschritten hatte. Zu erwähnen bleibt noch die maßgeblich von Selenka ausgegangene Initiative, für die Zeichnen- und Fortbildungsschule des Gewerbevereins eine solide finanzielle Basis zu schaffen. Aus diesem Institut ist letztendlich die heutige Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig hervorgegangen.

Als Siebzigjähriger starb Selenka am 14. Mai 1871 an den Folgen eines Schlaganfalls und wurde auf dem Braunschweiger St. Magni-Friedhof beigesetzt. Zur Erinnerung an seine Arbeit für das Handwerk ließ die Handwerkskammer Braunschweig im Juni 1982 einen Gedenkstein für Selenka an seiner letzten Ruhestätte errichten. Welcher Satz paßte abschließend zum Lebenswerk Selenkas besser als ein Wort von Heinrich von Sybel:

Allein keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein, und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, wohl aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> z. B. Meusch, H.: Die Handwerkerbewegung von 1848/49. Alfeld 1949. Simon, M.: Handwerk in Krise und Umbruch. Köln 1983. – <sup>2)</sup> Blasius, R.: Emil Selenka. In: Braunschweigisches Magazin 1902, Nr. 5. – <sup>3)</sup> Mittheilungen für den Gewerbe-Verein des Herzogthums Braunschweig. Braunschweig 1840 (S. 25), 1841 (S. 27 und 36) und 1843 (S. 290). – <sup>4)</sup> Selenka, J. J.: Die deutsch-katholische Gemeinde in Braunschweig. Braunschweig 1847 – <sup>5)</sup> Queisser, H.: Das Braunschweiger Handwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Braunschweig 1962. (Stadtarchiv Braunschweig B II 657). – <sup>6)</sup> Bundesarchiv – Außenstelle Frankfurt a. M.: 33 aus DB 51/118; 181 aus DB 51/118; 1615 aus DB 51/118; 2043 aus DB 51/118. – <sup>7)</sup> Verhandlungen der ersten Abgeordneten-Versammlung des norddeutschen Handwerker- und Gewerbe-Standes. Hamburg 1848, S. 28, 38–43. – <sup>8)</sup> Braunschweigische Anzeigen. Braunschweig 1848, Ausgaben vom 1. Juli und 8. Juli 1848. – <sup>9)</sup> Mittheilungen für den Gewerbe-Verein des Herzogthums Braunschweig, a. a. O., Ausgabe Juli 1848, S. 114 ff. – <sup>10)</sup> Verhandlungen des ersten deutschen Handwerker- und Gewerbe-Congresses, gehalten zu Frankfurt a. M. vom 14. Juli bis 18. August 1848. Darmstadt 1848. – <sup>11)</sup> Meusch, H.: a. a. O., S. 53. – <sup>12)</sup> Mittheilungen für den Gewerbe-Verein des Herzogthums Braunschweig, a. a. O., Ausgabe August 1848 (S. 137–142) und September 1848 (S. 145–150). – <sup>13)</sup> Braunschweigische Anzeigen, Ausgaben vom 21. Oktober und 1. November 1848. – <sup>14)</sup> Entwurf einer Handwerker- und Gewerbeordnung für das Herzogthum Braunschweig. Wolfenbüttel 1849. – <sup>15)</sup> Stadtarchiv Braunschweig: H VII 87.

## *Die Bekassine, ein Vogel feuchter und sumpfiger Wiesen ist im Bestand bedroht*

Von Rolf Jürgens

In feuchten und sumpfigen, zum Teil mit Binsen bewachsenen Wiesen war die Bekassine in unserem Raum als stetiger Brutvogel anzutreffen. Feuchtbiootope sind für die zu den Watvögeln gehörenden Bekassinen eine unabdingbare Voraussetzung. Solche Lebensräume sind leider nur noch in geringem Ausmaß im Braunschweiger Land vorhanden. Durch ihre Trockenlegung ist der Bestand an brütenden Bekassinen im gesamten Braunschweiger Land äußerst verringert, bzw. völlig verdrängt worden. Früher brüteten diese im gesamten Braunschweiger Hügelland, soweit feuchte Wiesen vorhanden waren, so bei Emmerstedt, Riddagshausen, Wedtlenstedt, Mariental und Süplingen. Durch die Meliorierung unserer Feuchtgebiete nahm der Bestand fortschreitend ab (Löbbecke 1950). Bis 1955 waren noch folgende Brutgebiete besetzt: Im Großen Bruch kamen etwa 40 Brutpaare vor. In der Schunteraue 30 Paare. Fünf Paare brüteten in der Wabeaue. Im Riddagshäuser Teichgebiet wurden vier bis sechs Paare festgestellt. Auch in der Okeraue südlich Braunschweigs wurden damals mehr als zehn Paare registriert. Nördlich Braunschweigs war unser Vogel noch zahlreicher. Der Brutbestand blieb bei Riddagshausen und in der Okeraue nördlich von Braunschweig konstant. Die Bekassine ist gegen Grundwasserabsenkungen überaus empfindlich. In Riddagshausen würde eine Absenkung des Grundwassers verheerende Folgen für die Bekassine und für andere an Wasser- und Feuchtgebiete gebundenen Arten haben.

Der Bestand würde durch eine Grundwasserabsenkung besonders im Bereich des Schanbruchteiches und der östlich angrenzenden Wiesen nicht nur gefährdet, sondern in ihrem jetzt noch etwa drei bis fünf Paare umfassenden Brutbestand völlig ausgelöscht (R. Berndt 1976).

In der Wabeaue ist nur noch ein Brutpaar vorhanden. Die Schunteraue dürfte höchstens noch 5 Paare aufweisen. Flußabwärts ist wohl der Brutbestand erloschen.

Dies gilt seit 1958 auch für das Große Bruch.

Nach der rigorosen Entwässerung im Schiffgrabenbruch sind alle bedeutenden Feuchtgebiete unwiederbringlich durch die Landwirtschaft vernichtet worden. Insgesamt können nach Zählungen von 1968/72 noch 25–30 Brutpaare angenommen werden. Demgegenüber steht eine Zahl von 100 Brutpaaren vor 1955.

Die Bekassinen ziehen alljährlich in wechselnder Zahl auch durch unser Land. Die häufig auch nachts ziehenden Vögel fallen zur Tagesrast an letzte Feuchtstellen ein. An Feuchtwiesen und Rieselfeldern halten sich die Bekassinen während des Zuges auf den seichten Wat- und Schlammflächen der teilweise oder völlig abgelassenen Teiche und Rieselfeld-Parzellen rastend und nahrungssuchend auf. Die großstädtischen Rieselfelder sowie Klär- und Schlammteiche der Zuckerfabriken in Stadt und Land erlangten durch die vielfältigen Schlamm- und Schlickflächen eine hervorragende Bedeutung als Rastgebiet für Bekassinen und für alle anderen durchziehenden Limikolenarten. Im Frühjahr kann man die Bekassinen im Februar beobachten, den Hauptanteil der ziehenden Vögel jedoch im März. Auch im Mai



Bekassine auf dem Wasser

Foto: R. Jürgens

sieht man noch Trupps auf den Rieselfeldern. Der Wegzug und Herbstzug beginnt bereits in der ersten und zweiten Julihälfte, erstreckt sich aber dann bis in den November hinein. Der Höhepunkt des Zugs der Bekassinen liegt im September und Oktober. Manchmal kann man im November, wenn die Teiche im Riddagshäuser Teichgebiet zum Fischfang abgelassen wurden, nahrungssuchende Bekassinen auf den Schlammflächen beobachten. Einzelne dieser Vögel, die in nicht zu strengen Wintern periodisch hier bei uns zu überwintern scheinen, sind auch noch im Dezember und Januar anzutreffen. Die Hauptansammlungen der Bekassinen ziehen jedoch bis nach Spanien sowie Nordwest- und Südfrankreich.

Wenn im zeitigen Frühjahr der Winter seinen Rückzug antritt und das Eis auf den feuchten und überschwemmten Wiesen zurückweicht, werden die Bekassinen kommen und in den mehr oder weniger dicht bewachsenen Sumpfflächen ihren zum Überleben wichtigen Brutraum annehmen.

Zu dieser Zeit ist auch der einmalig anmutende Balzflug der Bekassinen zu beobachten. Das bekannte „Meckern“ der „Himmelsziege“, wie sie auch genannt wird, entsteht durch das Zittern der weitgespreizten Schwanzfedern, wenn sich der Vogel während seines Balzfluges aus großer Höhe mehrere Meter fallen läßt.

Das Weibchen baut dann das Nest in Gras oder Riedgras versteckt mit trockenen Halmen und mit längeren Blättern. Hier brütet es die vier getarnten Eier nach ca. 20 Tagen aus.

Weitere Schutzmaßnahmen für die Bekassine sind erforderlich. Dafür ist die Rettung bzw. Erhaltung der letzten Feuchtgebiete unabdinglich. Weiteres Anlegen von Feuchtgebieten, mit einem dazugehörenden „Naturschutzmanagement“ erscheint dringend erforderlich.

#### Literatur:

R. Bernd, In: Braunschweigische Heimat Heft 2/1976  
Catalogus Avifaunae Brunsviciensis, 1977.



## Neues heimatliches Schrifttum

Rudolf Meier: Seesen im Spätmittelalter. Vom Flecken zur Stadt. Seesen: M. Wirth 1983. 20 S. DIN A 5 – Geheftet.

Anläßlich der Festwoche zur 555. Wiederkehr der Verleihung der Stadtprivilegien an Seesen hat der zuständige Referent im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Archivoberrat Dr. Rudolf Meier in einem Vortrag dieses Ereignis gewürdigt. In der anzuzeigenden Publikation wird dieser Vortrag jetzt im Druck in unveränderter Form, aber durch Quellennachweise ergänzt, dankenswerterweise einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Verfasser beleuchtet die Entwicklung Seesens vom Flecken zur Stadt kritisch und arbeitet die Besonderheiten im Vergleich mit den wesentlich anders strukturierten Städten Gandersheim und Goslar heraus. Besonderer Wert ist auf die Erörterung des Stadtbegriffs in seiner Anwendung auf Seesen gelegt. Die informative Schrift vermittelt einen guten Überblick und verdiente schon deswegen eine weitere Verbreitung. MWi

Franz Klingner: Dorfchronik von Schandelah. Schandelah: Gemeinde Cremlingen 1982. 192 S., 101 Abb. 8° – Brosch.

Die intensivere Zuwendung zur Heimatgeschichte hat in den letzten Jahren zur Entstehung zahlreicher Ortsgeschichten von sehr unterschiedlichem Wert und Charakter geführt. Unter die positiven Beispiele aus diesem Bereich ist die vorliegende Arbeit einzureihen. Darin ist der Autor bemüht unter Beiziehung aller ihm verfügbarer Quellen aus öffentlichem und privatem Besitz ein Bild von Schandelah in Vergangenheit und Gegenwart zu entwerfen, beginnend mit den natürlichen Gegebenheiten der Landschaft und der Vorgeschichte. Besonders instruktiv erscheint der Abschnitt „Schandelah im 18. Jh.“, der die Lebensverhältnisse auf dem flachen Lande im Braunschweigischen in jener Epoche anschaulich vor Augen führt.

Wichtig auch, daß mündliche Überlieferungen und gegenwärtige Verhältnisse einbezogen werden. Dankbar ist der Leser für gut lesbare Diktion und die sachliche Art der Darstellung, die sich nicht in irgendwelche Hypothesen verliert, wie das in manchen derartigen Ortschroniken leider der Fall ist.

Drucktechnisch nicht immer gelungene Reproduktionen von Kartenausschnitten und Fotos ergänzen den Text. Leider muß man historische Fotos fast völlig vermissen. Sollten solche wirklich in Privatbesitz nicht vorhanden sein? MWi

Reinmar Fürst und Wolfgang Kelsch: Wolfenbüttel. Bürger einer fürstlichen Residenz. 50 biographische Porträts. Neue Folge. Wolfenbüttel: Grenzland-Verlag Rock & Co. 1983. 116 S. m. zahlreichen Abb. 8° – Brosch.

Die hier anzuzeigende Veröffentlichung setzt einen gleichgerichteten Band fort, der in Jg. 69/1983, S. 64 unserer Zeitschrift angezeigt worden ist. Das dort Gesagte gilt auch für die neue Publikation, die wiederum eine Folge von Zeitungsartikeln zusammenfaßt. Die jetzt gewürdigten Persönlichkeiten gehören dem langen Zeitraum zwischen dem 16. Jahrhundert und dem Ende des Zweiten Weltkrieges an. Ausgewählt wurden sie nach drei Gesichtspunkten, nämlich ob sie für längere Zeit in Wolfenbüttel gelebt und sich hier Verdienste erworben haben, ob sie von hier stammen oder ob sie, wie beispielsweise Wilhelm Busch, regelmäßig hier verweilt haben. Erstaunlich, wieviele, auf ihrem Gebiet relativ herausragende Persönlichkeiten sich da haben aufspüren lassen. Am größten ist mit Abstand die Zahl der Künstler im weitesten Sinne, beginnend mit dem Erzgießer Cort Mente und endend mit dem Musiker Ferdinand Saffe. An zweiter Stelle stehen nach der Zahl Gelehrte, Pädagogen und Theologen, die freilich inzwischen größtenteils der Vergessenheit anheimgefallen sind, während nur wenige Männer des Wirtschaftslebens Berücksichtigung finden konnten. So zeigt sich die kleine Residenz wiederum in erster Linie als Musenstadt. Der Band ist eine anregende Lektüre, bei der das Auge durch die gelungene Gestaltung und Bebilderung sich erfreuen kann. MWi

Hermann Braun: Joseph Gregor Winck. Deggendorf 1710 – Hildesheim 1781. Leben und Werk eines Barockmalers in Norddeutschland. = Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen. 2. Hameln: C. W. Niemeyer 1983. 107 S. u. 75 Taf. mit Farb- u. Schwarzweißabb. 4° – Ln.



Dem an barocker Dekorkunst Interessierten bieten sich hierzulande nicht eben viele Schöpfungen dieses Genres dar. Unter diesen aber nehmen die Arbeiten des in Deggendorf in Niederbayern geborenen J. G. Winck einen hohen Rang ein. Zu nennen sind da aus unserem engeren Raum Decken- und Altarbild der Schloßkapelle von Liebenburg, die Grisaillemalereien im Festsaal des Schlosses Schliestedt bei Schöppenstedt sowie zwei Deckenfresken im Herrenhaus des ehemaligen Augustinerklosters Dorstadt bei Wolfenbüttel.

Weitere vorzügliche Arbeiten Wincks, der sich 1743 in Hildesheim niedergelassen hatte, finden sich in der Stadt Hildesheim und in einigen Dorfkirchen des alten Hochstiftes sowie in Paderborn und in Büren in Westfalen. Anderes, nicht minder Bedeutendes ist im Laufe der Zeit verschwunden, so etwa die 1747/48 ausgeführten Dekorationen in den Giebelfeldern des alten Opernhauses am Braunschweiger Hagenmarkt, die Herzog Karl I. in Auftrag gegeben hatte. Auch zur Ausstattung des Schloßchens Richmond bei Braunschweig sowie des Stadthauses des Ministers Schrader von Schliestedt an der hiesigen Auguststraße (Nr. 6) von Winck geschaffene Fresken sind inzwischen in Verlust geraten. Schon diese kurze Zusammenstellung verdeutlicht, daß Winck ein zu seiner Zeit hochgeschätzter Künstler war. Dieser Wertung schließt sich der Autor unserer Biographie zu Recht an. Ein in seiner künstlerischen Aussagekraft vergleichbarer Freskomaler läßt sich in Norddeutschland aus dieser Epoche nicht nennen. Verfasser zeichnet mit großer Akribie und viel Einfühlungsvermögen Leben und Werk des Künstlers nach und ergänzt das ältere Schrifttum trefflich, wenn auch einige Fragen offen bleiben. Insbesondere ließ sich leider trotz einer umfänglichen archivalischen Überlieferung nicht ermitteln, wo und wann Gregor Winck seine Ausbildung erhalten hat. Seine Arbeiten erweisen sich vornehmlich als Zeugnisse spätbarocker Kunstauffassung, wenn sich darin nicht etwa schon klassizistische Tendenzen andeuten. Dagegen sucht man darin vergeblich nach Zügen des für die Zeit des Künstlers typischen Rokoko.

Einleitend bietet Braun eine Biographie J. G. Wincks sowie eine künstlerische Einordnung der Werke. Es folgen ein übersichtlich geordnetes Werkverzeichnis, in dem frühere falsche Zuschreibungen als solche gekennzeichnet sind, sowie eine Dokumentation mit Textzeugnissen des

Künstlers. Daran schließt sich der vorzügliche Bildteil an.

Verfasser hat sein Ziel vollauf erreicht, nicht nur dem Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, sondern auch dem interessierten Laien ein weithin unzugängliches Material zu erschließen. MWi

Karlwalther Rohmann: Tempel-Anneke. Der Prozeß gegen die letzte „Hexe“ von Braunschweig 1663. Kommentiert und dargestellt nach dem Originalprotokoll. Hildesheim: A. Lax 1983. 112 S., 5 Schwarzweißabb., 1 Karte. 8° – Kart.

Im Jahre 1663 wurde der Bäuerin Anna Rolles aus Harxbüttel, genannt Tempel-Anneke, in Braunschweig der Prozeß als Hexe gemacht, offensichtlich hier durchgeführt, weil Braunschweiger Bürger in die Sache verwickelt waren. Nach der herrschenden Meinung handelt es sich freilich keineswegs – wie K. Rohmann vorgibt – um den letzten hier abgewickelten Hexenprozeß. Dieser wurde vielmehr in Braunschweig erst 1698 gegen Katharina Sommermeyer aus Beierstedt angestrengt.

Nach neun Monaten Haft und einem hochnotpeinlichen Verfahren wurde die „Tempel-Anneke“ für schuldig befunden, „durch Zauberei und buhlerischen Umgang mit dem Satan Menschen und Tieren Leibschaden zugefügt“ zu haben (Rohmann, S. 3). Sie wurde enthauptet und anschließend verbrannt, wie denn als Hexe verurteilte Frauen allgemein dem Feuertod überantwortet wurden.

Im Stadtarchiv Braunschweig hat sich das Protokoll des Prozesses, das den Ablauf des Verfahrens in allen Einzelheiten spiegelt, erhalten. Dieses ist bereits 1881 in der 2. Auflage des großen Werkes von Görge-Spehr (Vaterl. Geschichten und Denkwürdigkeiten. . . Teil I, S. 430 ff.) veröffentlicht worden.

K. Rohmann bietet jetzt eine von ihm überarbeitete, literarische Fassung des Prozeßprotokolls, die sich eng an die Vorlage anlehnt, ohne daß irgendwelche Editionsgrundsätze ersichtlich sind, wie sie heute allgemein Anwendung finden. Unverständlicherweise gibt Herausgeber das sogenannte lange „s“ falsch durch „ß“, z. T. als „h“ wieder, was die Lektüre obendrein erschwert. Auch sonst sind die Lesungen auffallend oft nicht einwandfrei. So etwa verwechselt Herausgeber die Initiale „T“ mit der Initiale „E“ und schreibt

demzufolge u. a. anstelle des Rufnamens „Tile“ fälschlich „Eile“, um nur ein Beispiel anzuführen. Auch sonst sind Namensformen bedauerlicherweise verschiedentlich völlig entstellt wiedergegeben. So ist die Veröffentlichung als literarische Arbeit zu betrachten, während der wissenschaftlich oder fachlich Interessierte tunlich auf das Original oder aber auf die frühere Veröffentlichung bei Görges-Spehr zurückgreifen sollte.

Die Quelle als solche vermittelt ein anschauliches Bild eines Hexenprozesses und damit eines Zeugnisses für den uns heute so fremden Zeitgeist.

Ergänzend zu den Angaben in Rohmanns Literaturverzeichnis wünschte man sich die Nennung wesentlicher Literatur zum Thema in Auswahl. Zu erwähnen wäre da das immer noch grundlegende Werk von Soldan-Heppe „Geschichte der Hexenprozesse“, 3. Aufl. 1912 (Neudruck 1972), sowie die Schrift von A. Rhamm „Hexenglaube und Hexenprozesse vornämlich in den braunschweigischen Landen“ (Wolfenbüttel 1882) und von G. Schormann „Hexenprozesse in Nordwestdeutschland“ (Hildesheim 1977). MWI

Wilhelm Raabes Leben und Wirken in Anekdoten. Gesammelt und bearb. von Kurt Hoffmeister. Braunschweig: Selbstverlag 1983. 62 S., 12 Schwarzweißabb., 8°. – Geheftet. Zu beziehen durch die Raabe-Gedächtnisstätte, Leonhardstraße 29a, 3300 Braunschweig.

So manche Facetten aus dem Leben bedeutender Persönlichkeiten, die in wissenschaftliche Darstellungen keinen Eingang finden können, enthüllen in knapper Form erstaunlich viel vom Wesen, der Lebensart und der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. 100 derartige kleine pointierte Geschichten aus dem Leben Wilhelm Raabes, die keineswegs alle einen heiteren Hintersinn haben, wie man es zunächst von der Anekdote erwartet, hat Kurt Hoffmeister dankenswerterweise aus teils entlegenen Quellen zusammengetragen. So werden einzelne Charakterzüge des Schriftstellers, der von sich aus so wenig bereit war, außerhalb seiner Werke etwas von sich preiszugeben, vorzüglich erhellt. Zugleich leistet der Herausgeber einen Beitrag zur besseren Interpretation einzelner Aspekte von Raabes Schriften. Zeichnungen des Dichters und einige Reproduktionen historischer Fotos ergänzen den Text.

Auf gelbem Werkstattbüttenpapier gedruckt, wirkt die Schrift auf den ersten Blick ästhetisch ausnehmend befriedigend. Leider leidet jedoch die Qualität der Wiedergabe der historischen Fotos unter dem verwandten Papier. Auch vermißt man einen Bildquellennachweis. MWI.

Die schönsten Sagen aus Braunschweig. Ausgewählt und nach alten Texten neu erzählt von Gerhard Eckert, mit 27 Zeichnungen von Herbert Grabowski. Essen: Pomp & Sobkowiak 1983. 128 S. – Brosch. Die Sage bildet eine urtümliche Form der Auseinandersetzung mit der Umwelt und der Vergangenheit und war einst oft die einzige Möglichkeit zur Erklärung sonst unverständlicher und dadurch unheimlicher Erscheinungen. Sie hat einen wahren Kern und erhebt im Gegensatz zum Märchen grundsätzlich den Anspruch auf Glaubwürdigkeit für die Zeit des Erzählwerdens. Sie sucht die Glaubwürdigkeit zu stärken durch feste Beziehungen zu bestimmten Örtlichkeiten oder historischen Persönlichkeiten, aber auch durch die Art des Erzählens. Seit dem 19. Jh. sind hierzulande Sagen schriftlich fixiert und dann auch gedruckt worden. Gerhard Eckert hat einundzwanzig derartiger Sagen und sagenhafter Geschichten aus der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebung neu aufbereitet und durch Zeichnungen von Herbert Grabowski angereichert vorgelegt. Ein Vorwort steckt das allgemeine Umfeld ab. Einige Anmerkungen bieten historische Erläuterungen. Die Sammlung wendet sich in erster Linie an den Laien zu einer ersten Begegnung mit dieser Seite der heimatlichen Überlieferung. Am Beginn der Sammlung stehen Sagen zur Entstehung und zum Namen der Stadt Braunschweig sowie zu Heinrich dem Löwen. Es folgen Texten zu übersinnlichen Mächten (Hexen, Riesen, Zwerge, „Himmlische Mächte“). Den Schlußteil bilden „Unheimliche und lustige Begebenheiten“. Die begrenzte Auswahl muß von vornherein Wünsche offenlassen. Vermissen muß man so ein Beispiel für die verbreiteten Sagen von ausgeflogenen Glocken oder die Beziehung der Zwergensagen zu Braunschweigs Nußberg bzw. zum Lindenberg bei Salzgitter-Thiede. Den treffenden Erzählstil für Sagen zu finden, ist schwierig, wie auch diese Sammlung zeigt. Die Diktion sollte aus der anschaulichen Umgangssprache erwachsen und abstrakte Begriffe (z. B. „logisch“) ebenso vermeiden wie betont archaisierende Formen und Begriffe, wie z. B. den Begriff Scheff l<sup>a</sup> für ein heute weitgehend unbekanntes

Getreidemaß, den auch moderne Bibelübersetzungen vermeiden. Demgegenüber kann als Muster für eine gelungene Erzählweise hier auf die von Heinz Bruno Krieger bearbeiteten „Elmsagen“ (Braunschweig und Schöppenstedt 1967) hingewiesen werden.

Auch vermißt man bei Eckert den Quellennachweis für die einzelnen Sagen.

Neben den altüberlieferten Sagen bilden sich solche neu. Dem Heimatfreund sollte das vorgelegte Buch Anlaß sein, nach solchen zu suchen und alles auf dem Gebiet ihm bekannte aufzuzeichnen.

MWi.

Hermen Bote. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Beiträge zum Hermen-Bote-Kolloquium vom 3. Oktober 1981 in Braunschweig. Mit einer Bibliographie. Hrsg. von Herbert Blume und Werner Wunderlich. = Göppinger Arbeiten zur Germanistik. Nr. 357. Göppingen: Kümmerle 1982. Hermen Bote? Seit Peter Honnegger den Braunschweiger Zoltschreiber (um 1465–1520) als mutmaßlichen ‚Autor‘ (was immer für das ausgehende Mittelalter darunter zu verstehen ist) des Eulenspiegel-Buches identifiziert hat (Ulen Spiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage. Neumünster 1973), ist Bote auch einer breiteren Leserschaft nicht mehr ganz unbekannt. Indes: Daß von Bote – außer dem ‚Ulen Spiegel‘ – noch eine ganze Reihe anderer und gewiß nicht unwichtiger Werke stammen (zwei Weltchroniken etwa, eine Braunschweiger Stadtgeschichte und Lieder), das ist bis heute und trotz einer zum Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden, zeitweilig recht regen Bote-Philologie ‚nur‘ Expertenwissen. Hermen Bote also, obwohl von der Forschung längst als einer der bedeutenden Autoren der Zeit um 1500 erkannt, der ‚große Unbekannte‘ der später mittelniederdeutschen Literatur? Das hat nicht zuletzt seinen Grund darin, daß heute – wiederum mit Ausnahme des

Eulenspiegel-Buches – keine zuverlässigen Ausgaben der verschiedenen Werke Botes im Handel erhältlich sind.

„Ediert Botes Werke!“, so lautete denn auch die einhellige Forderung der Teilnehmer des Bote-Kolloquiums, das im Herbst 1981 in Braunschweig stattgefunden hat. Die Beiträge zu diesem Kolloquium, die der zur Besprechung stehende Band versammelt, lassen sich durch zwei Stichworte charakterisieren: Resümee bisheriger und Perspektiven künftiger Bote-Forschung. Im einzelnen bietet der Band – nach einer knappen Einführung in Leben und Werk Botes (W. Lindow) – Forschungsberichte und -aufsätze aus sprach- und literaturwissenschaftlicher Sicht (H. Blume, W. Wunderlich, Th. Sodmann), Beiträge zur Rezeption des ‚Ulen Spiegel‘ in der niederländischen Literatur (L. Geeraedts) und des Eulenspiegel-Stoffes allgemein, in den verschiedenen Künsten und Medien (S. Sichtermann), Überlegungen zu Editionsproblemen (G. Cordes und K. Gärtner) und literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur Stellung Botes im ‚kulturellen Nord-Süd-Gefälle‘ (G. Bollenbeck) und zu ‚poetologischen Fragen zum Werk Botes‘ (E. Rohse). Besondere Bedeutung kommt der den Band abschließenden Bote-Bibliographie zu (W. Wunderlich und D. Schöttker, der außerdem über die in Wolfenbüttel entstehende Eulenspiegel-Bibliographie berichtet). Sie verzeichnet in bisher nicht erreichter Vollständigkeit und Genauigkeit (mit Standortnachweisen!) Botes handschriftlich oder gedruckt vorliegende Werke und Sekundärliteratur.

Bleibt nur zu hoffen, daß die vielen Anregungen des Bändchens auch aufgegriffen werden (etwa indem die Bote-Forschungsstelle an der TU Braunschweig, für die beim Kolloquium 1981 schon recht konkrete Pläne bestanden haben, nun tatsächlich bald eingerichtet wird) und man es nicht bloß, wie so oft in solchen Fällen, bei wohl-tönenden Absichtserklärungen bewenden läßt.

W. Braungart

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstraße 1 – Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, Kälberwiese 13c – Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig – Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

70. Jahrgang

Dezember 1984

Heft 4

## *Die Namen des Weihnachtsmannes in Ostfalen*

*Eine wortgeographische und volkskundliche Untersuchung*

Von Werner Flechsig

Als ich 1970 über „Alte Advents- und Weihnachtsbräuche im Landkreise Braunschweig“ berichtete, erwähnte ich auch kurz die auffälligsten Benennungen für die verkleideten Gestalten, die früher mehr oder weniger lärmend in den letzten Wochen vor Weihnachten durch die Straßen unserer Dörfer zogen und oft, wenn auch nicht immer, in die Häuser gingen, um unartige Kinder mit dem Aschensack oder der Rute zu schlagen und artige mit Äpfeln und Nüssen zu beschenken<sup>1</sup>). Über die verschiedenen Erscheinungszeiten, das Aussehen und die Art des Auftretens jener vorweihnachtlichen Gestalten habe ich mich in dem genannten Beitrag ausführlich genug geäußert, so daß es sich erübrigen dürfte, hier darauf im einzelnen noch einmal einzugehen. Was aber damals wegen des sehr beengten Platzes und der Beschränkung auf die Verhältnisse im Landkreise Braunschweig unterbleiben mußte, nämlich eine vollständige Übersicht über die Vielfalt der in Ostfalen nachweisbaren Namen der Weihnachtsmänner und über deren Verbreitung auf ostfälischem Boden, soll hier jetzt nachgeholt werden. Ich bringe im folgenden auf Grund der Angaben in den Mundartfragebögen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum aus den Jahren 1956 und 1966 für jeden einzelnen Namen die Zahl der Ortsbelege, getrennt nach Kreisen, zu denen die betreffenden Orte vor der niedersächsischen Gebietsreform der 70er Jahre gehörten, und schreite bei den Auszählungen jeweils von Osten nach Westen fort. Dabei bediene ich mich, um Platz zu sparen, der Abkürzungen BW. = Bestimmungswort, d. h. 1. Glied eines zusammengesetzten Wortes, GW. = Grundwort, d. h. 2. Glied eines zusammengesetzten Wortes, Kr. = Land- oder Stadtkreis nach der Zugehörigkeit vor der Gebietsreform, m. = männlich und f. = weiblich.

### **I. Namen mit dem GW. -kläges, -klä'es oder -klaus**

Auf die Frage nach dem Namen der verkleideten Gestalten, die früher vor Weihnachten von Haus zu Haus zogen und Kinder bestraften oder beschenkten, haben längst nicht alle Empfänger der Fragebögen des Br. Landesmuseums geantwortet. Unter denjenigen aber,

die antworteten, gaben weitaus die meisten, nämlich 363, Namen mit dem GW. *-klāges*, *-klā'es* oder *-klaus* an, und zwar entweder dieses Wort allein oder in Verbindung mit dem BW. *Aschen-*, *Bō-(Bū-)*, *Bulle-*, *Busse-*, *Klötter-* (*Klödder-*, *Kletter-*) oder *Rū-*. *Klāges* ist die niederdeutsche Form des aus dem Griechischen entlehnten Heiligennamens Nikolaus, die als Familienname in Ostfalen nicht selten ist. In den christlichen Namenschatz gelangte Nikolaus durch die Verehrung des kleinasiatischen Bischofs Nikolaus von Myra als Heiliger, dessen Kult durch Theophanu, die Gemahlin König Ottos III., im 10. Jahrhundert auch in Deutschland bekannt gemacht worden war. Dem heiligen Nikolaus wurden in der Folgezeit zahlreiche Kirchen, zumal in Norddeutschland, geweiht, wo er als Schutzpatron der Schiffer und Fischer verehrt wurde, darunter auch eine längst verschwundene, 1178 zuerst bezeugte Nikolaikapelle am Damm in Braunschweig. Der heilige Nikolaus galt nach der Legende aber auch als besonderer Freund der Kinder, und so kam es, daß sein Namenstag, der 6. Dezember, vielenorts in Deutschland zum Anlaß gewählt wurde, um Kinder schon vor Weihnachten mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten zu beschenken. In Ostfalen scheint dieser Tag als vorweihnachtlicher Termin für die Besenkung der Kinder durch den Weihnachtsmann aber früher nicht eine solche Rolle gespielt zu haben wie etwa im Rheinland und in Westfalen, weil – wie ich 1970 gezeigt habe – hierzulande in der Regel das Erscheinen des Weihnachtsmannes oder der Weihnachtsmänner zwischen dem 5. und 25. Dezember nicht auf einen bestimmten Tag festgelegt war. Um so verwunderlicher muß es erscheinen, daß doch in den meisten der befragten ostfälischen Orte die in der Vorweihnachtszeit herumziehenden verkleideten Gestalten Namen mit dem GW. *-klāges* (*-klā'es*, *-klaus*) führten, die zweifellos auf den heiligen Nikolaus und seinen im Mittelalter auch hier gefeierten Namenstag zurückweisen. Allerdings bewahren alle diese Namen nicht die Erinnerung an den freundlichen Kinderbischof der Legende, sondern erweisen sich, wie ich noch im einzelnen zeigen werde, eher als Bezeichnungen für unheimliche, ja furchterregende Gestalten.

#### 1) *Aschenklāges*, *Aschenklā'es*, *Aschenklaus*

Der bei weitem häufigste Name war *Aschenklāges* (*-klā'es-klaus*) mit 194 ostfälischen Belegen aus den Mundartfragebögen. Sie verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (Königslutter), Gifhorn (Warmse), Braunschweig (18 Orte), Wolfenbüttel (25), Goslar (4), Stadt Salzgitter (10), Peine (22), Hildesheim (29), Gandersheim (4), Einbeck (5), Holzminden (25), Alfeld (12), Hameln (15), Springe (7), Hannover (5), Burgdorf (10) und Celle (Garßen). Keine Belege lieferten die Kreise des Bezirks Magdeburg sowie die niedersächsischen Kreise Zellerfeld, Blankenburg-West, Osterode, Grafschaft Schaumburg, Schaumburg-Lippe und Nienburg. Auffällig sind auch die geringen Belegzahlen aus den Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Celle, Goslar, Gandersheim, Einbeck und Hannover im Vergleich zu den Zahlen der in diesen Kreisen befragten Orte. Bemerkenswert ist ferner die Beobachtung, daß von den 25 Belegen aus dem Kr. Wolfenbüttel nur 5 aus dem Raum östlich der Oker stammen und aus dem Kr. Braunschweig kein einziger östlich des Flusses. Demnach gilt der Name *Aschenklāges* mit seinen Lautvarianten fast nur im Westen zwischen der Oker und der Weser ohne den Süd- und den Nordrand dieses Gebietes. Dementsprechend fehlt er auch in G. Schambachs Göttingisch-Grubenhagenschen Wörterbuch wie in E. Kücks Lüneburger Wörterbuch, aber man sucht ihn auch in den Wörterbüchern westfälischer Mundarten vergeblich.



„Die Kläuse kommen“  
Aufnahme aus der Südheide um 1935

Foto: H. Brinckmann-Schröder

Was nun das BW. *Aschen-* anlangt, so deutet es auf die frühere Ausrüstung der vorweihnachtlichen verkleideten Gestalten mit einem Aschensack oder -beutel hin. Dieser sollte dazu dienen, unartigen Kindern anzudrohen, daß sie damit geschlagen oder in ihn hineinge-



steckt würden, wenn sie sich nicht besserten. Beispiele dafür aus dem Landkr. Braunschweig habe ich in meinem Aufsatz von 1970 angeführt. Daß der Aschensack diese Aufgabe auch außerhalb Ostfalens hatte, wo der Name *Aschenklāges* u. ä. nicht gebräuchlich war, bezeugt E. Kück in seinem Lüneburger Wörterbuch unter dem Stichwort „*Klās*“ für den Kr. Uelzen<sup>2)</sup>).

## 2) *Busseklāges, Busseklā'es, Busseklaus*

An zweiter Stelle der Häufigkeit steht in Ostfalen der Name *Busseklāges* (-*klā'es*, -*klaus*) mit kurzem u und stimmhaftem s. Er fand sich in 101 Orten der Kreise Helmstedt (13), Gifhorn (5), Braunschweig (21), Wolfenbüttel (16), Goslar (6), Salzgitter (Beinum, Engelnstedt), Peine (10), Hildesheim (12), Gandersheim (Delligsen, Seesen, Volkersheim), Einbeck (Hunnesrück), Alfeld (5), Burgdorf (4) und Celle (Groß Eicklingen, Oppershausen, Sandlingen). Hierbei zeigt sich ein deutliches Schwergewicht östlich der Oker, wo 45 der gesamten Belegorte liegen. Westlich der Oker überschneidet sich der Geltungsbereich des *Busseklāges* (-*klā'es*, -*klaus*) zwar z. T. mit dem des *Aschenklāges* (-*klā'es*, -*klaus*), erreicht aber nicht wie dieser die Kreise Holzminden, Hameln, Springe und Hannover.

Das BW. *Busse-* erscheint auch in der Bezeichnung *Bussemann* ‚schwarzer Mann im Hauskeller, Hausgeist‘, über dessen Verwendung als Kinderschreck ich mich 1960 in meinem Aufsatz über „Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben“ geäußert habe<sup>3)</sup>. Dort stellte ich das BW. *Busse-* zu den ostfälischen Wörtern *bussich* ‚aufgeregt, gedankenlos umherirrend‘, *busselich* ‚unordentlich, vergeßlich, zerstreut bei der Arbeit‘, *Bus-selie* f. ‚Vergeßlichkeit, Zerstreutheit und die dadurch hervorgerufene Unordnung‘ und *bus-seln* v. ‚herumlaufen oder arbeiten, ohne etwas Rechtes auszurichten‘. Demnach wäre der *Busseklāges* mit seinen Lautvarianten die Verkörperung eines unruhigen und unordentlichen Geistes, der wie der *Aschenklāges* ebenfalls nichts mit dem Wesen des heiligen Nikolaus gemein hat.

## 3) *Bulleklāges, Bulleklā'es, Bulleklaus*

Nur im nördlichen Ostfalen ist der Name *Bulleklāges* (-*klā'es*, -*klaus*) bezeugt, und zwar mit 14 Belegen aus den Kreisen Gifhorn (Böckelse), Peine (Dedenhausen), Burgdorf (Burgdorf, Hänigsen, Uetze), Celle (Bockelskamp, Nienhof, Wathlingen, Wienhausen) und Neustadt (Averhoy, Basse, Niedernstöcken, Vesbeck, Wulfelade). In Kücks Lüneburger Wörterbuch fehlt merkwürdigerweise dieser Name, erscheint jedoch in Frederikings Wörterbuch des Dorfes Hahlen, Kr. Minden.

Das BW. *Bulle-* hat sicherlich nichts mit dem gleichlautenden Wort für ‚Stier‘ zu tun, sondern vermutlich mit *buldern* ‚poltern‘, einer Intensivform zu einem nicht bezeugten Zeitwort *bullen*, oder mit dem durch das Suffix -*ster* erweiterte Appelativ *Bulster* m. ‚mürbes, stockiges Stroh‘, zu dem das Eigenschaftswort *bulsterich* ‚struppig, schlecht sitzend von Kleidungsstücken‘ und *Bulsterkopp* ‚Mensch mit wilden, struppigen Haaren‘ gehören. Der *Bulleklāges* usw. wäre demnach entweder ein lärmender oder ein struppig verkleideter Unhold. Das paßt zu der Bezeichnung des „schwarzen Mannes“ im dunklen Keller, eigentlich des Hausgeistes, vor dem man unartige Kinder warnt, als *Bullekåter*, *Bullekêrl* oder *Bullemann* in Ostfalen.

#### 4) Klötterklāges, Klötterklā'es, Klötterklaus

Auf eine geräuschvolle Erscheinung deutet der Name *Klötterklāges* (-klā'es, -klaus) hin, dessen BW. auch hier und da, wo t zu d erweicht ist, *Klödder-* und dort, wo ö zu e entrundet ist, *Kletter-* gesprochen wird. 16 Belege kommen aus den Kreisen Gifhorn (Didderse, Isenbüttel, Lagesbüttel, Leiferde, Wilsche), Braunschweig (Bienrode, Mascherode, Neubrück, Watenbüttel, Wenden gemäß den Mundartfragebögen; dazu gemäß den Brauchtumsfragebögen Bevenrode, Harvesse, Thune, Völkenrode, Wendhausen) und Peine (Eltze). Auch dieser im nördlichen Ostfalen bekannte Name fehlt auffälligerweise in Kücks Lüneburger Wörterbuch.

Das BW. *Klötter-* gehört zu dem Zeitwort *klöttern*, *klödtern*, das mit der Bedeutung ‚rasseln, klappern‘ zwar nicht für Ostfalen gebucht ist, wohl aber in Kücks Wörterbuch für das mick-Gebiet der südlichen Lüneburger Heide, z. B. Ebstorf, Kr. Uelzen<sup>4)</sup>. Die Bezeichnung *Klötterklāges* usw. paßt also gut zu dem Auftreten der Weihnachtsmänner mit rasseln den Ketten auf den Dorfstraßen, wie es R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde erwähnt hat<sup>5)</sup>.

#### 5) Rūklāges, Rūklā'es, Rūklaus

Etwas weiter verbreitet und ein wenig zahlreicher ist der Name *Rūklāges* (-klā'es, -klaus) in Ostfalen. Er findet sich in 19 Orten der Kreise Wernigerode (Sorge), Helmstedt (Ingeleben), Gifhorn (Brome, Leiferde, Vorhop, Wahrenholz, Wesendorf), Braunschweig (Wierthe), Wolfenbüttel (Evessen, Hohenassel, Klein Biewende), Peine (Wense), Hildesheim (Wendhausen), Gandersheim (Olxheim), Hannover (Harkenbleck, Kirchdorf, Velber), Burgdorf (Groß Burgwedel) und Celle (Lachendorf). Nach Kücks Lüneburger Wörterbuch kommt dieser Name auch im Kr. Neuhaus an der Unterelbe und in Mecklenburg vor.

Das BW. *Rū-* kommt von dem Eigenschaftswort *rū* ‚rauh, behaart‘ und deutet an, daß die so benannten vorweihnachtlichen Gestalten mit Pelzwerk oder anderem rauhen Zeug verkleidet umherzogen.

#### 6) Bōklaus, Būklaus

Der von R. Andree ohne Ortsangabe aufgeführte Name *Bōklas* wurde mir als *Bōklaus* nur aus Laderholz im Kr. Neustadt gemeldet. Daneben erscheint die Lautvariante *Būklaus* in Wittingen, Kr. Gifhorn, und Steimbke, Kr. Nienburg. Während *Bōklaus* aus *Bōk-klaus* entstanden sein und dann als ‚klopfender Klaus‘ gedeutet werden könnte, ist die Bedeutung des BW.s *Bū-* hier unklar. Vielleicht soll es den dumpfen Zuruf wiedergeben, mit dem man beim unerwarteten Auftreten andere erschrecken will.

#### 7) Klāges, Klā'es, Klaus<sup>\*</sup>

Während die bisher angeführten Namen der verkleidet in der Vorweihnachtszeit herumziehenden Gestalten alle einen beunruhigenden oder gar bedrohlichen Klang haben, fehlt dieser Beiklang in der neutralen Bezeichnung *Klāges* (*Klā'es*, *Klaus*), die in 24 Orten nachweisbar ist. Die Belege verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (1), Gifhorn (3), Braunschweig (1), Hildesheim (3), Alfeld (1), Burgdorf (4), Celle (7), Neustadt (3) und Schaumburg-Lippe (1). Dort hat sich die kirchliche Überlieferung des guten Kinderbischofs Nikolaus entweder

seit dem Mittelalter unbeeinflusst durch den älteren heidnischen Dämonenglauben erhalten, oder sie hat erst in neuer Zeit unter neuem kirchlichen Einfluß vorchristliche Vorstellungen gänzlich verdrängt. Betont kirchlich erweist sich der Name durch den Zusatz *Sün*te-, ‚Sankt, Heiliger‘ zweimal im Kr. Neustadt, wo Brase die Form *Sünteklaus* und Mariensee die entstellte Form *Sünnerkläs* gebrauchten.

## 8) Nickelaus

Zweifellos jungen Ursprungs ist die fast völlig hochsprachliche Namensform *Nickelaus*, die unter Rücknahme der volkssprachlichen Umformung des Heiligennamens zu niederdeutschem Lautstand hier und da verstreut über das ganze ostfälische Gebiet in 35 Orten Eingang gefunden hat. Da ihre Belege für die Deutung des alten vorweihnachtlichen Brauchtums ohne Belang sind, kann ich hier auf ihre Auflistung verzichten.

## II. Namen ohne das Grundwort -kläges (-klä'es, -klaus)

Neben den kirchlich beeinflussten Namen mit dem GW. -kläges (-klä'es, -klaus) gibt es in Ostfalen aber auch Namen mit anderen Grundwörtern, die überhaupt keine Bezüge zu kirchlichen Vorstellungen aufweisen und deshalb den heidnischen Ursprung des Umganges verkleideter Gestalten vor Weihnachten am eindeutigsten erkennen lassen.

### 1) Busseman und andere Zusammensetzungen mit dem BW. Busse

Derselbe Name *Busseman*, mit dem man in Ostfalen Kinder in Angst zu versetzen beliebte (*Toif man, de Busseman kummt!* d. h. ‚Warte nur, der im Keller hausende schwarze Mann kommt!‘), dient in nicht wenigen Orten zugleich als Bezeichnung der verkleideten Gestalt, die in der Vorweihnachtszeit umgehen sollte, um unartige Kinder zu züchtigen. 64 Belege dafür kamen aus den Kreisen Halberstadt (Hessen), Helmstedt (8 Orte), Braunschweig (Destedt, Mascherode), Wolfenbüttel (8), Goslar (6), Stadt Salzgitter (Groß Mahner, Ohlendorf), Peine (4), Hildesheim (3), Gandersheim (12), Zellerfeld (Lonau), Einbeck (9), Holzminden (Eimen, Lüerdissen), Alfeld (3), Springe (Boitzum) und Burgdorf (Dolgen, Ölerse).

Als weitere Zusammensetzungen mit dem BW. Busse erscheinen *Bussebär* in Groß Laferte, Kr. Peine, *Bussekäter* in Burgstemmen, Kr. Alfeld, *Bussekêrl* in Schliestedt, Kr. Wolfenbüttel, und *Bussekläter* in Burgdorf, Kr. Wolfenbüttel, und Rüper, Kr. Peine. Das GW. -bär deutet wohl auf die unkenntlich machende Verkleidung der vorweihnachtlichen Gestalt wie etwa *Arftenbär(e)* auf die Verkleidung einer Gestalt des Fasselabendbrauchtums. Zweifelhafte ist es, ob das GW. -käter etwas mit der männlichen Katze zu tun hat oder mit der Entstellung des Gesichts durch getrockneten Augen- oder Nasenschleim, der hierzulande ebenfalls *Käter* genannt wird. Das GW. -kläter ist ebenfalls mehrdeutig. Entweder kommt es von *Kläter* m. ‚dreister, unverschämter Mensch, der immer Widerworte hat‘ (daher der Scheltname *Klinterkläter* für die Bewohner der Straße Klint in Braunschweig) oder von *Klättere* f. ‚altes, abgenutztes, auch wohl durchlöcherter oder mit einem schmutzigen Saum versehenes Frauenkleid‘ oder aber *Klättere* f. ‚körnig getrockneter Schleim in den Augenwinkeln‘. Demnach weist der Name *Bussekläter* entweder auf das ungehobelte Wesen oder auf das ansehnliche Äußere der verkleideten Brauchtumsgestalt hin.

## 2) Namen mit dem BW. *Aschen-*

Außer dem oben im Abschnitt I behandelten *Aschenklāges* (*klā'es*, *-klaus*) fanden sich noch 4 andere Zusammensetzungen mit dem BW. *Aschen-* als Bezeichnungen für die in der Vorweihnachtszeit umgehenden verkleideten Brauchtumsgestalten, nämlich *Aschenböddel* bzw. *-böttel* in den westostfälischen Kreisen Northeim (Hohnstedt, hier entstellt zu *Aschenböln*), Einbeck (Lauenberg, Odagsen), Holzminden (Lenne), Gandersheim (Kaierde: *-börrel*, Varrigsen) und Alfeld (Eimsen: *-börrel*, Grafelde: *-börrel*, Sellenstedt: *bössel*), *Aschenbui* im Kr. Springe (Alvesrode), *Aschenklötter* im Kr. Braunschweig (Wendeburg, Zweidorf) und *Aschenpröddel* im Kr. Einbeck (Dassel).

Von diesen Namen enthält *Aschenböttel* (*-böddel*, *-börrel*) ein GW., das dem hochdeutschen Büttel entspricht und in der heimischen Volkssprache früher ‚Gemeindediener, Gerichtsdieners‘ bedeutete. Mit einer solchen Bezeichnung sollte wohl zum Ausdruck gebracht werden, daß dem mit Aschensackschlägen drohendem Weihnachtsmann derselbe furchtsame Gehorsam entgegen zu bringen sei wie einer mit anderen Zwangsmitteln ausgestatteten Amtsperson. *Aschenbui(e)* bedeutet ‚Aschenbeutel‘ und weist demnach auf den vom Weihnachtsmann mitgeführten Aschensack hin. *Aschenklötter* ist mit demselben Appellativ als GW. zusammengesetzt, das schon beim *Klötterklāges* erschienen war, und bedeutet somit den mit Ketten rasselnden oder auf andere Weise lärmenden Träger des Aschensackes. Auch *Aschenpröddel* hat etwas mit dem geräuschvollen Auftreten verkleideter Gestalten vor Weihnachten zu tun, allerdings nichts mit Kettengerassel oder anderen mechanischen Geräuschen, sondern mit der groben Stimme des Weihnachtsmannes. Das GW. *-pröddel* ist abgeleitet vom Hauptwort *Prötm* m. ‚prahlerisches lautes Gerede‘, wozu auch die Zeitwörter *prötten* und *prötteln* gehören.

## 3 Sonstige Namen

Nicht als GW., sondern als BW. erscheint *Klāges* zweimal in der Zusammensetzung *Klāges-Klümper*, und zwar bezeugt für Altenhagen und Steinhude im Kr. Schaumburg-Lippe. *Klümper* bedeutet hierbei wohl kaum den langstieligen Holzhammer, mit dem zähe Erdschollen nach dem Pflügen des Ackers zerschlagen wurden, sondern eher den Mann, der mit dem Klumpsack Schläge austeilte.

*Uutklē'ers* bzw. *Uutgeklē'te*, also Verkleidete, nannte man die Weihnachtsmänner in Boitzenhagen, Kr. Gifhorn, Buntenbock, Kr. Zellerfeld, Dögerode, Kr. Osterode, und Hagen, Kr. Neustadt.

Weit verstreut in verschiedenen Kreisen galt auch anstelle eines kennzeichnenderen Namens die farblose Bezeichnung *Wīnachtsmann*, wobei je nach dem Diphthongierungsgrad des Stammsilbenvokals statt *i* der Zwielaute *äi*, *aī*, *öi* oder *oī* erklingt. Anstelle des GW.s *-mann* findet sich mit etwas abschätzigem Beiklang *-kērl* in Bündheim, Kr. Wolfenbüttel (*Wäinachtskiērl*), Lüthorst und Mackensen, Kr. Einbeck (beide *Woīnachtskērl*). Zum Schluß führe ich nur der Vollständigkeit wegen noch 2 Belege für den Namen *Knecht Ruprecht* aus Wieckenberg, Kr. Celle, und Degersen, Kr. Hannover an. Dieser Name ist keineswegs dort bodenständig, sondern aus Mitteldeutschland in die hochdeutschen Weihnachtsgedichte und -geschichten gelangt und so nur als literarischer Begriff in Ostfalen einzeln übernommen worden.

### III. Hille (Hillije, Hèle) Krist

Völlig andersartig als alle bisher behandelten Namen ist die Bezeichnung *Hille Krist* oder *Hillije Krist*, die nur aus 24 Orten im südwestlichen Ostfalen gemeldet wurde, und zwar aus den Kreisen Hildesheim (Königsdahlum), Gandersheim (Bentierode, Bornum, Dankelsheim, Dannhausen, Ellierode, Erzhausen, Garlebsen, Gittelde, Hahausen, Jerze, Klein Rhüden, Naensen, Stroitt), Osterode (Westerhof, Wiershausen, Willensen), Einbeck (Dassensen, Dörrigsen, Lauenberg, Lüthorst, Portenhagen, Strodthagen) und Holzminden (Vorwohle). Obwohl diese Namen, die ‚heiliger Christ‘ bedeuten, auf die Frage nach den verkleidet herumziehenden Gestalten der Vorweihnachtszeit genannt wurden, haben sie mit diesen Gestalten des Brauchtums offensichtlich nichts zu tun. Es handelt sich vielmehr um die Personifizierung des Christkindes, das nach dem Kinderglauben am Heiligen Abend un-gesehen die Weihnachtsgeschenke in die Häuser bringt, wo Kinder wohnen. Das Christkind erscheint aber im Gegensatz zu den vorher behandelten Brauchtumsgestalten nicht wirklich als ein verkleidetes lebendes Wesen, sondern auf sein Erscheinen soll nur aus den vorgefun-denen Geschenken geschlossen werden. So ist es denn nur ein kleiner Schritt zur Umdeutung der Bezeichnung für das Christkind selbst auf die Bezeichnung für das angeblich von ihm mitgebrachte Weihnachtsgeschenk, wie es in der Form *Hèle Krist* in den DDR-Kreisen Wanzleben (Klein Santerleben, Eilsleben: hier entstellt zu *Ele Krist*) und Bernburg (Stadt Bernburg) bezeugt ist.

### IV. Zusammenfassung der Teilergebnisse

Vergleicht man die Belegzahlen der verschiedenen Namen für die verkleidet herumzie-henden Brauchtumsgestalten der Vorweihnachtszeit miteinander, so zeigt es sich, daß nur ein recht kleiner Teil der Belege rein kirchliche Herkunft aufweist, nämlich *Klāges* (*Klā'es*, *Klaus*) in 24 und *Nickelaus* in 35 Orten. Diesen 59 Belegen stehen insgesamt 86 mit völlig unkirchlichen Namen gegenüber. Den weitaus größten Anteil halten mit insgesamt 345 Be-legen solche Namen, in denen das aus der kirchlichen Vorstellungswelt übernommene Wort *Klāges* (*Klā'es*, *Klaus*) teils als erstes, teils als zweites Glied einer Zusammensetzung mit durchaus weltlichen Begriffen verbunden ist. Diese Begriffe dienen alle dazu, das Aussehen, Wesen oder Gebaren der Brauchtumsgestalt zu verdeutlichen. Dabei handelt es sich wie bei der Gruppe völlig unkirchlicher Namen durchweg nicht um angenehme, vertrauenbildende Vorstellungen, sondern um befremdliche, ja furchterregende Züge. Sie haben alle etwas Dämonenhaftes und stehen in krassem Widerspruch zu der Vorstellung vom gütigen Kinder-bischof Nikolaus, an den die Beifügung des Wortes *Klāges* (*Klā'es*, *Klaus*) zu den Bezeich-nungen der vorweihnachtlichen Brauchtumsgestalten zu erinnern scheint. Wann und wie die Verbindung so gegensätzlicher Vorstellungen in den Namen der Weihnachtsmänner er-folgte, läßt sich leider nicht nachweisen, da meines Wissens Belege für solche Namen aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert fehlen.

Der früheste Beleg, den ich kenne, kommt in einem plattdeutschen Hochzeitsgedicht für Johann Ernst Schönermark und Anna Elisabeth Sophie Brandes in Braunschweig 1730 vor, wo es heißt: „*Schöll jöck jo wo hr bange wehren / Vor dem Busse-Claus . . .*“, d. h. ‚Sollte euch irgendwie bange werden vor dem Busseklaus‘<sup>6</sup>).

Ich halte es für abwegig anzunehmen, daß im Mittelalter zuerst nur Umgänge einer als heiliger Nikolaus verkleideten Gestalt unter dessen Namen üblich waren und erst später Gestalt und Name im Volksbrauch zu ihren neuzeitlichen Erscheinungsformen verwilderten. Vielmehr dürften die in der Mittwinterzeit zur Abwehr der Winterdämonen mit Lärm und furchterregendem Aussehen herumziehenden Gestalten das Ursprüngliche, aus vorchristlicher Zeit Überkommene gewesen sein, das die Kirche im Mittelalter durch den Namen und das Wesen des heiligen Nikolaus zu zähmen und in andere Bahnen zu lenken suchte. Wie unvollkommen das bis ins 19. oder gar frühe 20. Jahrhundert gelang, beweisen nicht nur die Angaben über die vorweihnachtlichen Umgänge in Andrees Braunschweiger Volkskunde und der in meinem Aufsatz von 1970 ausgewerteten Brauchtumsfragebögen des Braunschweigischen Landesmuseums, sondern auch die teils nur beiläufig, teils gar nicht kirchlich beeinflussten Namen der Brauchtumsgestalten.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Werner Flehsig, Alte Advents- und Weihnachtsbräuche im Landkreis Braunschweig (in: Heimatsbote des Landkreises Braunschweig für 1970; hier S. 86 ff.). – <sup>2)</sup> Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942; hier Bd. II, Sp. 132. – <sup>3)</sup> Werner Flehsig, Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. Wortgeographische Untersuchungen zur ostfälischen Stammeskunde (in: Braunschweigische Heimat 46, 1960, S. 33 ff., 65 ff. und 100 ff.); hier S. 100 ff. – <sup>4)</sup> wie Anm. 2; hier Bd. II, Sp. 144. – <sup>5)</sup> Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1901; hier S. 324. – <sup>6)</sup> C. Borchling u. Br. Claußen, Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 ff.; hier Bd. III Nr. 4168 A.

## *Braunschweig im Wandel – 1800 – 1984*

Geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrages.

Von Justus Herrenberger

Das Jahr 1800 habe ich als Anfangszeitpunkt gewählt, weil Braunschweig damals durch die Schleifung der barocken Stadtbefestigung einen für die spätere Stadtentwicklung entscheidenden Wandel erfuhr.

Die mittelalterliche Stadtmauer war nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1671 durch Herzog Rudolf August und dessen Bruder Anton Ulrich durch eine Befestigung nach Vaubanschem Schema ersetzt worden. Für den die Altstadt umgebenden, etwa 6 km langen, durchschnittlich 300 m tiefen Festungskranz mit Hauptwall, Bollwerken, Hauptgraben, Ravelins, Ravelingraben, Contre-escarpe, Glacis und die aufwendigen Torbauten wurden enorme Flächen benötigt und mußten gewaltige Erdmassen bewegt werden. Die Flächen für die Befestigung waren ebensogroß wie die Fläche der ganzen Altstadt. In der Altstadt herrschte Enge und Wohnungsnot, da die Einwohnerzahl durch die Besatzungssoldaten und deren Anhang von etwa 17 000 Bewohnern auf 25 000 angewachsen war. Das Eingengtsein durch den Festungsgürtel, die nächtlichen Torsperren und die umständlichen Torkontrollen waren für die Bürger eine schwere Last.



Aber auch für den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand wurde die barocke Befestigung eine schwere Last. Die Unterhaltung kostete viel Geld, Geschütze und Soldaten. Daß diese Befestigungen angesichts der veränderten Kriegstechnik nutzlos waren, hatte Karl Wilhelm Ferdinand als Offizier Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege erfahren. Der Herzog beauftragte Hauptmann Culemann, die Befestigung in eine Parkanlage umzuwandeln. Als sparsamer Landesvater legte er Wert darauf, daß diese Umwandlung keine Kosten verursachen sollte. Der Verkauf der frei werdenden Flächen an reiche Bürger sowie der Verkauf des Abbruchmaterials sollte diese Kosten decken.

Leider wurde bei der Demolierung ein irreparabler Fehler gemacht. Zwar unterblieb das ursprünglich beabsichtigte völlige Zuschütten der Umflutgräben, da die Erdbewegungen hierfür zu teuer geworden wären. Das Gelände wurde jedoch an beiden Ufern bis an die Umflutgräben an Bürger verkauft, wobei, um möglichst viel Land verkaufen zu können, die Uferböschungen sehr steil angelegt wurden. Damit war für immer die Möglichkeit vertan, einen Promenadenweg am Wasser entlang um die Stadt zu legen.

Als 1803 Peter-Joseph Krahe die Wallplanung übernahm, waren die Gestaltungsmöglichkeiten sehr eingeschränkt. Bis auf kleine Abschnitte am Hohen Tore und am Löwenwall blieben die Umflutgräben bis heute für die Öffentlichkeit unzugänglich. Die heute dem Spaziergänger erschlossenen Museum- und Theaterparks waren herzogliche Privatgärten, Löbbeckes Insel und der Bierbaumsche Park waren im Privatbesitz.

Juwelen der Kraheschen Wallkomposition waren die sieben, heute zum Teil nur noch rudimentär erkennbaren Toranlagen: Augusttor, Wilhelmtor, Hohetor, Petritor, Wendetor, Fallerslebertor und Steintor. Das Thema „Eingang in die Stadt“ wurde von Peter-Joseph Krahe in diesen Toranlagen phantasievoll durchgespielt. Die Elemente Zugangsallee, Vorplatz, Torhäuschen, Brücke, geometrisch geformter Verteilerplatz wurden in vielen Varianten angewendet. Mit dem Monumentenplatz (Löwenwall) erhielt die Krahesche Planung um 1820 ihren Abschluß und Höhepunkt. Krahe schuf mit diesem Platz und dem Obelisken für die beiden gefallenen Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm einen „Heldenplatz“, auf dem der Benutzer „dem Alltag entrückt“ sein sollte.

Braunschweig wurde nach dieser Umwandlung der Wallanlagen zu einer sehr schönen Stadt. Man stelle sich vor: der mittelalterliche Stadtkern mit etwa 900 Fachwerkhäusern, überragt von den Türmen der Pfarrkirchen und des Domes. An den Plätzen die Rathäuser der Weichbilde, das Gewandhaus, die Alte Waage, die mächtigen Dächer von St. Ägidien, der Brüdernkirche und des Paulinerklosters. Im Mittelpunkt das Schloß, drumherum eine erhöhte Grünpromenade im Zuge der Umflutgräben mit einigen Villen und Sommerhäusern. Von dort Übergang in die offene Feldflur. Vom Löwenwall konnte man über das weite offene Land bis auf den Elm sehen. Von außen betrachtet, erhob sich die überschaubare Stadtsilhouette über den grünen Kranz der Wallpromenaden aus der offenen Landschaft.

Man kann durchaus einen Zusammenhang sehen zwischen der Befreiung der Städte von ihren Mauern und der erhofften Befreiung des Menschen von mittelalterlichen Zwängen durch die Französische Revolution, der Bauernbefreiung, der Glaubensfreiheit und der Verkündung der Menschenrechte. Die politische Befreiung brachte für Braunschweig zunächst keine, die städtebauliche Befreiung erst etwa um die Jahrhundertmitte sichtbare Ver-



änderungen des Stadtbildes, leider unerfreuliche. Die Stadt wucherte planlos entlang der sieben Ausfallstraßen aus. Dort entstand ein Durcheinander von Wohnhäusern, Handwerksbetrieben und Fabriken. Durch die Vermehrung und Vergrößerung der Fabriken bildete sich ein neuer Festungsring, ein geschlossener Industriering um die ganze Stadt: Gaswerke, Schlachthof, Kraftwerk, Schmalbach, Jute, Miag, Roggenmühle, Wilke, Luther, B. M. A., Buchler, Ziegeleien, Konservenfabriken, alter Güterbahnhof, Gerloff, Wasserwerk, Brauereien, Büssing, Siemens, Ausbesserungswerke, Brunsviga, Grotrian, Grimme und Natalis u. v. a. m. Potentielle, bevorzugte Wohnlagen im Süden und Westen der Stadt wurden dadurch bis heute entwertet. Braunschweig erhielt allerdings den ersten richtigen Bahnhof Deutschlands. Doch schon bald erwies sich dieser Kopfbahnhof als „Pfahl im Fleische“: seine falsche Lage im Süden, seine umständliche Nutzbarkeit behinderten, zusammen mit dem konzentrisch um die Stadt liegenden Gleisring, die Entwicklung der Stadt. Einer Weltstadt mochte ein Kopfbahnhof geziemen, für Braunschweig bedeutete er den Abstieg in die Provinzialität. Bis lange nach dem Kriege behinderten Bahnschranken an den Ausfallstraßen die Stadtentwicklung.

Das alles klingt sehr negativ. Es gab aber auch sehr positive Entwicklungen. Auf praktisch-technischem Gebiet nenne ich: die Trinkwasserversorgung, die Kanalisation (Mischkanalisation), Gas- und Stromversorgung, die Pferdebahn, die elektrische Straßenbahn, die Straßenbeleuchtung, Schlachthof, Müllabfuhr und ab 1930 Fernwärme.

Planvoll entstanden in der dicht besiedelten Altstadt und ihrer unmittelbaren Nähe viele Schulen. An der Ostseite der Stadt bildete sich, wohl mehr zufällig, jedoch ganz organisch, eine Kette von Kulturbauten: Wilhelm-Gymnasium, Städtisches Museum, Gaußschule, Stadtarchiv und Stadtbibliothek, Herzog Anton Ulrich-Museum, „Hoftheater“ und Technische Hochschule. Der fürstliche Mittelpunkt der Stadt, das Residenzschloß, wurde von den Braunschweigern – sie konnten die Unterwerfung 1671 und den Schloßbrand 1830 nicht vergessen – wohl nie so richtig akzeptiert. Der Schloßgarten blieb dem Publikum verschlossen.

Für diese Stadt erwies es sich als großes Glück, mit Ludwig Winter – er wirkte hier von 1879 bis 1919 – einen bedeutenden Stadtbaumeister zu haben. Winter war nicht nur ein begnadeter Architekt und Künstler, er hatte einen starken Willen und verstand es, seine Meinung gegen manchmal törichte Magistratsbeschlüsse hartnäckig durchzusetzen. Von seiner Hand stammen nicht nur wichtige Einzelbauwerke, er war auch ein weit vorausschauender Stadtplaner. Unter seinem „Regimente“ entstand das „Herz der Stadt“. Gegen kleinmütige Bürger und einen dickfelligen Magistrat schuf er mitten in der alten Stadt den städtebaulichen Mittelpunkt. Es gelang ihm, diesen Mittelpunkt über den Durchbruch der Münzstraße und Friedrich-Wilhelm-Straße an den Bahnhof anzubinden und diese Verbindung mit dem Durchbruch der Dankwardstraße über den Steinweg bis an das Hoftheater fortzusetzen. Der Dom und das Schloß waren vorhanden, die Burg Dankwarderode wurde durch Ludwig Winter vor dem Abriß gerettet. Der ganze Bezirk wurde durch wichtige Verwaltungsbauten verdichtet, die Reichspost, das Gerichtsgebäude, die Polizeidirektion, Feuerwehr, Staatsbank und Regierung.

In den Knickpunkt Münzstraße-Dankwardstraße setzte Ludwig Winter das Rathaus mit seinem städtebaulich hervorragend hineinkomponierten Rathhausturm. In diesen Rathaus-

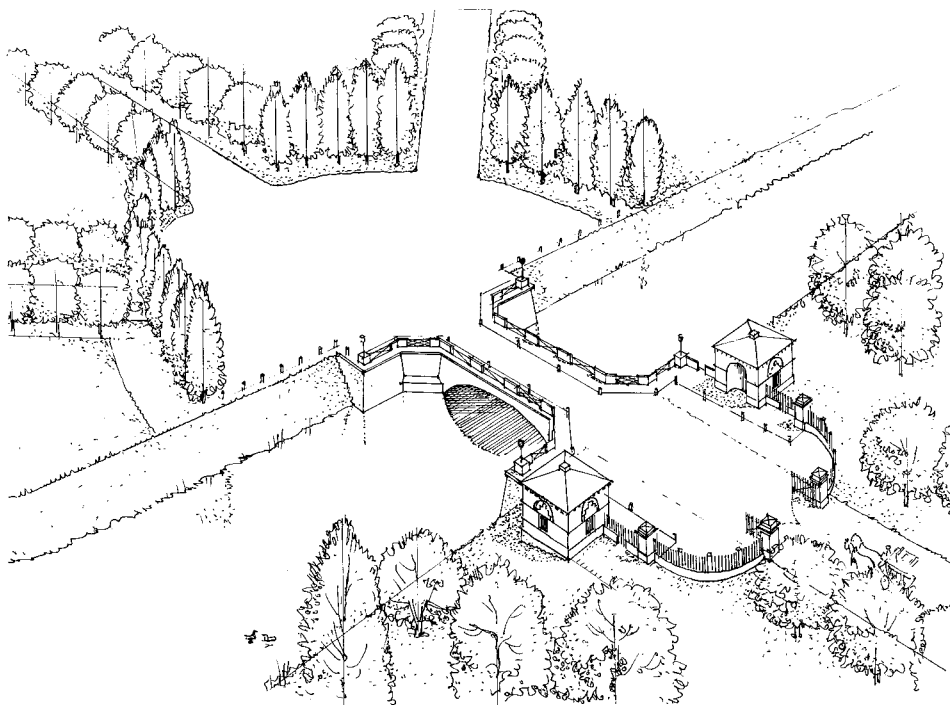


Abb. 3 Augusttor

Krahes Komposition: Avenue von Wolfenbüttel – Torpfeiler – hufeisenförmiger Torplatz mit Wachhäuschen – Einengung – Brücke – Ausweitung – halbkreisförmiger Verteilerplatz.

turm setzte er sich selbst, sein Amtszimmer lag dort über dem des Oberbürgermeisters. Es gibt kaum eine andere Großstadt in Deutschland mit einem vergleichbar konzentrierten Mittelpunkt. Wir verdanken Winter aber noch mehr. 1889 veröffentlichte er die Planung des Ringgebietes. Er schuf damit eine Grundlage für ein geordnetes Wachstum der Stadt. Im östlichen Ringgebiet wurde die Stadtentwicklung nicht durch die Eisenbahngleise behindert, da die Strecke östlich des Nußberges entlang führte. Die vielen heutigen Altbausanierungen im östlichen Ringgebiet beweisen die städtebauliche Qualität der Winterschen Planung um die Verlängerung von der Steinwegachse über das Theater, die Kaiser-Wilhelm-Straße bis zum Nußberg. Im Norden, Westen und Süden behinderte der enge Gleisring die Wintersche Planung.

In und nach dem Ersten Weltkrieg veränderte die Stadt ihr Gesicht nur wenig. Die Einwohnerzahl stagnierte, die Wohnverhältnisse in den Fachwerkhäusern der Innenstadt wurden unerträglich. Trotz der Not entstanden vor 1933 einige architektonisch bemerkenswerte Neubauten im Wallgebiet: das Gebäude der Allgemeinen Ortskrankenkasse, die Berufsschule am Inselwall und das Stadtbad im Bürgerpark. Der seinerzeit politisch sehr umstrittene „Bebelhof“ gehört zu den besten Beispielen des Arbeiterwohnungsbaues der Wei-

marer Republik. Planmäßig entstand nach dem Entwurf von Herman Flesche das Siegfriedviertel im Norden der Stadt als lebensfähige Stadterweiterung.

In der Zeit des Nationalsozialismus machte man sich mit großem Schwung an die „Altstadtsanierung“. Die dicht bebauten Hinterhöfe wurden aufgelockert, die Fachwerkhäuser an den Straßen wurden überholt. Auch hier wirkte Herman Flesche als „spiritus rector“. Für die aus der Altstadt ausgesiedelten Menschen und die inzwischen auf über 150 000 Einwohner angewachsene Bevölkerung wurden neue Stadtrandsiedlungen geschaffen: Mascherode, Gartenstadt, Schundersiedlung, Lehdorf. Um die Stadt herum wuchsen Kasernen und neue Industrieanlagen: das VW-Vorwerk, die Niedersächsischen Motorenwerke, das Luftwaffenlazarett. Die Verlegung des Bahnhofes kündigte sich durch die Neuanlage des Verschiebeshofes und die Brückenbauten in Richmond an. 1938 wurde der Mittellandkanal fertig, er liegt, ebenso wie die Reichsautobahn, im Norden der Stadt und damit ungünstig zu der Industriekonzentration um den Bahnhof im Süden. Die Reichswerke in Salzgitter und das VW-Werk in Wolfsburg brachten einen regionalen Strukturwandel, den Braunschweig bislang noch nicht verkraftet hat. Die Nähe von Städten aus der Retorte wie Salzgitter und Wolfsburg wirkt sich natürlich auf die alte gewachsene Stadt Braunschweig in vielerlei Hinsicht aus, wirtschaftlich, bevölkerungs- und siedlungspolitisch, verkehrstechnisch und kulturell. Stadtnahe Dörfer wie Gliesmarode, Lehdorf, Rühme, Querum, Veltenhof und Ölper wurden überwuchert und eingemeindet. So einschneidend dies für die Dörfer selbst war, auf die Stadtstruktur Braunschweigs hatte dies nur geringen Einfluß.

Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg. Die vielen Garnisonen und die auf Rüstung umgestellte Industrie bewirkten in den ersten Kriegsjahren eine hektische Scheinblüte der Stadt. Im Jahr 1943 begannen die ersten Tagesangriffe, im Frühjahr 1944 folgten schwerere Luftangriffe, am 15. Oktober 1944 wurde die Innenstadt fast völlig zerstört.

Ich selbst erlebte das unzerstörte Braunschweig als Architekturstudent im Frühjahr 1939 an der Technischen Hochschule. Bei Daniel Thulesius zeichnend und bei Hermann Flesche hörend, lernte ich das alte Braunschweig kennen und lieben. 1940 wurde ich Soldat in Rautheim, als Rußlandurlauber machte ich einen Tagesangriff im März 1944 mit. Die Reste der Stadt sah ich zwei Jahre später, nachdem ich über die grüne Grenze im Eckertale zurückgekommen war, um irgendwie weiter zu studieren. Geht's weiter? Wie geht's weiter? 1945–1948 Besatzung, Demontage, Flüchtlinge, Wohnungsnot, Hunger, Kälte, wertloses Geld. Lebensmittelmarken, für die es nichts gab, schwarzer Markt.

Dennoch dachte man über einen sicher sehr ferne liegenden Aufbau nach. Viel weiter nach unten konnte es nach dem langen kalten Winter 1946/47 nicht mehr gehen. Extreme wurden diskutiert: manche hofften auf den Wiederaufbau in alter Form, andere forderten einen Neubau an anderer Stelle. Die einen träumten von der lieben alten Stadt, die anderen träumten von einer modernen, praktischen Stadt für einen ebenso modernen, fortschrittsgläubigen, demokratischen neuen Menschen. Es gab Ideen, nach denen die alte, tote Innenstadt wie ein nordisches Pompeji ungebaut und unbewohnt bleiben sollte. Drumherum sollte eine moderne Stadt entstehen. Die Wirklichkeit war anders, die Realität lag dazwischen.

Der Wiederaufbau Braunschweigs hielt sich, weil anderes viel zu teuer gewesen wäre, an den alten Stadtgrundriß, zunächst an alte Keller und Fundamente, an die alten Straßen,

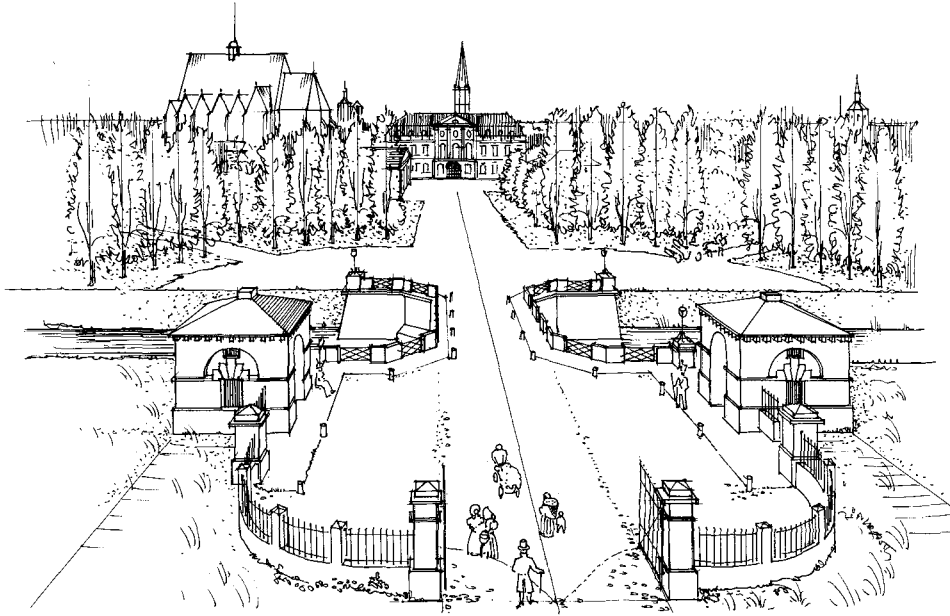


Abb. 4 Augusttor  
Ausrichtung der Achse auf den Blickpunkt: „Palais Riedesel“ (später „Dannes Hotel“).

wegen der noch vorhandenen oder reparierbaren Leitungen. Ich erinnere mich z. B. noch an lange und intensive Diskussionen in Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der „Deutschen Bank“ am Bohlweg gegenüber der heutigen Rathausenerweiterung. Dort hätte der Bohlweg unbedingt verbreitert werden müssen, dem stand jedoch der noch vorhandene Tresor der Bank im Keller im Wege. Schweren Herzens verzichtete man auf die Verbreiterung, dies erschwerte die Innenstadtplanung noch heute. An der Kreuzung Bohlweg-Steinweg hören Fahrspuren und Radwege plötzlich auf, wird es für Fußgänger und Radfahrer zu eng, riegelt die Straßenbahn die beiden Straßenseiten voneinander ab. „Goederitze“ nannte man diesen Engpaß nach dem damaligen Stadtbaurat, der vergeblich vor diesem Fehler gewarnt hatte. Auf Professor Goederitz, Professor Dr.-Ing. Kraemer und Dr. Seelecke, dem damaligen Landeskonservator, geht aber auch eine sehr weise Entscheidung zurück. Wohl wissend, daß der Wiederaufbau der alten Fachwerkstadt eine Illusion sei, schlug man vor, „Traditionsinseln“ zu schaffen. Überall dort, wo – meist um die alten Kirchen herum – noch Reste vom alten Braunschweig erhalten geblieben waren, sollte Altes restauriert, Neues stilgerecht eingepaßt und ggf. alte Bauten von anderswo dorthin umgesetzt werden. Fünf Traditionsinseln wurden genannt: Burgplatz, Altstadtmarkt/Kohlmarkt, Magniviertel, um Ägidien, um St. Michaelis. Als zusätzliche Planungsidee wurde gefordert: der grüne Wallring sollte erhalten und, wenn möglich, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Ferner wurde empfohlen, die Mode gewordenen Hochhäuser sind mit Rücksicht auf die Kirchtürme in und in der Nähe der Altstadt zu vermeiden. Zwar gab es seinerzeit für ein derartiges stadtgestalterisches Programm noch keine rechtliche Grundlage, doch zeigte Kraemer am Beispiel des Alt-



stadtmarktes und Gewandhauses, wie das gemacht werden kann: Das Konzept der „Traditionsinseln“ hat sich so bewährt, daß sich heute Braunschweig, trotz aller Zerstörung, so vorzüglich als Ort für die für 1985 geplante Ausstellung „Stadt im Wandel“ eignet.

Der Wiederaufbau der deutschen Städte nach dem Kriege stellt wohl die größte materielle Leistung des zwanzigsten Jahrhunderts dar. Nirgendwo sind Idealstädte entstanden. Die Zukunft war nicht vorauszusehen, dann ging's plötzlich zu schnell. Die Bedingungen für den Wiederaufbau Braunschweigs waren sehr ungünstig. Wir haben 40 Jahre nach der Zerstörung noch immer viele Baulücken, Teilbaulücken und sogar noch Trümmergrundstücke in der Innenstadt. Die Ostseite des Bohlweges gegenüber der Bezirksregierung gilt heute noch als die „repräsentativste Baulücke Deutschlands“.

Die ungünstigen Bedingungen für unsere Stadt kennen wir alle: Zonenrand, verkehrsungünstige Lage, veraltete Industrien und Fabriken (Konserven, Jute, Optik, Feinmechanik, Fahrräder, Zucker, Mühlen, Fahrzeugbau), Nachbarschaft zwischen Wohlstand in Wolfsburg und Notstand in Salzgitter. Hinzu kommen die Sorgen um Buschhaus mit Helmstedt und Schöningen. Das VW-Werk in Wolfsburg bringt einerseits Wohlstand in die Region, behindert andererseits durch die dort möglichen hohen Löhne andere ortsansässige Industrien und erschwert die ersehnte Neuansiedlung neuer Industrien auf bereitwillig vorgehaltenem Gelände.

Aber auch allgemeine Probleme wirken sich aus, wie der Wechsel zwischen Landflucht und Stadtfucht, Gastarbeitersorgen, Altersstruktur, Gewerbesteueregoismus, Wachstum und plötzliche Schrumpfung.

Eine Stadt mit 250 000 Einwohnern ist eben nicht mehr so gemütlich, wie eine Stadt mit nur 25 000 Menschen um 1800. Keine Stadt der Welt bewältigt heute den fließenden und ruhenden Autoverkehr. Mit Braunschweigs übernommenen Straßennetz und seinen sieben Stadttoren läßt sich der bisher zunehmende Individualverkehr nicht mehr schaffen.

Wie sich die Gebiets- und Verwaltungsreform von 1974 auf die Stadtentwicklung auswirkt, weiß heute niemand. Mit den zusätzlichen agrarpolitischen Problemen, die mit dieser Reform auf die Stadt zukommen, hatte niemand gerechnet.

Über die fast 2 km vom alten Stadtkern entfernte Lage des neuen Bahnhofes ist niemand so recht glücklich. Er liegt für Fußgänger völlig isoliert von der Innenstadt. Ab und zu verirrt sich jemand über die Fußgängerbrücke und wundert sich über die öden Schaufensterscheiben im „Atrium-Bummel-Center“. Abgesehen vom Nahverkehr fahren von Braunschweig leere Züge ab und kommen leere Züge an, die Interzonenzüge bringen nichts für die Stadt. Der Elbe-Seitenkanal und die Hafenerweiterung mit der Bereitstellung potentieller Industrieflächen erwecken immerhin Hoffnungen auf so dringend erwünschte Industrieansiedlungen.

Die Stadttore wurden dem Verkehr geopfert. Das einst großartige Entree über die Wolfenbütteler Straße zum Augusttore verliert sich im Kennedy-Knoten. Das Europa-Loch ersetzt das alte Wilhelmtor. Die Torhäuschen am Petritor sind schon weg. Wünsche, dort die Straße zu verbreitern, werden immer wieder laut. Auch vom Versetzen der Wendentorhäuschen, im Zusammenhang mit dem Durchbruch zur Hamburger Straße, wird geredet.

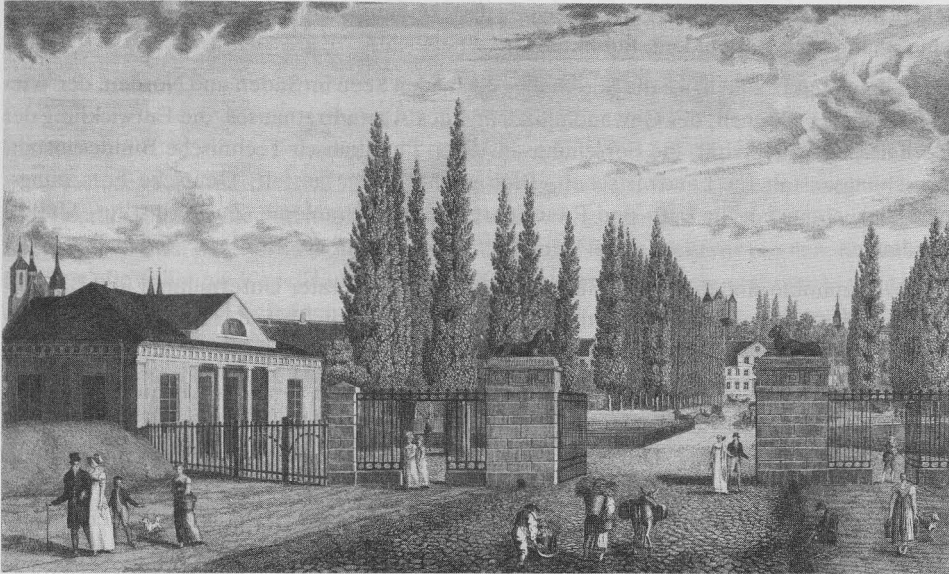


Abb. 5 Das Steintor in Braunschweig im Anfang des 19. Jh.

Radierung von C. Schröder

Original: Braunsch. Landesmuseum: LMB 20798

Die Missetat des Schloßabbruches belastet das Gewissen der Stadt. Traurig wird der Wanderer, wenn er nach langem, einsamen Fußmarsch auf dem breiten Fußgängerweg der viel- und großspurigen Theodor-Heuss-Allee der öden Installationen für die Harz- und Heide-Ausstellung ansichtig wird.

Die Entwicklungs- und Verkehrsprognosen von vor zehn Jahren stimmen nicht mehr. Zwar gibt es mehr Autos; es wird aber weniger gefahren, sonst würde der Benzinverbrauch nicht so spürbar sinken. Der bedauerliche Bevölkerungsrückgang und die noch traurigere Arbeitslosigkeit wirken sich schon jetzt auf den Berufsverkehr aus. Die gleitende Arbeitszeit, die abnehmenden Schultransporte entschärfen die Verkehrsspitzen. Neue Kommunikationstechniken werden in Zukunft viele Fahrten, zum Beispiel zur Bank, zu Sitzungen und Besprechungen, zu Besuchen überflüssig machen. Das alles klingt recht traurig! Es gibt aber auch viel positive Entwicklungen: Die neuen Stadtteile Heidberg-Melverode, die Weststadt, der Schwarze Berg und das Kanzlerfeld haben dazu beigetragen, daß nicht noch mehr Menschen in die stadtnahen Dörfer abwanderten. Die innerstädtischen Kaufhäuser, die Banken, Gaststätten, Fußgängerzonen, Parkhäuser, die Packhof- und Burgpassage, die Förderung innerstädtischen Wohnens, Studentenwohnheime in der Altstadt machen die City attraktiv. Die einst drohende „Verödung der City“ ist heute keine Gefahr mehr.

Das Magniviertel lebt nicht nur dank der vielen Kneipen. Am Bohlweg trifft sich die Jugend. Das Herz der Stadt ist gesund. Störungen, Fehlentwicklungen, Dauerbaustellen gibt's wie überall. Die einst so elegante Einkaufsgegend um die Friedrich-Wilhelm-Straße

leidet unter der aggressiven Nachbarschaft des „Milieus“. Dort fehlt das Ziel „Bahnhof“, eine Bankdirektion zieht kein Publikum an.

Glanzpunkte sind u. a.: die Stadthalle, die beiden Seen im Süden und Norden, der Wiederaufbau der Kirchen, des Gewandhauses und des Altstadt Rathauses, die Entwicklung der Technischen Universität, die Forschungsanstalten Physikalisch-Technische Bundesanstalt, Forschungsanstalt für Landwirtschaft, Biologische Bundesanstalt, Deutsche Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt, die Biotechnologie, Zuckerinstitut, Müllerakademie.

Glanzpunkte sind die vielen mutigen Investitionen privater Unternehmer und Bauherren, der Idealismus und die Heimatliebe vieler Bürger und die Hilfe der Banken, ohne die ja nichts läuft. Als Beispiel sei das Neustadtrathaus genannt.

Wie geht's weiter? Die Stadt schrumpft. Der „Pillenknicke“ und der Abbau von Arbeitsplätzen wirken sich so aus, daß im Jahr 2000 die Einwohnerzahl wohl näher an 200 000 als an 250 000 heranrücken wird. Die Errichtung von Wohnungsneubauten hat nur noch in sehr günstiger Lage bei erträglichen Kosten Erfolgsaussicht. Büros, Praxen werden, ebenso wie neue Verkaufsflächen, nicht mehr gebraucht. Es wird sehr schwierig, die zahlreichen Baulücken an der Wendenstraße, am Hagenmarkt, Bohlweg und Kattreppeln zu schließen. Wer über die Schließung von Schulen nachdenkt, wird heute nicht mehr für verrückt gehalten. Die erfreuliche Altbausanierung der letzten Jahre wird wohl noch eine Zeitlang fortgesetzt.

Eine Wende auf dem Arbeitsmarkt werden wir in Braunschweig, wenn überhaupt, so doch ziemlich spät spüren. Wir müssen deshalb sehr froh sein, wenn es gelingt, einige private und öffentliche Investoren anzulocken: Packhof, Obi – Grüner Löwe, Landeszentralbank, Gerichtsneubau am Eiermarkt, Südrand Schloßpark, Chemiegebäude der TU, Mikroelektronik, Ritter St. Georg. Auch hat das „Bauherrenmodell“ bei allen sozialen Bedenken doch einiges in Bewegung gesetzt.

Nun blicken wir alle nach vorn auf den erhofften Wandel durch die Niedersächsische Landesausstellung „Stadt im Wandel“ 1985. Dem Land Niedersachsen haben wir sehr zu danken, daß es dem Herzen der Stadt durch den Ausbau des Vieweghauses für das Landesmuseum und den Ausbau der Burg Dankwarderode für das Herzog Anton Ulrich-Museum einen wirksamen Schrittmacher einsetzt. Braunschweig wird in aller Munde sein und nicht mehr für eine „Stadt in der Ostzone“ gehalten werden.

Es gibt Weltstädte, Hauptstädte, Metropolen des Handels, der Kunst, Messestädte, Hafenstädte, Universitätsstädte, Touristenstädte, es gibt aber auch Provinzstädte. So hat sich Braunschweig von der Residenzstadt eines Duodezfürstentums über eine fleißige Industriestadt zu einer Provinzstadt gewandelt, mit Zweig-, Neben- und Außenstellen, mit Niederlassungen und einer Bezirksregierung. Provinzstädte sind oft sehr lebenswert und man kann, wenn sie ein so reges Geistes- und Kulturleben und eine solch schöne Umgebung haben, wie Braunschweig, gut in ihnen leben.

# *Die Wasserheilanstalt Königslutter*

1841–1856

Von Heinz Röhr

Nach der Reformation des Benediktinerklosters Königslutter 1542 bzw. 1568 verfielen die Klostergebäude, die nun nicht mehr gebraucht wurden, immer mehr. Im Jahre 1662 waren die alte Abtei, das Dormitorium, die Kapelle „Zum Neuen Pfeilern“ mit dem Kapitelsaal darüber, die Johannis-Kapelle und Teile des Kreuzganges schon nicht mehr vorhanden<sup>1)</sup>. In erträglichem Zustand befanden sich nur noch die neue Abtei, das Refektorium, der Clemenskeller, der nördliche und westliche Teil des Kreuzganges und einige Wirtschaftsgebäude des Klosters, wie die Mühle, das Brauhaus, Stallungen und Scheunen, die von 1768 ab die Brauerinnung als Pächter benutzte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts machte man sich verschiedentlich Gedanken um eine sinnvolle Nutzung der alten Klostergebäude. So wurde 1835 erwogen, darin die Konventualinnen des Ägidienklosters in Braunschweig oder anderer Klöster, namentlich des Klosters Frankenberg zu Goslar, unterzubringen. Ganz andere Ideen aber hatte der Physikus der Stadt Königslutter, Dr. Bauer.

Dieser bat am 2. 12. 1840 das Braunschweig-Lüneburgische Staatsministerium darum, ihm die alten Klostergebäude und die daran anschließenden Gärten für die Einrichtung einer Wasserheilanstalt zur Verfügung zu stellen. Zur Begründung seines Gesuches führte er an, daß nach seinen Erfahrungen als Arzt das bei Königslutter in großer Menge vorhandene Quellwasser sowohl zum Trinken wie zum Baden besonders geeignet wäre. Da außerdem die Umgebung der von der Natur besonders schön ausgestatteten Landstadt Königslutter sehr reizvoll sei, halte er es geradezu für seine Pflicht, dort eine Wasserheilanstalt einzurichten.

Der Leiter des Herzoglichen Amtes in Königslutter unterstützte das Vorhaben in einer Eingabe vom 4. 12. 1840 mit folgenden Worten: „Die Wasserheilanstalten sind in der neuesten Zeit so sehr in Aufnahme gekommen, und es werden deren wohlthätige Wirkungen bei vielen Krankheiten so sehr gepriesen, daß die Anlegung einer solchen Anstalt auch im hiesigen Lande im Allgemeinen gewiß für zweckmäßig gehalten werden muß. Der hiesige Ort möchte sich aber auch ganz vorzüglich dazu eignen. Seine freundliche Lage in der Nähe des Elms, der gerade hier so manch schöne Partien darbietet, das sehr schöne Quellwasser, welches unmittelbar am Fuße des Elms an verschiedenen Stellen so reichlich entspringt, vorzüglich die herrliche Quelle des Lutterbaches, das sogenannte Lutterspring, bieten Vortheile dar, die gerade zu dem beabsichtigten Zweck selten so vereint angetroffen werden möchten. Dazu kommt, daß die noch vorhandenen Stiftsgebäude, welche insoweit sie von der Brauerinnung hieselbst nicht erpachtet sind, gegenwärtig wenig Nutzen gewähren, die beste Gelegenheit darbieten, mit verhältnismäßig geringen Kosten diese Anstalt auf eine höchstzweckmäßige Art einzurichten. – Abgesehen von dem allgemeinen Nutzen, den diese Anstalt gewähren wird, wird durch dieselbe auch, falls sie, wie zu erwarten, in Aufnahme kommt, den Bewohnern der hiesigen Stadt, von Oberlutter und dem Stift mancher Verdienst zugewandt werden, dessen dieselben bei ihrer im Ganzen ärmlichen Lage so sehr bedürfen.“<sup>2)</sup>

Zur näheren Untersuchung des Wassers wurden unter Mitwirkung des herzoglichen Amtes in Königslutter drei nach Vorschrift vor Sonnenaufgang am Spring, im Ulrichsgarten

und in Hagemanns Garten mit Quellwasser gefüllte und versiegelte Flaschen an das oberste Sanitätskollegium in Braunschweig entsandt. In seinem Auftrag stellte Professor Otto Behuf fest, daß das sehr kalkhaltige Quellwasser von Königsutter alle für eine Kaltwasserheilanstalt erforderlichen Eigenschaften besäße. Daraufhin wurde am 26. 7. 1842 ein Pachtvertrag geschlossen, der Dr. Bauer das Abteigebäude, das bis dahin dem Klosteramtman als Dienstwohnung gedient hatte, mit den dazu gehörenden alten Klostergebäuden und Gärten für einen jährlichen Pachtpreis von zunächst 60, später 120 Talern überließ. In dem Pachtvertrag wurde Dr. Bauer auch verpflichtet, die vor dem Wohnhaus stehende uralte Linde „möglichst zu konservieren“ und Preisermäßigungen für ärmere Kurgäste zu gewähren.

Schon vorher hatte Dr. Bauer mit dem Ausbau des alten Abtsgebäudes zum Kurhaus seiner Wasserheilanstalt begonnen. Erhebliche Kosten mußten für das Legen neuer Dielen-Fußböden aufgewendet werden, „da vorher fast in allen Gemächern der oberen Etage Gypsboden sich befand, welcher das Bewohnen derselben für die Curgäste nicht zuträglich gemacht hätte“. Am 26. 8. 1841 berichtet die Domänenkammer an das Staatsministerium nach einer Lokalbesichtigung, daß Dr. Bauer die für die Wasserheilanstalt erforderlichen Anlagen größtenteils vollendet habe, so daß die Anstalt zur Aufnahme von Kurgästen genügend eingerichtet wäre. Besonders erfreut war man in der Domänenkammer über die Instandsetzung des ehemaligen Abteigebäudes. „Es ist nun von dem Dr. Bauer das ganze Stifts-Wohngebäude, selbst abgelegener, vorher völlig unbewohnter und unbewohnbarer Räume, jedoch mit Vermeidung aller luxuriösen Ausstattung zur Aufnahme von Curgästen eingerichtet, dabei für sich selbst die Wohnung und den Raum für die Bade-Anstalt gewonnen. Hierdurch hat das Gebäude ein ganz anderes, sehr viel besseres Ansehen erhalten.“<sup>3)</sup>

Auch im Gartenhaus, einem massiven Vorbau der Stiftsmühle, hatte Dr. Bauer zur Unterbringung der Kurgäste zwei Logierzimmer ausgebaut und an der Lutter zwischen der Stiftsmühle und den Westtürmen der Stiftskirche eine kleine, von einem Wasserrad betriebene Dusche für die Wasserkuren angelegt. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 700 Taler für Veränderungen an den Stiftsgebäuden und 1000 Taler für die Einrichtung der Wasserheilanstalt selbst. Da diese in den folgenden Jahren über Erwarten gut besucht wurde, entschloß sich Dr. Bauer im Jahre 1843, an der Lutter im Forstort „Unter den Eichen“ eine sich über 30 Fuß herabstürzende „Riesendouche“ anzulegen und dort für 1200 Taler ein größeres „Douche-Gebäude“ aufführen zu lassen.

Die Leipziger Illustrierte Zeitung beschreibt die Wasserkuranstalt Königsutter im Jahre 1847 folgendermaßen: „Es dürften wenige Heilanstalten trefflicher gelegen und reicher an Erinnerungen vergangener Thatsachen sein, als es die Wasserheilanstalt im Stift Königsutter ist. Das Curhaus selbst, welches dem Physicus Dr. Bauer, einem gediegenen, vielbeschäftigten Arzt, von der Regierung überlassen worden ist, steht in seinen inneren Räumen unmittelbar mit den alten Klosterzellen und Kreuzgängen in Verbindung, die Locale der eigentlichen Mönchswohnungen umfassen den Hauptteil der Wasserkuranstalt und die vordere moderne Fronte des Curhauses, die aus späteren Zeiten stammt und, wie sie unsere Zeichnung darstellt, die Stiftskirche verdeckt, dient zur Unterbringung der Curgäste und zur Wohnung des ärztlichen Direktors. Die Lutter, dieses perlende, durchsichtige Wasser, fließt dicht am Gebäude vorüber und die ehemaligen unterirdischen Gänge des Hauses sind zur Wasserleitung benutzt, so daß das Heilmittel der Anstalt mitten durch sie fließt. – Zu den

angenehmsten Spaziergängen ist der Weg nach dem ‚Spring‘ zu zählen, der an der in einem steinernen Gebäude sich über 30 Fuß herabstürzenden Riesendouche am Fuße des Elms vorüberführt und sich im lieblichsten Buchenholze verliert. Leidende, welche weitere Wege zur Douche nicht antreten können, finden eine besondere Douche im nahen, nur wenige Schritte vom Curhause entfernten Klostergarten selbst“<sup>4)</sup>).

Die besten Jahre hatte die Wasserkuranstalt Königsutter 1847 allerdings schon hinter sich gebracht. Wie Dr. Bauer selbst in diesem Jahre berichtete, wurde die 1843 angelegte große Dusche „Unter den Eichen“ zwar 1843 – 44 gut besucht, aber bereits 1845 – 46 so wenig benutzt, daß er das Duschgebäude im Jahre 1847 an den Mühlenbesitzer Wilhelm Schaper in Königsutter, der dort eine Formschneide- und Stampfmaschine mit Turbinenantrieb einbauen wollte, verkaufte<sup>5)</sup>. Heute erinnert nur noch der hübsche Wasserfall „Unter den Eichen“ an die einstige Anlage.

Als der Pachtvertrag für das alte Abteigebäude und die dazu gehörenden Klostergärten 1853 auslief, ließ Dr. Bauer nur sein Wohnrecht in diesem Haus für drei Jahre verlängern. 1856 teilte er der Regierung in Braunschweig mit, daß er nach Brasilien auszuwandern gedenke. Seit 1852 betrieb man im ehemaligen Klosterbereich den Bau einer Heil- und Pflegeanstalt, den die Herzogliche Regierung in den Jahren 1861 – 1865 durchführte. Als „Niedersächsisches Landeskrankenhaus“ dient diese Heilanstalt auch heute noch auf dem Gelände des ehemaligen Benediktinerstifts Königsutter der Betreuung und Pflege kranker Menschen.

#### Quellenmaterial

1) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VII B Hs Nr. 324. – 2) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Alt Gr. 18 Nr. 1794. – 3) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 12 Neu Fb 5 Nr. 4324. – 4) Leipziger Illustrierte Zeitung vom 31. 7. 1847. – 5) Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Alt Gr. 18 Nr. 1793.

## *Ehemalige Windmühlen im Raum Salzgitter*

Von Joachim Dette

Auf dem Territorium der vor über 40 Jahren künstlich geschaffenen Stadt Salzgitter fügten sich über 20 Windmühlen, vorwiegend Bockmühlen, malerisch in den ursprünglich nur landwirtschaftlich orientierten Raum ein.

Mühlenautor Kleeberg vermutete in dieser Zusammenballung ein bauerliches Bestreben, von Zwangsmühlen frei zu kommen, dabei ließ er die Braunschweiger Mühlengesetzgebung außer acht, die keinen Mahlzwang kannte. Ausschlaggebend dürfte vielmehr der Wunsch gewesen sein, weite Wege zu den verstreut liegenden älteren Mühlen zu vermeiden.

Anlaß zu den folgenden Untersuchungen gab die spektakuläre Umsetzung der Osterlin-der Bockwindmühle zur Hannover-Messe 1984, begleitet von Presseberichten mit weitab-schweifenden Altersbestimmungen. Als Vorbild wurde Kleeberg mit der Altersangabe 1645 ausgewählt.



Die nachfolgende Aufzählung enthält bisher aufgefundene Mühlenstandorte, ermittelt nach Unterlagen des Nds. Staatsarchivs Wolfenbüttel, des Katasteramtes sowie des Grundbuchamtes Sz.-Lebenstedt. Bewußt verzichtet wurde auf die Wiedergabe zweifelhafter Daten und phantastischer Geschichten aus dem Werke Kleebergs und seiner Epigonen.

In Klammern gesetzte Jahreszahlen geben das erste, vorläufig ermittelte Jahr der schriftlichen Erwähnung an, sind aber nicht unbedingt identisch mit dem Jahr der Erbauung oder dem Alter der vorwiegend aus Holz bestehenden Gebäude. Die römischen Ziffern deuten auf unterschiedliche Standorte, zu verschiedenen Zeiten, aber am gleichen Ort hin. Infolge zeitraubender Untersuchungen war es nicht möglich, in diesem Rahmen, alle Standorte erschöpfend zu behandeln. Möglicherweise ergeben sich später hier und da einige Korrekturen.

Die Aufstellung beginnt mit Bad Salzgitter (Windmühlenberg?), Barum (1622), Beddingen (1817), Bleckenstedt (1868), Bruchmachersen (Holländer 1866), Drütte (1868), Engelnstedt (1884), Engerode (1865), Groß Mahner (1923 abgebrochen), Hallendorf (1812), Immendorf (1809), Kniestedt (1580), Lebenstedt (I 1680, II 1811, III 1860), Leinde (1699, am Hasselanger heute Linke-Hofmann), Lesse (I 1566, II 1811), Lichtenberg (I 1811, II Holländer 1890), Lobmachersen (1862), Osterlinde (I 1566, II 1880), Salder (1750), Sauingen (1605), Thiede (I ?, II 1809).

Holländermühlen können, selbst in küstennahen Gebieten, wie Thedinghausen, erst im 19. Jh. nachgewiesen werden. Anders lautende Berichte für das Land Braunschweig, besonders bei Kleeberg, sind nicht dokumentierbar.

Ein Paradebeispiel für versuchte Mühlendarstellungen bietet das Studium der Geschichte von Sz.-Lebenstedt mit immerhin zwei Wasser- und drei Windmühlen. Die Schwierigkeiten beginnen mit einer häufig wechselnden Zuordnung der Neuen Wasser- und Windmühle an der Fuhse, gelegen zwischen den Orten Lebenstedt und Reppner, nach altem Sprachgebrauch stets als Reppnersche Mühle bezeichnet.

In der Dorfbeschreibung von 1754 (Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel) wurden die Neuen Mühlen Lebenstedt zugeteilt, während sie in den Amts-, Brandkataster- und Gerichtsakten weiterhin unter Reppner erschienen. Hassel und Bege beschrieben die Neuen Mühlen, etwas abgewandelt, gleichzeitig unter Lebenstedt und Reppner. Kleeberg gab zwar einige, jedoch nur für den Eingeweihten erkennbare Hinweise, schloß sich aber weitgehend der Doppelbeschreibung an.

Die Bockwindmühle, etwa 1680 vom damaligen Pächter Heinrich Maßberg selbst erbaut, blieb immer mit der Neuen Wassermühle und ihren Betreibern unter der gleichen Assekuranz Nr. 74 verbunden. Offiziell wurde die 1917 abgebrochene Windmühle mit Wassermühle 1852 zum Gemeindebezirk Lebenstedt gelegt.

H. A. Schultz glaubte die Windmühle Nr. ass. 74, südlich der Wassermühle, an der Straße nach Reppner mit dem Inhaber der sogenannten „Kleinen (Wa) Mühle“ Nr. ass. 62 auf dem heutigen Badegelände westlich Lebenstedts in Verbindung bringen zu müssen.

Dem wohlhabenden Halbspänner und Müllermeister Christian Oppermann in Reppner gehörten nicht nur die Wassermühle Nr. ass. 62 sondern er besaß auch die Windmühlen Nr.

ass. 72 und 73. 1811 stellte der Vater Oppermanns in der Nähe der Wassermühle Nr. ass 62 eine Bockwindmühle auf. Aus bisher nicht bekannten Gründen wurde diese etwa 1847 an den letzten Standort, südöstlich an die Straße nach Salder versetzt. 1890 erwarb der vormalige Pächter Gustav Riemann das Gehöft Nr. ass. 72 mit Windmühle. Seitdem haftete der Name Riemann an der 1940 abgebrochenen Mühle.

Kleinau sammelte die geschichtlichen Daten der „kleinen (Wasser)Mühle“ Nr. ass. 62 unter dem Stichwort „Riemanns Mühle“ obwohl der Name Riemann erst 1890 auftauchte.

Im Zuge von Separationsmaßnahmen, unter anderem Verlegung des Fuhsebettes, ging die Wasserkraft verloren. Die Wassermühle wurde daher 1858 abgebrochen. Als Ersatz baute Oppermann um 1860 an der Straße nach Broistedt, ungefähr 350 m südlich der Krähenriede, eine neue Bockwindmühle, die schon 1890 nicht mehr vorhanden war.

Ähnliche, zunächst verwirrend erscheinende Verhältnisse begleiten die kürzlich in die Schlagzeilen geratene Osterlinder Bockwindmühle. Deren Geschichte führt zurück auf einen durch die Jahrhunderte unverändert gebliebenen Standort am Ostrande der Burgdorfer Flur, im Jahre 1566 zum ersten Male erwähnt. Dort belebten zwei etwa 300 m in Nordsüdrichtung voneinander entfernt liegende Bockwindmühlen die Landschaft zwischen den Dörfern Burgdorf, Lesse und Osterlinde. Deren nördliche wurde stets als Lesser, deren südliche mit dem Müllerwohnhaus stets als (Oster)Linder Windmühle bezeichnet. Um 1580 tauchten Angehörige der weitverbreiteten Müller-, Zimmerer- und Mühlenbauernfamilie Maßberg als gemeinsame Pächter beider Mühlen auf. 1770 kaufte Johann Peter Berking, Pächter der Windmühle in Salder, beide Mühlen auf Erbzins. 1786 klagt dessen Sohn Friedrich über den schlechten baulichen Zustand beider Windmühlen und des Wohnhauses. Er bat dringend um Zuweisung des ihm jährlich zustehenden Bauholzes in Form von einem Fuder Eichenholz und zwei Fudern Buchenholz. 1789 erschien die südliche, sogenannte Osterlinder Windmühle nicht mehr reparabel und hätte durch einen Neubau ersetzt werden müssen. Berking plante indessen, als Ersatz für die Windmühle den Neubau einer Wassermühle am Asselgraben unweit der langen Brücke. Nach Fertigstellung der Wassermühle, auch Apenburger Mühle genannt, brach Berking die baufällige Windmühle ab, ließ aber die sogenannte Lesser Windmühle durch Pächter weiter betreiben. Um 1880 brach der letzte Berking seine Lesser Mühle ab, um sie nahe bei der Wassermühle wieder aufzubauen.

Am Westausgang von Lesse hatte der Kotsaß und Wassermüller Carl Löhr 1811 eine Windmühle errichtet, die nicht mit der Berkingschen sogenannten Lesser Mühle verwechselt werden darf.

Die eigentliche Lesser Mühle kaufte 1871 Heinrich Söchtig aus Burgdorf vom Kotsassen und Wassermüller Heinrich Löhr, dem Sohn von Carl Löhr. Heinrich Söchtig erwarb dazu 1888 die Wasser- und Windmühle am Asselgraben von der Witve Berking. Der Enkel Walter Söchtig widmete sich dem Getreidehandel und übereignete beide Mühlen der Landhandelsfirma Blume und Oppermann (1941). Diese stellten den Mahlbetrieb 1972 im Rahmen der gesetzlichen Stilllegung ein.

Der derzeitige Besitzer der Mühlengrundstücke, Landwirt Ernst Froböse schenkte die Bockwindmühle, deren Unterhaltungskosten er nicht mehr tragen konnte, der Stadt Salzgitter. Nach dem Umweg über Hannover hat die Mühle ihren endgültigen Standort auf dem

Gelände des Städtischen Museums Salzgitter in Salder erhalten. Ein Flacheisen mit der eingeschlagenen Jahreszahl 1776 diente mangels anderer Erkenntnisse als Beweis für das Baujahr der Mühle.

1786 klagte Müller Berking über den schlechten baulichen Zustand beider Windmühlen, demnach wäre die 1776 erbaute Mühle nach 10 Jahren wieder baufällig geworden. Vermutlich wurde das Eisen einem Vorgängerbau entnommen. Einen etwas genaueren Hinweis auf das Alter ermöglicht eine Eintragung im Brandkataster: „Müller Joh. Friedr. Berking modo dessen Erben, 1819 dessen neuerbaute Windmühle“: Um diese Zeit wird ein Neubau zu vermuten sein. Nicht bekannt ist, welche Teile beim Umsetzen 1880 erneuert wurden.

Vielfach wird das Alter von Windmühlen um Sachkunde vorzutäuschen, überschätzt. Ständig dem Wetter und einseitigem Winddruck ausgesetzte, freistehende hölzerne Gebäude überstehen ohne Erneuerung wesentlicher Teile kaum hundert Jahre.

Freilichtmuseen und Mühlenvereine wissen um die beachtlichen Verwitterungserscheinungen und die Höhe der Unterhaltungskosten, der nicht mehr kommerziell genutzten, freistehenden Bockwindmühlen.

Das folgende Quellenverzeichnis erfasst nur einen Teil des umfangreichen, im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel vorhandenen Materials zur Erforschung von Mühlengeschichte.

#### Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel:

2 Alt 5040; 4 Alt Fb. 4 Pkt. 20, 21, 25; 19 Alt 117 Bl. 30 v; 20 Alt 240; 12 A Neu Fb. 2 Nr. XVI 50 Bd. 1; 12 A neu 13 Nachtrag, Nr. 181; 31 Neu 14 Nr. 12 u. 79; 40 Neu Pkt. 10 Nr. 64; 40 Neu 15 Nr. 2656 u. 2725; 127 Neu Fb. 1 Nr. 155; 4 Ldsch. 87 Nr. ass. 67; 184 Bd. 1 Nr. ass. 31; 271 Bd. 1, 2 Nr. ass. 118, 141; 131 N Pkt. 539 Nr. ass. 117; 131 N Pkt. 547 Nr. ass. 72 u. 74; 5 E Nds. Zg. 45/63 Nr. 17.

Sz.-Lebenstedt, Amtsgericht:

Grundbuchakten, betr. Lebenstedt u. Osterlinde.

Sz.-Lebenstedt, Katasteramt:

Separationskarten, um 1860.

Karten:

Top. Atlas des Königreiches Hannover u. Herzogthums Braunschweig. Bearb. v. A. Papen. Hannover 1832–1847, Bl. 56.

Preußische Landesaufnahme v. 1889. Top. Karte 1:25 000. Bl. 3827 Lesse, Bl. 3828 Barum.

Karte des Landes Braunschweig im 18 Jh. Bearb. u. hrsg. v. H. Kleinau u. a. 1:25 000. Bl. 3827 Lesse (1960), Bl. 3828 Barum (1956)

Gedruckte Quellen und Literatur:

Kleeberg, W.: Niedersächsische Mühlengeschichte. Detmold 1964. Hier: S. 391, 393, 394, – Schultz, H.-A.: Die Windmühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter. In: Braunschw. Heimat. Jg. 1968. S. 85–87. – Kleinau, H.: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. 3 Bde. Hildesheim 1968 ff. Hier: Bd. 1, Sp. 390, 2 ab; 6 a (1081); Bd. 2, Sp. 1289, 6 a (1693), 6 a (1764), 6 a (1783), 6 a (1801). – Willmer, Ch.: Das Dorf Lebenstedt. Braunschweig 1897. S. 32 ff. – Wiswe, M.: Die Flurnamen des Salzgittergebietes. Braunschweig 1970. S. 50, 263, 297–302.

# *Ein braunschweigisches Bauernhaus aus der Zeit um 1800*

Von Mechthild Wiswe

Nur kurz geht Rauterberg in seiner Dissertation „Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780–1806“ auf „Das Bauen der Landbevölkerung“<sup>1)</sup> ein und führt unter den Bauten dieser Zeit „Dorfanlagen“, „Pfarrhäuser“, „Amts- und Klosterhöfe“ sowie „Adelssitze“<sup>2)</sup> auf, aber kein einziges Beispiel für ein bäuerliches Wohngebäude. Das mag begründet sein in den Rauterberg vorliegenden Quellen. Im Braunschweigischen Landesmuseum hat sich ein Blatt erhalten, das offensichtlich die Baupläne eines 1801 in Watenstedt (bei Schöppenstedt) auf dem Hof Nr. ass. 30 neu errichteten Bauernhauses zeigt<sup>3)</sup>. Dieses ist noch vorhanden. Es ist im Äußeren nur wenig verändert worden, im Inneren dagegen erheblich umgestaltet. „Grundt und Stand und Giebel und Durch Schnit Riß Den Ackermann Hünenen Zu Watenstedt Seinen Neuerbauten Hause.“ ist auf jenem Blatt von ziemlich ungelinker Hand vermerkt, wie überhaupt die Beschriftung in erheblichem Kontrast zu der sauber ausgeführten maßstabgetreuen<sup>4)</sup> aquarellierten Federzeichnung steht. Seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts verlangte die Obrigkeit im damaligen Lande Braunschweig auch von ländlichen Bauherren die Vorlage von Bauplänen. Nur dann erhielten diese für einen Neubau Unterstützungen vom Staat, sei es in Form von Baumaterialien oder Geldmitteln oder durch Steuererlaß. Durch ein derartiges Vorgehen war sichergestellt, daß die gesetzlich festgelegten Mindestanforderungen an Neubauten erfüllt wurden. Dazu gehörten Grundmauern von bestimmter Mindesthöhe, gemauerte Schornsteine und ein Ziegeldach. Um derartige Bauzeichnungen oder eine zeitgenössische Kopie davon dürfte es sich in dem Watenstedter Beispiel handeln. In der Regel wurden diese Pläne vom zuständigen Amtszimmermeister angefertigt.<sup>5)</sup> Für unsere allerdings läßt sich das – etwa anhand von Archivalien oder durch Schriftvergleich – nicht nachweisen.<sup>6)</sup>

Watenstedt liegt im Bereich des mitteldeutschen Hoftypus. Der Hof Nr. ass. 30 ist heute, wie bereits 1801,<sup>7)</sup> an allen vier Seiten von Gebäuden begrenzt.

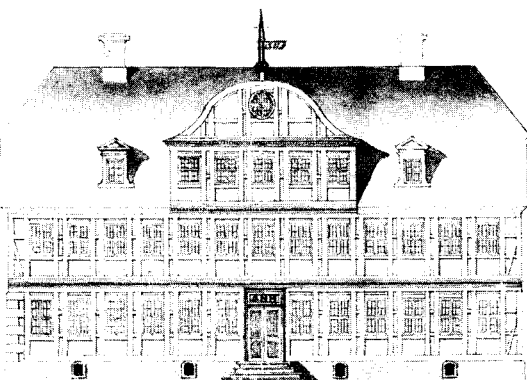
Der Neubau von 1801 erhebt sich an der Südseite des Hofplatzes, wie es im Braunschweigischen für das bäuerliche Wohnhaus üblich war. Die dem Hofplatz zugewandte Schauseite und der Ostgiebel des zweigeschossigen Stockwerkbaus sind völlig in Fachwerk aufgeführt, der Westgiebel dagegen und die Rückfront nur im Obergeschoß aus diesem errichtet, ihr Erdgeschoß dagegen aus Sandsteinquadern. Diese fanden offensichtlich Verwendung, weil sie aus dem benachbarten Heeseberg günstig zu beschaffen waren, freilich nur da, wo sie dem Beschauer nicht ins Auge fallen. Die Schaufront des Gebäudes ist streng symmetrisch gehalten. Sie zeigt 13 Achsen. Die zweiflügelige Haustür, zu der eine breite Treppe hinaufführt, befindet sich genau unter dem mittleren Fenster des ersten Geschosses. An der Rückseite des Gebäudes dagegen, die nur eine schmale Haustür aufweist, sind im Erdgeschoß fünf Fenster und im Obergeschoß sechs unregelmäßig angeordnet, so wie es die Innengliederung des Hauses und die Funktion der Räume erfordern. Darauf ist hingegen an der Vorderfront keine Rücksicht genommen: Vorn rechts im Gebäude liegt der Pferdestall. Er weist die gleichen Fenster auf wie der Wohnteil und nicht etwa die üblichen, kleineren Stallfenster. Der Zugang zum Stall erfolgt von der Giebelseite aus und nicht mehr, wie üb-

licherweise im quergeteilten bäuerlichen Einhaus, von der Langseite. Eine zweite Tür in dieser würde den einheitlichen Gesamteindruck stören! Dieser ist durchaus der eines städtischen Gebäudes. Dazu trägt die Dachgliederung bei. Das Ziegeldach mit Krüppelwalm, wie er in unserem Gebiet bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet war, trägt wiederum nur zur Hofseite hin in der Mittelachse ein Zwerchhaus. Dieses hat dicht nebeneinander fünf Fenster sowie über dem mittleren ein weiteres rundes, ein sogenanntes Ochsenauge. Abgeschlossen wird das Zwerchhaus durch einen geschwungenen Giebel. Links und rechts von diesem erhebt sich aus dem Dach je ein Erker mit einem Fenster und bekrönendem Dreiecksgiebel. In der Mitte war auf dem Zwerchhaus eine nicht mehr vorhandene Wetterfahne angebracht mit der Jahreszahl 1801, die übrigens noch über der rückwärtigen Haustür zu sehen ist. Die Schauseite dieses Bauernhauses steht nicht mehr in der alten Bautradition. Sie dürfte auf dem Reißbrett entworfen sein nach dem Vorbild städtischer Wohnbauten<sup>8)</sup>. Freilich sucht man unter den zwischen 1780 und 1806 datierten, bei Rautenberg wiedergegebenen städtischen Gebäuden aus dem Braunschweigischen vergeblich nach geschwungenen Giebelformen an Erkern oder Zwerchhäusern<sup>9)</sup>. Wohl aber findet man diese an städtischen Bauten aus der Zeit vor 1780, überwiegend denen aus dem ersten Teil des 18. Jahrhunderts<sup>10)</sup>. Offensichtlich ist also in dem Watenstedter Wohnhaus eine ältere Architekturform aufgegriffen worden. Es sei dahingestellt, ob in der Aufnahme neuer Bauformen die gleiche zeitliche Verzögerung des Dorfes gegenüber der Stadt gilt wie in anderen Lebensbereichen. Hin und wieder trifft man auch in anderen Dörfern des Braunschweiger Landes Bauernhäuser mit geschwungenen Giebelformen an Erkern, so z. B. in Sickte, Lucklum und Barnstorf.

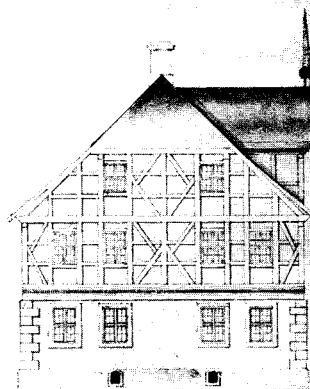
Die Raumaufteilung im Watenstedter Bau von 1801 entspricht dem, wie es bis in das 20. Jahrhundert hinein für die Häuser größerer Bauernhöfe vom mitteldeutschen Typ im Braunschweiger Raum charakteristisch ist<sup>11)</sup>. Im Erdgeschoß verläuft in der Mitte durch die ganze Tiefe des Hauses die Diele. Ihre Größe wurde für notwendig angesehen, weil hier bei einem Todesfall bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg der Sarg aufgestellt wurde und die Trauerfeier stattfand. – Rechts der Diele befand sich der Pferdestall. Die Tiere standen darin so, daß sie ihre Köpfe dem Hausinneren zuwandten<sup>12)</sup>. Dahinter lagen rechts im Haus zwei Räume, davon war einer heizbar. Sie wurden entweder vom Altenteiler bewohnt oder dienten als Futterkammer bzw. Schlafräum für die Knechte. Vorn links im Haus lag die repräsentative „große Stube“, dahinter ein zweites Zimmer. Hinten links befand sich die geräumige Küche, in Jerxheim vermutlich sogar mit einem Brunnen versehen. Der Raum dahinter diente als Speisekammer. Im Obergeschoß wurde der gesamte rechte Teil des Gebäudes vom Kornboden eingenommen, der offenbar lediglich vom Flur des Wohnhauses aus und nicht unmittelbar von außen zugänglich war. Vorn links lagen oben im Haus eine größere und dahinter eine kleinere „Kammer“, hinten links über der Speisekammer eine weitere „Kammer“, wohl sämtlich als Schlafräume genutzt. Über der Küche waren eine Vorratskammer und dahinter neben dem großen Schornstein die Rauchkammer untergebracht.

Vom als „Saal“<sup>13)</sup> bezeichneten oberen Flur war der hintere Teil als weitere „Kammer“ abgetrennt. Leider sind wir über die Funktion der einzelnen „Kammern“ nicht unterrichtet. Es ist aber anzunehmen, daß in diesem Bauernhaus außer der Bauersfamilie auch Knechte und Mägde wohnten. Das Dachgeschoß und der Keller, der nach den Fenstern zu urteilen, unter dem gesamten Gebäude sich ausdehnte, fehlen in den Bauzeichnungen. Der Quer-

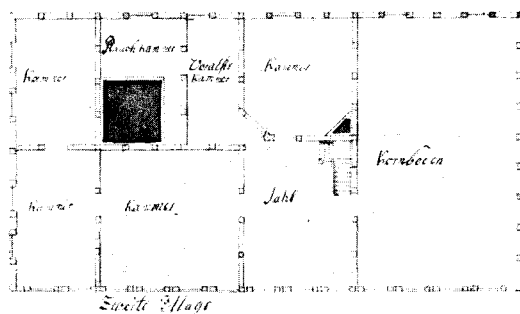
Grund und Wand und dach und durch schrit Auf Den Ackermann Namen  
 In Watenstedt seiner Herrschaft Stube



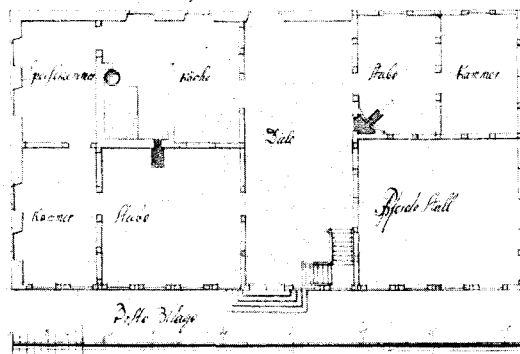
Vordach des Vorder Trübs



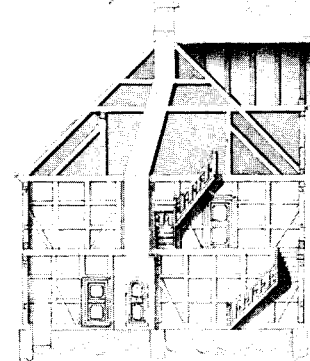
Seiten des Vorder



Seite 1. Etage



Seite 2. Etage



Dach des Vorder

Baurisse des Hauses Watenstedt ass. 30

Original: Braunsch. Landesmuseum: VM 6061



schnitt durch das Gebäude gibt die Lage der Treppen sowie die Konstruktion des Schornsteines wieder. Dieser zeigt einen Knick. Das sollte das Hereinfallen von Regen verhindern. Über die Kosten, die der Watenstedter Neubau von 1801 verursachte, sind wir nicht unterrichtet. Er war mit einer Länge von 74 Fuß<sup>14)</sup> und einer Breite von 36 ½ Fuß wesentlich geräumiger als sein Vorgänger. Dieser hatte in der Länge 50 Fuß, in der Breite 30 Fuß gemessen und war ebenfalls an der Südseite des Hofplatzes, freilich neben dem Neubau, gelegen. Das alte Wohnhaus ist in der Dorfbeschreibung von Watenstedt von 1754 näher gekennzeichnet<sup>15)</sup>. Es war damals mit Stroh gedeckt und noch in „ziemlichem“ (d. h. mittelmäßigem) Zustand. Es hatte eine Stube, fünf Kammern sowie die Küche mit „gehörigen“ Brand- und anderen Mauern, war aber noch ohne Schornstein. Der Vergleich beider Gebäude zeigt eine erhebliche Verbesserung im Wohnwesen dieses Bauern, die Ausdruck erhöhter Wohlhabenheit und gesteigerten Repräsentationsbedürfnissen sein dürfte. Zum Vergleich sei angeführt, daß im Jahre 1804 das Pfarrhaus von Watenstedt 56 Fuß lang und 30 Fuß breit war<sup>16)</sup>. Der Hof Watenstedt Nr. ass. 30 gehörte nach seiner Klassifikation als Ackerhof und nach seinem Landzubehör von etwa 200 Morgen Ackerland, sechs Morgen Wiesen, zwei Grasgärten von insgesamt 1 Morgen 55 Ruten Fläche und einem Küchengarten von ¾ Morgen<sup>17)</sup> zu der Klasse der größten Bauernhöfe. An Großvieh waren auf diesem Hofe 1754 sieben Pferde, ein Fohlen und drei Kühe (ein Teil des Rindviehs war an einer Seuche gestorben) vorhanden<sup>18)</sup>, 1810 aber fünf Pferde, sieben Kühe und ein Rind<sup>19)</sup>. Dem entsprachen die Wirtschaftsgebäude. Am Hofplatz lagen zu Beginn des 19. Jahrhunderts außer dem Haus zwei Scheunen, zwei Ställe und ein Schweinekoben. Außerdem gehörte zu diesem Hof eine Scheune auf dem Kirchhof<sup>20)</sup>. In dieser wurden in älterer Zeit die Vorräte eingelagert, wenn die Dorfbewohner in der Kirche vor Raubüberfällen, besonders in Kriegszeiten, Schutz suchten.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Rauterberg, Claus: Bauten und Bauwesen im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780–1806. Braunschweiger Werkstücke Bd. 46. Braunschweig 1971, S. 58–60. – <sup>2)</sup> Rauterberg, a. a. O. S. 119–130 und Katalog der Bauten S. 179 ff. – <sup>3)</sup> Inventarnummer VM 6 061, Blattformat: Höhe 48 cm, Breite 34 cm. – <sup>4)</sup> Maßstab: etwa 1:112. – <sup>5)</sup> Vgl. Rauterberg a. a. O. S. 58–60. – <sup>6)</sup> Das zeigt ein Vergleich mit den von Rauterberg im „Katalog der Bauten“, S. 179 ff. seiner Arbeit verzeichneten etwa gleichzeitigen Risse ländlicher Gebäude. – <sup>7)</sup> Vgl. Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Landschaft 227 Bd. 2. – <sup>8)</sup> Vgl. hierzu auch Rauterberg, a. a. O. S. 60. – <sup>9)</sup> Vgl. den Katalog- und den Abbildungsteil bei Rauterberg a. a. O. – <sup>10)</sup> Vgl. die Beispiele bei Luckhaus, W.: Das Bürgerhaus des Barock in der Stadt Braunschweig. Hannover (1921). – <sup>11)</sup> Eitzen, Gerhard: Bauernhäuser im nördlichen Harzvorland, S. 175–179. – <sup>12)</sup> Eitzen, a. a. O. S. 175. – <sup>13)</sup> Bis in die Gegenwart ist die Bezeichnung „Saal“ für den oberen Flur des Bauernhauses im Braunschweigischen üblich geblieben. – <sup>14)</sup> 1 braunschweig. Fuß = 0,28536 m. – <sup>15)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20 Alt 400. – <sup>16)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Landschaft 227 Bd. 2. – <sup>17)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20 Alt 400; 13 W 1469; 13 W 1382. – <sup>18)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20 Alt 400. – <sup>19)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 13 W 1469. – <sup>20)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Landschaft 227 Bd. 2, 4 Landschaft 446.

## *Sagen aus dem Hasenwinkel.*

Von Heinz-Bruno Krieger

Im Jahre 1970 war ich nach einem schweren Verkehrsunfall mehrere Monate stationär im Kreiskrankenhaus Helmstedt ans Bett gefesselt und hatte dort Gelegenheit, mit einem Bettnachbarn, der aus dem Dorfe Rottorf am Klai stammte, Gespräche zu führen. Ich brachte dann die Unterhaltung auf mir besonders am Herzen liegende Themen, zumal ich vorsichtig vorgetastet, und herausgefunden hatte, daß mein Gesprächspartner doch in seiner Wesensart tief im niedersächsischen Brauch und Glauben verwurzelt war. In folgenden Angaben, die ich wortgetreu damals aufzeichnete, gebe ich diese, mir von Herrn Otto Wärsch gemachten Aussagen wieder.

Rottorf am Klai gehörte bis 1974 zum Landkreis Gifhorn. – Seit der Gebietsreform 1974 ist Rottorf a. Kl. Ortsteil der Gemeinde Grasleben und gehört seitdem zum Landkreis Helmstedt.

### **Teufelskatzen.**

Vor Jahren gingen ein paar Bauern aus Rottorf des Morgens früh zur Jagd in die Feldmark. So sehr sie sich auch bemühten, von den vielen Hasen, die vor ihnen dahin hoppelten, einen zu erjagen, war doch jeder Schuß vergebens. Ohne auch nur ein Stück Wild erlegt zu haben, mußten sie unverrichteter Dinge Stunden später wieder nach Hause gehen. Als sich nun die Bauern im Dorfe voneinander trennten, sagte der eine zu dem anderen: „Wißt Ihr auch warum wir heute kein Glück bei der Jagd hatten?“ – Wie nun der andere verneinte, fuhr der Bauer in seiner Rede fort: „Als ich heute morgen vom Hofe kam, sind mir drei Katzen über den Weg gelaufen. Das waren aber ‚Teufelskatzen‘, und darum haben wir bei der Jagd kein Glück gehabt!“ –

### **Mutter Ratje.**

Bei Erich Fricke in Rottorf wohnte vor Jahren die alte Mutter Ratje, die in dem Ruf stand, mehr zu können als andere Frauen. –

Sie konnte besprechen und wollte man im Dorfe wissen, wer Mensch und Vieh „wat anne dau“, ging man zu Mutter Ratje, die dieses bald herausbekam.

Andere Leute wiederum wollten wissen, daß die alte Frau mit dem Teufel im Bunde sei und nicht selten Menschen und Vieh verhext habe. Als nun ihr letztes Stündlein angebrochen war, wollte Mutter Ratje unbedingt, daß Erich Fricke bei ihr bleiben sollte. Sie wollte diesem in ihrer letzten Stunde die „Schwarze Kunst“ beibringen. Aber es kam alles anders. Herr Fricke wurde plötzlich dringend fortgerufen – als er nach längerer Zeit wieder nach Hause zurückkam, war Mutter Ratje inzwischen verstorben. – Sie hat somit ihre Kunst und ihr Wissen mit ins Grab genommen.

### **Der bestrafte Hexenmeister.**

In Rottorf am Klai wurde einem Bauern das Vieh verhext. Er konnte machen was er wollte, das Vieh wollte nicht gedeihen.

Hierauf ging er zu einem Mann, der sehr fromm gewesen sein soll. Es war auch im Dorfe bekannt, daß dieser fromme Mann mehr konnte als gewöhnlich Sterbliche und Mittel und Wege finden würde, um gegen den bösen Hexenmeister anzugehen.

Der fromme Mann hat dem Bauern auch geholfen. Das Vieh gedieh wieder und alles kam in Ordnung. Um aber den Hexenmeister zu bestrafen, sagte der Mann, sollten ihm alle Zähne im Munde ausgehen.

Es dauerte nicht lange, da bekam einer aus Rottorf dolle Zahnschmerzen. Er mußte nach Rhode zum Barbier, der ihm dann alle Zähne ausziehen konnte.

Alle im Dorf wußten nun wer der böse Hexenmeister gewesen war.

### **Wie die Wärsch ihr Haus bekamen.**

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Sisbeck eine Familie Wärsch. – Die Frau und Mutter war eine fleißige Person, die es gern zu etwas gebracht hätte. Ihr sehnlichster Wunsch war, ein eigenes Grundstück mit einem Stück Land und Garten ihr eigen zu nennen. Nun hörte Frau Wärsch eines Tages im Dorfe, daß in Rottorf am Klai ein Haus zu bekommen sei, das der bisherige Eigentümer unter besonderen Bedingungen veräußern wollte. – Frau Wärsch ging nach Rottorf und sprach mit dem Besitzer des Hauses. Dieser Mann war aber ein Freimaurer und sagte der Frau, daß er bereit sei das Haus zu veräußern. Sie mußte jedoch eine Bedingung erfüllen, nämlich die, ihm als Gegenwert ihren eigenen Mann zu verkaufen. –

Die Frau ist damit einverstanden gewesen und seitdem ist das Grundstück bereits seit vielen Jahren im Besitz der Familie Wärsch! –

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Kurt, Kronenberg: Die Glasfenster der Gandersheimer Stiftskirche. (= Große Baudenkmäler 355). München und Berlin: Deutscher Kunstverlag 1984. 24 S., 21 Farbbabb., 1 Grundriß. 8° – Geheftet.

Unter den mittelalterlichen Kunstwerken der Gandersheimer Stiftskirche waren bedeutende Glasfenster, wie alte Beschreibungen ausweisen. Abgesehen von einem einzigen, nicht einmal zu den wertvollsten gehörenden Stück, sind diese in der Neuzeit in Verlust geraten. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber wurde die alte Tradition erneuert.

Nach und nach sind dank der Stifterfreudigkeit einzelner Persönlichkeiten sowie von Firmen alle Fenster der Stiftskirche, die sich in Sichthöhe befinden, mit polichromen Verglasungen mit figürlichen Darstellungen geschmückt worden. Obwohl die Erfüllung dieses Programms sich über den Zeitraum von 1959 – 1976 hingezogen hat, hat es ein einziger Künstler bewältigt, der Hamburger Maler und Bildhauer Claus Wallner.

In der anzuzeigenden kleinen Schrift stellt Kurt Kronenberg, der unermüdliche Chronist Gandersheims, nach einer knappen Einleitung die

Fenster in einfühlsamer Art vor. Beschreibung und Ausdeutung der christlichen Sinngebung verbinden sich im Text fast unmerklich. Die Gruppe von insgesamt 22 Bildfenstern von recht unterschiedlicher Farbgebung – alle sind farbig abgebildet – enthält biblische Themen sowie solche der Kirchengeschichte, die einen direkten Bezug zu Gandersheim haben. Das Spektrum reicht von der Frühzeit des Stiftes bis zur Einführung der Reformation. So ist ein Fenster dem Reformator Gandersheims, Hermann Hammelmann (1525–1595), gewidmet, ein anderes Roswitha, der zweifellos bedeutendsten Frau in Gandersheims Mauern, ein weiteres zeigt 12 der 48 Äbtissinnen des Stiftes. Unter den biblischen Szenen sind solche aus dem Alten Testament gleichermaßen vertreten wie aus dem Neuen Testament.

Die Schrift, die eine vorzügliche Lektüre darstellt, mag Anregung sein, die Gandersheimer Stiftskirche einmal unter anderen Gesichtspunkten zu besuchen, als es gemeinhin der Fall ist.

MWi

Franz-Josef Christiani: Schloß Richmond. Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig. 44. Braunschweig: Städtisches Museum 1984. 96 S., 47 teils farbige Abb. – Kart. u. Ln.

Eine architektonische Kostbarkeit Braunschweigs, das frühklassizistische Parksloß Richmond vor den Toren der Stadt, hat nach seiner zweiten Restaurierung seit dem Kriege (1977/81) endlich eine ansprechende Darstellung seiner Baugeschichte und seines kulturellen Umfelds erhalten. Die erste Wiederherstellung von 1955/56 war lediglich von einer veröffentlichten Rede des damaligen Oberstadtdirektors Dr. Lotz begleitet, die der Städtische Baudirektor Dr. Böhlke im wesentlichen verfaßt hatte.

Der Autor der jetzt vorliegenden, mit Bildern köstlich ausgestatteten Schrift ist selbst Architekt und hat einfühlsam die historischen und baulichen Schicksale des Schlosses nachgezeichnet, soweit sie die Literatur, die Archivalien in Braunschweig und Wolfenbüttel sowie der jetzige Baubefund noch ermitteln lassen. Insbesondere die jetzt entdeckte alte Ausmalung und ihre behutsame Restaurierung machen neben seinen schon bekannten Vorzügen den neuen Reiz des Schlosses aus.

Es ist 1768/69 von dem Hofbaumeister Carl Christoph Wilhelm Fleischer im Zuckerbergsgeleände über der malerischen Okeraue für den Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand und seine britische Gemahlin Auguste errichtet worden. Die landfremde Prinzessin, die den Bau aus ihrer Mitgift finanziert hat, fühlte sich hier im weiten, natürlich gewachsenen Parkgelände an ihre Heimat und den ungezwungenen Lebensstil in den englischen Herrenhäusern erinnert. Der Bau mit seinem reizvollen geometrischen Grundriß zeigt schon eine deutliche Abkehr von barocken Formen zum neuen Klassizismus hin. Er ist seit 1782 in diesem Sinne von dem jüngeren Hofbaumeister Christian Gottlob Langwagen ergänzend umgestaltet worden. Erst jetzt kam die ganze Harmonie der Anlage „zwischen Grundriß, Aufriß und Raumerlebnis, der Stellung und Beziehung zum Park und der Landschaft“ voll zur Geltung. Das Schloß hat dann bis zum Ende der Monarchie als Sommerresidenz gedient und manchen geschichtsbekannten Gast in seinen lichten Mauern gesehen. Es kam schließlich 1935 durch Kauf in den Besitz der Stadt, die dann nach dem Kriege Richmond als repräsentative Begegnungsstätte und intimes Konzerthaus mehrmals hat liebevoll restaurieren lassen, wofür ihr Dank gebührt. Hoffen wir mit dem Verfasser, daß auch der englische Park, der untrennbar zu dem „Gartenschloß in ländlicher Idylle“ gehört, in absehbarer Zeit stilgerecht wiederhergestellt werden möge.

Richard Moderhack

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

---

## Inhalt

*der Hefte 1–4 des 70. Jahrgangs 1984*

Josef Daum wurde 60 Jahre alt Von Werner Flehsig . . . . .	1
Die Anfänge des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz Von Günter Scheel . . . . .	8
Mahlzeiten am Tage der Hausschlachtung in Ostfalen Von Werner Flehsig . . . . .	29
Zum Gedenken an Gerhard Bothe. 1901–1984 Von Richard Moderhack . . . . .	37
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1984 Von Mechthild Wiswe . . . . .	39
Volkstümliche Zierhandtücher. Volkskunst aus dem Braunschweiger Raum Von Dörte Becker . . . . .	49
Himmelsbriefe und Gredoria als Dokumente der Volksfrömmigkeit Von Jörg Rohé . . . . .	63
Wer hat den Vortritt? Rangfragen in der Barockzeit Von Kurt Kronenberg . . . . .	80
Johannes Selenka – ein Braunschweiger im Kampf für das deutsche Handwerkerprogramm 1848/49 Von Karl Traupe . . . . .	85
Die Bekassine, ein Vogel feuchter und sumpfiger Wiesen ist im Bestand bedroht Von Rolf Jürgens . . . . .	91
Die Namen des Weihnachtsmannes in Ostfalen Von Werner Flehsig . . . . .	97
Braunschweig im Wandel. 1800–1984 Von Justus Herrenberger . . . . .	105
Die Wasserheilanstalt Königslutter 1841–1856 Von Heinz Röhr . . . . .	115
Ehemalige Windmühlen im Raum Salzgitter Von Joachim Dette . . . . .	117
Ein braunschweigisches Bauernhaus aus der Zeit um 1800 Von Mechthild Wiswe . . . . .	121
Sagen aus dem Hasenwinkel Von Heinz-Bruno Krieger . . . . .	125
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	41,93,128